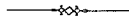


Zeitschrift

für

österreichische Volkskunde.



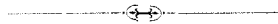
Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien.

Redigiert von

Dr. Michael Haberlandt.

V. Jahrgang 1899.

Mit 26 Textabbildungen und 5 Figurentafeln.



WIEN.

Verlag des Vereines für österreichische Volkskunde.

Commissionsverlag: Gerold & Co., Wien, I. Stefansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.

Inhaltsverzeichniss des V. Jahrganges.

	Seite
Inhaltsverzeichniss	III
Verzeichniss der Abbildungen	V

I. Abhandlungen.

Adolf Kettner: Schlesische Lebzeltformen (mit 5 Abbildungen)	1
Dr. Franz Tappeiner: Einige ethnologische und anthropologische Aufzeichnungen über die Bewohner des hintersten Oetzthales und des Schnalserthales	4
Dr. Oskar Hovorka von Zderas: Dalmatinische Spitznamen	8
Johann Haudeck: Volkstracht im Leitmeritzer Mittelgebirge	14, 79
Dr. Robert Weissenhofer: Jugend- und Volksspiele in Niederösterreich I.-II.	49, 113
Marie Marx: Lieben und Hassen des jungen Bauernvolkes im Mürzthale	57
Dr. J. A. Freiherr v. Helfert: Záhoří und Záhořer	60
Josef Blau: Der Typus einer Bauernkirche St. Leonhard bei Neuern im Böhmer- walde	70
Prof. Franz Wilhelm: Alte Stein-Kreuze und Kreuz-Steine im nordwestlichen und westlichen Böhmen. Mit 5 Figurentafeln	97, 202
Dr. Arthur Petak: Grabschriften aus Leonding in Oberösterreich	119
Johann Haudeck: Hausfleiss und Hausindustrie im Leitmeritzer Mittelgebirge	145
A. C. v. Kochanowski: Ostereier in der Bukowina und Galizien (mit 21 Ab- bildungen)	155
Dr. Arthur Petak und Josef Schwarzbach: Todtendichtung II	162, 260
Josef Blau: Flachsbaum und Flachsverwerthung in der Rothenbaumer Gegend	193, 241
Dr. M. Urban: Volks-Hirtenslieder aus dem vorigen Jahrhundert	226
Dr. M. Urban: Alte Deutsche Volkslieder	269

II. Kleine Mittheilungen.

Dr. Michael Haberlandt: Aus dem Lungau	20
Franz Branky: Glockeninschriften aus Krumau	88
Josef Blau: Der Brauch beim Essen in den Ortschaften der Pfarre Rothenbaum	90
Heinrich Moses: Die unglücklichen Tage des Jahres	130
Dr. Hans Schukowitz: Die „Neidkrankheit“	131
E. K. Blümml und Fr. Höfer: Die Beziehungen der Pflanzen zu den Kinder- spielen in Niederösterreich	132
J. Kaesbacher: Das Glöckelgehen im Salzkammergute	135
H. Ankert: Der Mond im Glauben des nordböhmisches Volkes	136
Heinrich Moses: Das „Fürziehen“	138
Dr. M. Urban: Ein Gefeiite-Brief und Geleiite-Sprüche	172
Heinrich Ankert: Johannesbräuch	175
Anton Englert: Zu dem Kinderlied: „Zürnt und brummt der kleine Zwerg“	175
Carl Mosée: Zur Sage von der „Habergeiss“	176
Dr. Hans Schukowitz: Altsteierische Hausgeräthinschriften	177
Emil K. Blümml: Bienenzauber in Bosnien und Slavonien	187
Franz Paul Piger: Lied beim Pilotenschlagen	234
Dr. M. Höfler: Gebildbrote (eine Rundfrage)	276
C. Reiterer: Das Glöckeln im Salzkammergute in Steiermark	277

III. Ethnographische Chronik aus Oesterreich.

Zur Hausforschung S. 23. — Von den Murthaler Volkskomödien S. 23. — Verein für Egerländer Volkskunde S. 24. — Sammlung volksthümlicher Ueberlieferungen in Deutschböhmen S. 24. — Das Steiermärkische Landesmuseum Joanneum 1898. — Pariser Weltausstellung 1900. — Kaiser Franz Josef-Museum in Troppau S. 235. — Museum Francisco-Carolinum in Linz S. 236. — Teplitzer Museums-Gesellschaft. S. 236. — Volkstracht im Leitmeritzer Mittelgebirge S. 236. — Graf Wladimir Dzieduszycki † S. 277. — Vorarlberger Museumsverein 1898 S. 278. — Deutscher Volksgesangverein in Wien 1898 S. 278. — Ferdinandeum in Innsbruck S. 278.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen.

1. Die Donauländer (Dr. M. Haberlandt) 25
2. Materyaly antropologiczno-archeologiczne i etnograficzne (Prof. Dr. Gr. Polivka) 25
3. Schriften des Deutschen Volksgesangvereines in Wien 26
4. Echte Tiroler Lieder, herausgegeben von F. F. Kohl (Prof. P. Passler) 92
5. Die Zeugung in Sitte, Brauch und Glauben der Südslawen 93
6. Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. Gesammelt von J. J. Ammann, II. Theil (Dr. M. Haberlandt) 95
7. Dr. M. Höfler: Krankheitsdämonen (Dr. M. Haberlandt) 95
8. Dr. Alexander Peez: „Erlebt — erwandert.“ I. (Dr. M. Haberlandt) 95
9. G. W. Gessmann: Die Pflanze im Zauberglauben 138
10. Karten der Verbreitung von Deutschen und Slawen in Oesterreich 139
11. Lucyan Malinowski: Erzählungen des polnischen Volkes in Schlesien (Prof. Dr. Gr. Polivka) 139
12. Führer durch Dalmatien (Dr. M. Haberlandt) 191
13. Allgemeine Methode der Volkskunde. Von L. Schermann und Friedrich Salomon Krauss (Dr. M. Haberlandt) 191
14. Das deutsche Volkslied. Zeitschrift unter der Leitung von Dr. J. Pommer und Hans Fraungruber (Dr. M. Haberlandt) 191
15. Franz Zell: Bauernmöbel aus dem bayerischen Hochland. (Dr. M. Haberlandt) 237
16. Dr. Anton Kerschbaumer: Wahrzeichen Niederösterreichs. (Dr. M. Haberlandt) 238
17. Moriz Heyne: Das deutsche Wohnungswesen etc. (Dr. M. Haberlandt) 238
18. Carl Bücher: Arbeit und Rhythmus. 2. Aufl. (Dr. M. Haberlandt) 239
19. Prof. Dr. L. Lewin und Dr. M. Brenning: Die Fruchtabtreibung durch Gifte und andere Mittel. (Dr. M. Haberlandt) 240
20. Adolf Flachs: Rumänische Hochzeits- und Todtengebräuche. (Dr. M. Haberlandt) 240
21. Mittheilungen der k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. XXV. Bd. (Dr. M. Haberlandt) 279
22. Dr. Franz Söhns: Unsere Pflanzen 279
23. Dr. Heinrich Sabersky: Ueber einige Namen von Bergen, Thälern, Weilern, Weiden und Hütten in der Umgebung von Madonna di Campiglio. (Dr. M. Haberlandt) 280
24. Hans Schreiber: Wiesen der Randgebirge Böhmens. (Dr. M. Haberlandt) 280
25. Wandbilder zur österreichischen Geschichte. (Dr. M. Haberlandt) 280
26. Dr. M. Höfler: Deutsches Krankheitsnamenbuch. (Dr. M. Haberlandt) 280
27. Josef Schiepek: Der Satzbau der Egerländer Mundart. (Dr. A. Hauffen) 281

2. Uebersichten.

1. A. Schlossar: Bibliographie der steiermärkischen Volkskunde. Ende August 1895 bis Ende December 1898 29
2. Prof. Roman Zawiliński: Bibliographische Uebersicht der polnischen Volkskunde in Galizien in den Jahren 1895 und 1896 32

V. Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

Jahresbericht pro 1898, erstattet vom Präsidenten Freiherrn v. Helfert	39
Museumsbericht pro 1898, erstattet vom Director Dr. M. Haberlandt	42
Lotteriebericht, erstattet von Dr. Sigismund Fessler	45
Cassenbericht	48
Vermehrung der Sammlungen 1899	96, 142, 192, 284

Verzeichniss der Abbildungen.

Fig. 1. Schlesische Lebzeltenform: Edelmann	1
Fig. 2. Schlesische Lebzeltenform: Edeldame	1
Fig. 3. Schlesische Lebzeltenform: Königin	2
Fig. 4. Schlesische Lebzeltenform: Edelmann in der Tracht des 16. Jahrhunderts	2
Fig. 5. Schlesische Lebzeltenform: Edeldame	2
Fig. 6. Stift für die Wachszeichnung auf Ostereiern	156
Fig. 7. Osterei aus der Wisinitzer Gegend mit „Hasenohrmuster“	157
Fig. 8. Osterei aus der Wisinitzer Gegend	157
Fig. 9. Osterei aus Wisinitz	157
Fig. 10. Osterei aus Wisinitz mit Kreuzmuster	157
Fig. 11. Osterei aus dem Thal Wisienka mit Kreuzmuster	157
Fig. 12. Osterei aus Wisinitz	157
Fig. 13. Osterei aus Wisienka mit Rechenmuster	157
Fig. 14. Osterei mit Liniennetz	157
Fig. 15. Osterei aus Riona	157
Fig. 16. Osterei mit Palmenmuster	159
Fig. 17. Osterei mit Sternmuster	159
Fig. 18. Osterei aus Riona	159
Fig. 19. Osterei aus Berhomet	159
Fig. 20. Osterei aus der Umgebung von Czernowitz	159
Fig. 21. Osterei aus der Umgebung von Czernowitz	159
Fig. 22. Osterei aus Jaworów	159
Fig. 23. Osterei aus Jaworów	159
Fig. 24. Osterei aus Jaworów	159
Fig. 25. Osterei aus Jaworów	161
Fig. 26. Osterei aus Jaworów	161

5 ganzseitige Figurentafeln mit Kreuzsteinen aus Westböhmen.

I. Abhandlungen.

Schlesische Lebzeltformen.

(Mit 5 Abbildungen.)

Von Adolf Kettner, Freiwaldau.

Schon frühe finden wir in Schlesien eigene Innungen der Pfefferküchler, so 1293 in Schweidnitz, 1357 in Appeln. Sonst standen die Pfefferküchler zu den Bäckern, d. h. gehörten dieser Innung an. Im Jahre 1733 gab es in Troppau neben 24 Bäckern 7 Lebküchler, eine



Fig. 1. Schlesische Lebzeltform (A 1): Edelmann.



Fig. 2. Schlesische Lebzeltform (A 2): Edeldame.

grosse Anzahl im Vergleiche zur Gegenwart, die in dem heutigen viel volkreicheren Troppau kaum 7 Lebzeltner finden dürfte.

Die Pfefferküchler wären im Mittelalter und noch Jahrhunderte später eine Art Künstler, die damaligen Erzeugnisse werden von denen der Gegenwart wohl kaum übertroffen werden. Die alten Lebzeltformen sind Erzeugnisse einer bemerkenswerthen Kleinkunst. Merkwürdig ist, dass die Lebzeltformen im Mittelalter bis in die

neuere Zeit trotz der schon vielfach durchgeführten Theilung der Arbeit, trotzdem man eifersüchtig darüber wachte, dass Keiner dem Andern in's Handwerk pfusche, von den Pfefferküchlern selber hergestellt wurden. Die Lebzeltner mussten nicht nur das Backen der vielbegehrten Leckerbissen verstehen, sie mussten auch mit dem Stecheisen umzugehen wissen, und war diese Arbeit ihres Berufes die ungleich schwierigere.

Im verflossenen Jahre hatte in Freiwaldau ein Kreis von Damen unter Mitwirkung des Schreibers dieser Zeilen eine Ausstellung »Alt-



Fig. 3. Schlesische Lebzeltform (B 1): Königin.

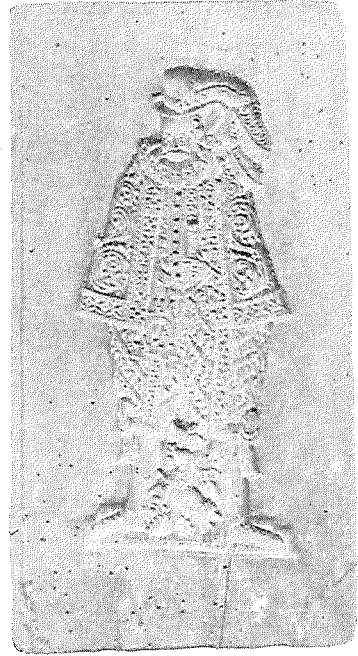


Fig. 4. Schlesische Lebzeltform (B 2): Edelmann in der Tracht des 16. Jahrhunderts.

freiwaldau« ins Leben gerufen, welche Ausstellung zeigen sollte, wie es zur Vorväterzeit in Stadt und Dorf gewesen: wir sollten unsere Vorfahren von der Wiege bis zum Grabe begleiten. Die Ausstellung führte uns in das einfache und doch so trautliebe Dorfstübchen, sie führte uns in die Stube des Städters mit ihrem gediegenen Hausrathe, sie zeigte uns, was des Bürgers Fleiss in früheren, längst vergangenen Tagen geschaffen, zeigte uns, dass unsere Ahnen ein wehrhaft Geschlecht gewesen, stets zur Vertheidigung ihres Heims bereit, das sie sich einst mit dem Pfluge und der Egge als Bauern, mit der Pike und Haue als Bergleute, dem Webstuhle und anderem Handwerkszeuge als Bürger durch saure Arbeit errungen.

Die Ausstellung bot, trotzdem ein grosser Theil des Publicums in Stadt und Land sich dem Unternehmen in Bezug auf das Aus-

stellen von Gegenständen ablehnend verhalten hatte, doch des Interessanten die Fülle, so dass dieselbe, die ursprünglich nur auf drei Tage berechnet war, sechs Tage für das sich immer mehr erwärmende Publicum offen gehalten wurde: es will das viel sagen in einer Stadt von nicht viel über 6000 Einwohnern.

Ganz besonders unserer Stadt angehörig waren die ausgestellten Lebzeltformen. Die Ahnen des heute dem Stande der Leinengrossindustriellen angehörigen Freiwaldauer Patrizierhauses Raymann waren in langer Linie Lebzeltner und Wachszieher gewesen, der letzte Lebzeltner dieses Namens, Josef Raymann, lebte in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts und übergab das Geschäft, um sich ganz dem Garnhandel und der Leinenerzeugung zu widmen, seinem aus dem benachbarten Preussisch-Schlesien eingewanderten Werkführer Franz Otte, und befindet sich das blühende Geschäft heute im Besitze der Witwe nach dem Enkel dieses Franz Otte. Dieses alte Haus hatte, wie angedeutet, eine Reihe Lebzeltformen ausgestellt, von denen wir die drei (unstreitig) ältesten im Bilde vorführen.

Die Lebzeltform *A* (Fig. 1) zeigt auf der einen Seite einen Edelmann, unten ist die Jahreszahl »1661 r H H« zu lesen, auf der anderen Seite sehen wir eine Edeldame. (Fig. 2.)

Form *B* (Fig. 3) ist entschieden die kunstvollste: auf der einen Seite eine Königin in der Hand eine Tafel, welche in einer Art Keilschrift die Worte „Urban Haberlandt“ also den Namen des Künstlers enthält. Das kunstvolle Kleid zeigt Doppelaar, Hirsch und Pferd. Der Edelmann auf der anderen Seite (Fig. 4) ist in der Tracht des 16. Jahrhunderts.

Tafel *C* (Fig. 5) zeigt eine Edeldame mit Pfauen im Gewande, die andere im Bilde nicht vorgeführte Seite Georg (oder Michael) den Drachentödter.

Die Tafeln sind je 29·5 cm lang und 15·5 cm breit. Dass diese Formen Werke der Kleinkunst sind, beweisen die nach Photographien hergestellten Bilder; Schöpfer der Form *B* ist Urban Haberlandt; von Haberlandt wahrscheinlich auch die Form *A*.

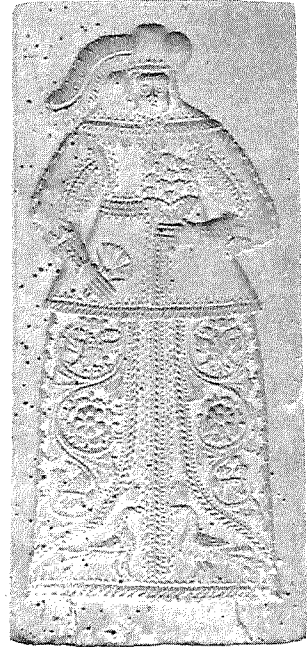


Fig. 5. Schlesische Lebzeltform (C): Edeldame.

Einige ethnologische und anthropologische Aufzeichnungen über die Bewohner des hintersten Oetzthales und des Schnalserthales.

Gesammelt auf einer Durchreise durchs Oetzthal nach Schnals im Jahre 1878 von
Dr. Franz Tappeiner, Meran.

Landläufig ist die Meinung in Tirol, dass das hinterste Oetzthal, nämlich das Venterthal und Gurglerthal, von Schnals aus zuerst bevölkert und bebaut worden ist.

Die Grundlage dieser Ansicht ist die historische Thatsache der früheren kirchlichen und richterlichen Abhängigkeit der jetzigen Gemeinde Vent von der Pfarre Unserer lieben Frau in Schnals und dem alten Patrimonialgericht Kastebell in Mittel-Vintschgau. Thatsächlich muss noch jetzt der nun selbstständige Curat von Vent jährlich einen Gulden Tribut dem Pfarrer von Unserer lieben Frau in Schnals entrichten.

Vom Gurglerthal gilt dieselbe Meinung, dass die Schnalser seit uralten Zeiten ihre Schafheerden über den grossen Oetzthaler Ferner hinübertrieben, um die Gurgler Alpentriften zu beweiden.

In kirchlicher Hinsicht war in alter Zeit das Gurglerthal in der Pfarre Sölden und noch früher in der Pfarre Silz im Innthale eingepfarrt, so dass die Verstorbenen 16 Stunden weit bis zum dortigen Friedhof getragen werden mussten. Jetzt ist die Curatie in Gurgl selbstständig.

Dieser historischen Meinung widerspricht das Ergebniss der ethnologischen und anthropologischen Forschung. Diese Untersuchungen führten mich zur Ueberzeugung, dass die ganze Bevölkerung Oetzthals aus einer Mischung von uralten autochthonen Rhätern und eingewanderten Alemannen besteht, so dass die Rhäter den weit überwiegenden Theil der Mischung bilden, so wie im ganzen oberen Innthal und in Ober-Vintschgau oberhalb der Spondiniger Brücke, während die Schnalser eine Mischung von vorwiegenden Rhätern mit wenigen eingewanderten Bajuwaren sind, wie im mittleren Vintschgau und im ganzen Burggrafnamte.

Ethnische Merkmale, Sitten und Gebräuche der hintersten Oetzthaler in Sölden, Gurgl und Vent.

Die Männer sind mittelhoch und schlank gewachsen, mehr hager als fettleibig, Haare und Augen vorwiegend lichtbraun, blonde Haare und graublau Augen sind selten, ebenso auch dunkelbraune Haare und Augen. Die heutige Tracht der Männer ist ein schmalkrämpiger schwarzer Hut mit rundem Kopf, mit schwarzem, selten grünem Band herum, dunkle Joppen aus Loden oder Tuch ohne Aufputz, Hosenträger unter dem Leibchen, keine Gürtel, Schnürschuhe oder lange Stiefel unter

den langen Hosen aus dunklem Loden oder Tuch, Bart geschoren, das Haar kurz, nur am Rande des Kopfes lang herabfallend, buntes seidenes Halstuch mit darübergeschlagenem Hemdkragen.

Die Haartracht der Weiber ist vorn gescheitelt, dann zurückgekämmt und hinten gezopft, die Zöpfe am Hinterkopf zu einer runden Scheibe verschlungen, ohne Haarnadel und Kamm. Keine Ohringe.

Die alte malerische Tracht der Männer ist schon vor dreissig Jahren ganz verschwunden.

Nur ein alter Mann stellte sich mir noch in der alten Tracht vor: Joppe mit grün, weiss und roth ausgenähten Umschlägen, schwarze kurze Lederhosen, schmale Gürtel mit Silbernägeln verziert, mit blauen Strümpfen und Schuhen, bis zu den Zehen ausgeschnitten.

Alle drei Gemeinden des hinteren Oetzthales üben sehr gerne das Jodeln, von Musikinstrumenten kennen sie nur die Mundharmonika und spielen sie Sonntags bei den seltenen Tänzen. Die Zither ist fast ganz unbekannt.

Die Mädchen heiraten sehr spät, gewöhnlich erst mit 35 bis 45 Jahren, selten mit 25 bis 33 Jahren, trotzdem haben sie in der Regel 5 bis 10 Kinder. Ledige Kinder sind sehr selten.

Bei Hochzeiten ist es Sitte, dass die Gäste dem Brautpaare Geldgeschenke auf den Teller unter dem Tellertuche legen.

Dasselbe geschieht auch bei den Primizen der Priester.

Alle Oetzthaler bespannen die Zugochsen und Kühe mit Kummet, wie die Pferde, ähnlich wie im Oberinnthale.

Alle Oefen sind gemauert, haben aber im oberen pyramidalen Theile 9 bis 12 blumentopfähnliche, glasierte, braune, vertiefte Kacheln eingesetzt.

Die Mundart der hinteren Oetzthaler ist fast dieselbe wie im äusseren Oetzthale und im ganzen Oberinnthale.

Die hinteren Oetzthaler haben lebhaftes Temperament, arbeiten rasch und halten nur drei Mahlzeiten im Tage.

Die ethnologischen Merkmale, Sitten und Gebräuche der Schnalser.

Diese sind im Schnalserthal fast in allen Dingen das gerade Gegentheil derselben im hinteren Oetzthale.

Die Schnalser sind mehr als mittelhoch, aber weniger schlank und neigen mehr zu Fettleibigkeit. Sie sind ruhiger im ganzen Wesen, arbeiten langsamer und halten fünf Mahlzeiten im Tage. In Schnals sieht man nur Maueröfen, aber ohne eingesetzte Kacheln.

Die Zugochsen und Kühe sind nur mit Jochen bespannt, nie mit Kummet. Sachgeschenke sind nur zum ersten Wochenbette üblich, aber keine Geldgeschenke zur Hochzeit. Die Schnalser kennen das Jodeln gar nicht und spielen die Zither sehr gern. Die Schnalser Mädchen heiraten gewöhnlich schon mit 22 bis 32 Jahren. Die Tracht der Schnalser ist sehr ähnlich der Tracht in Mittel-Vintschgau. Die

Weiber in Schnals tragen hinter ihren Zöpfen immer Käbme und Haarnadeln. Die Schnalser reden eine Mundart wie in Mittel-Vintschgau, sie verstehen die Sprachidiotismen der hinteren Oetzthaler gar nicht, sowie umgekehrt die Oetzthaler die der Schnalser nicht.

Auch der craniologische Typus der Oetzthaler ist verschieden von dem der Schnalser.

Im Oetzthal waren unter 45 gemessenen lebenden Köpfen 2·2 Procent mesocephal, 28·9 Procent brachycephal, 68·9 Procent hyperbrachycephal.

In Schnals waren unter 51 gemessenen lebenden Köpfen 0 mesocephal, 7·84 Procent brachycephal, 92·16 Procent hyperbrachycephal.

Im Oetzthal waren von 42 gemessenen Beingruftschädeln 1 dolichocephal, 11 mesocephal, 17 brachycephal, 12 hyperbrachycephal.

In Schnals sind von 28 gemessenen Beingruftschädeln 0 dolichocephal, 2 mesocephal, 13 brachycephal, 13 hyperbrachycephal.

Die Originaltabelle der österreichischen Schulerhebung ergibt für Dorf Oetz und Habichen mit 68 Schulkindern folgenden somatischen Typus: blonden Typus Virchow 11 Kinder, blonden Typus mit grauen und hellen Augen 21 Kinder, braunen Typus 20 Kinder, gemischten Typus 16 Kinder.

Für das hintere Oetzthal (Schule Heiligenkreuz, Vent, Gurgl) mit 46 Kindern: blonden Typus Virchow 0 Kind, blonden Typus mit hellen Augen 4 Kinder, brauner Typus 19 Kinder, gemischter Typus 23 Kinder.

Sonderbarerweise ist in der Imster Originaltabelle die Schule des Dorfes Sölden nicht aufgezeichnet.

Das Schnalserthal zählt in drei Schulen (Pfarrdorf Unserer lieben Frau, Karthaus und Katharinaberg) 113 Kinder, davon gehörten zum blonden Typus Virchow 17, zum blonden Typus im gewöhnlichen Sinne 14 Kinder, zusammen 31 blonde, zum braunen Typus 29 Kinder, zum Mischtypus 53 Kinder.

Aus diesen Untersuchungen ergibt sich, dass die Schnalser in somatischer und craniologischer Hinsicht, in Sitten und Gebräuchen, Tracht, Mundart und Charakter ganz verschieden sind von den Oetzthalern überhaupt und besonders von den Ventern und Gurglern.

Gemeinsam ist Beiden nur der stark brachycephale Kopf- und Schädelindex der alten Rhäter, welcher bei den Schnalsern durch bajuvarische und bei den Oetzthalern durch alemannische Einwanderung in verschiedenem Grade der Mischung etwas verändert worden ist.

Im Dorfe Oetz, dem grössten Dorf am Eingange des langgedehnten Oetzthales, sah ich noch echte Kastanienbäume ihre Früchte reifen und auch Trauben zu Wein keltern, meines Wissens der nördlichste Standort beider Früchte in Tirol. — In Oetz besuchte ich den mir bekannten, seit acht Jahren dort practicirenden Wundarzt Sales, von dem ich unter Anderem hörte, dass im Dorfe Oetz, welches am rechten Ufer

der Oetzthaler Ache auf einer alten Schutthalde etwas höher als der untere ebene Thalboden liegt, sehr selten ein Kropf vorkomme, ebenso auch auf den noch höher gelegenen Oetzerberghöfen, dass jedoch in den zwei nur eine halbe Stunde vom Dorfe entfernten, aber tiefer in dem ebenen Thalboden gelegenen Weilern Oettermühle und Habichen die Kröpfe sehr häufig, wahrhaft endemisch vorkommen, so dass da selten eine Person ohne Kropf zu sehen sei. Die Kinder bleiben ohne Kropf bis zur Pubertät, dann fangen die Kröpfe an zu wachsen.

Ich besuchte mit Wundarzt Sales beide Weiler, um zu sehen, welche örtliche Ursachen dieser auffallenden Thatsache zugrunde liegen könnten, da doch sonst alle übrigen Einflüsse, Klima, Lebensweise, Nahrung, Windstille, auch Wohlstand an allen drei Orten die gleichen sind.

Und in der That fand ich den Weiler Oettermühle mitten in sumpfigen Wiesen, offenbar den Resten des alten prähistorischen Seebodens, hart am Fusse der hohen, senkrecht aufsteigenden Felswände liegen und sah aus den feuchten Wiesen mehrere starke Quellen wie kleine Bäche hervorbrechen, hier Sprünge genannt, aber das Wasser war klar und frisch ohne jeden Beigeschmack, trotz der in nächster Nähe liegenden Misthaufen. Da konnte ich nicht mehr an schlechtes Wasser als Ursache des endemischen Kropfes denken, wohl aber desto mehr an Malaria.

In Oettermühle zeigte mir mein Begleiter einen Cretin, Alois Pichler, 37 Jahre alt, mit langsamer, lallender, kaum verständlicher Sprache und blödem Gesichtsausdrucke, aber ohne Kropf, Körperlänge 149 *cm*, Puls 76, Kopflänge 188 *mm*, Kopfbreite 168 *mm*, Index 85.6. Sein Vater war ebenfalls ohne Kropf, aber intelligent, die Mutter hatte einen grossen Kropf und war geistig gesund.

Nach der Oettermühle besuchten wir Habichen, das etwa drei Viertelstunden südwärts von Oetz liegt. Da musste ich auch den Gedanken an Malaria ganz aufgeben, denn der kleine Weiler liegt mit seinen zerstreuten Gehöften malerisch auf mehreren etwa 30 bis 40 *m* über der Thalsohle erhabenen Moränenhügeln, höher als das Dorf Oetz und scheinbar auch gesünder, und doch ist hier Alles kropfig und findet man nicht selten Cretins.

Wie können die Pathologen diese auffallende Verschiedenheit des endemischen Kropfes und Cretinismus in den drei ganz nahe aneinander gelegenen Ortschaften erklären?

Ich dachte zuerst in der Oettermühle an schlechtes Trinkwasser und dann, nach eigener Prüfung des Wassers, an Sumpf-Malaria, und musste nach der Prüfung der Lage von Habichen auch den Gedanken an Malaria ganz fahren lassen. Warum ist das grosse Dorf Oetz, welches zwischen diesen zwei Kropf- und Cretinherden liegt, fast ganz kropffrei?!

Im hinteren Oetzthale und im Schnalser Thale hörte und sah ich nichts von Kröpfen und Cretins.

Deswegen wollte ich im Jahre 1897, also fast zwanzig Jahre nach meinem ersten anthropologischen Besuche des Oetzthales, als 82jähriger Greis nochmals nach Dorf Oetz fahren und dort im Sommer mehrere Wochen bleiben, um diese zwei pathologisch so merkwürdigen Weiler Oetzermühle und Habichen genau zu untersuchen. — Wirklich war ich anfangs Juli 1897, ausgerüstet mit 300 englischen Schilddrüsen-Tabletten, schon in Innsbruck und wollte nach wenigen Tagen nach Oetz fahren. Aber da erkrankte ich im Hotel Tirol plötzlich an einem heftigen Anfall meines alten Magenleidens und musste nach drei Tagen wieder zurück nach Hause fahren, wo ich erst nach drei Wochen das Bett wieder verlassen konnte.

Seitdem habe ich jede weitere Reise absolut ganz aufgegeben und daher auch jede Untersuchung der Kropf- und Cretinherde von Oetz.

Schloss Reichenbach bei Meran.

Dalmatinische Spitznamen.

Dr. Oskar Hovorka Edler v. Zderas, Agram.

Bei der dalmatinischen Landbevölkerung, deren patriarchalische Familienverfassung sich infolge der ungemein conservativen Gesinnung derselben so lange zu erhalten vermochte, und bei welcher der Contact mit fremden Elementen relativ selten stattfindet, ist die Gelegenheit zur Entwicklung der verschiedenartigsten Spitznamen infolge der vielen gleichlautenden Familiennamen von vornherein gegeben. Auch auf der Halbinsel Sabbioncello (Pelješac), welche fast ausschliesslich von dem benachbarten Bosnien und der Herzegowina aus besiedelt wurde, ist diese Einförmigkeit und verhältnissmässig geringe Anzahl der Familiennamen auffallend, und es gibt einzelne Dörfer, welche trotz einer nicht geringen Anzahl von Bewohnern doch nur einen einzigen Familiennamen besitzen. Auf diese Weise wird der letztere natürlich ganz überflüssig und keinem Menschen pflegt es dann einzufallen, denselben zur näheren Bezeichnung einer Person zu gebrauchen; der Spitzname wird dadurch nicht nur zu einem nothwendigen Uebel, sondern zu einem wirklichen Nothbehelf, wenn auch mitunter gegen den Willen und zum höchsten Verdrusse seines Trägers. Stellt man an ein Dorfkind die Frage, wie es heisse, so erhält man zur Antwort zunächst seinen Taufnamen, zum Beispiel Jozo mali oder Mare mala,*) wenn man weiter fragt, wie es »noch

*) Mali, das heisst klein; so werden nämlich alle Kinder von den Erwachsenen bezeichnet und es ist oft komisch anzuhören, wie sich die kleinen Knirpse wie selbstverständlich als „ja sam Jozo mali“ (ich bin der kleine Jozo) bezeichnen.

heisse«, so folgt jetzt nicht der Familienname, sondern der Spitzname; man muss erst fragen, wie es »po kući« (nach dem Hause) heisse, um den wahren Namen zu erfahren. Zur Nothwendigkeit eines Spitznamens trägt auch viel die Sitte bei, dass die ersten vier Kinder eines Ehepaares stets die Taufnamen ihrer väterlichen und dann der mütterlichen Grosseltern erhalten müssen, »za počastit oca c majku« (um den Vater und Mutter zu ehren). Erst die Benennung des fünften Kindes unterliegt der freien Wahl der Eltern. Daraus resultirt nothwendigermassen eine ziemliche Armuth an Abwechslung der persönlichen Bezeichnung im Allgemeinen und insbesondere der Taufnamen, welche mit der Gleichförmigkeit der Familiennamen zusammengenommen zur Erfindung von Spitznamen geradezu herausfordert.

Es kommt nicht selten vor, dass der Grossvater, Vater und Sohn einer Familie einen und denselben Taufnamen*) und Familiennamen führen und die Verwirrung wird noch grösser, wenn zwei Geschwister in einem ungetheilten Haushalte ihre vier, respective acht Kinder mit einem und demselben Namen benennen müssen. In diesem Falle entscheidet dann die Chronologie der Geburt, denn der Taufname des früher Geborenen erhält die Bezeichnung »veliki« (gross, das heisst in diesem Falle der Aeltere) angehängt, der später Geborene heisst »mali« (klein, das heisst der Jüngere). Dass sich diese Bezeichnungen thatsächlich nur auf das Alter beziehen, beweist der Umstand, dass zum Beispiel die Bezeichnung »mali« dennoch bleibt, wenn die Körpergrösse des Kindes im Vergleiche zu jener der Namensgenossen in einem umgekehrten Verhältnisse steht mit der Wirklichkeit.

Die Spitznamen muss man in solche unterscheiden, welche den Mitgliedern einer *ganzen Familie* oder nur *einzelnen Personen* beigelegt werden; die letzteren sind offenbar die älteren und zuerst in Gebrauch gekommenen. Ein persönlicher Spitzname kann natürlich leicht zu einem familiären werden, wenn der betreffende Träger desselben zum Gründer eines eigenen Familienkreises wird, welcher Fall sich besonders häufig bei Männern ereignet, da hier vaterrechtliche Familienverhältnisse und Einrichtungen vorherrschen. Doch können auch weibliche persönliche Spitznamen zu familiären werden, wie wir weiter unten an einem Beispiele sehen werden. Die erste Unterscheidungsstufe zweier gleichlautender Namen geschieht durch die Beisetzung des väterlichen Taufnamens. Gibt es im Orte z. B. zwei Männer namens Jozo Prislić, so wird der Name des Vaters im Genitiv nachgesetzt, und zwar Jozo Prislić Antunov (des Anton), wenn er am Leben ist, und Jozo Prislić pokojnoga Antuna (des ruhigen, d. h. seligen Anton), wenn er gestorben ist. Diese Bezeichnung ist so eingebürgert, dass sie fast von allen Personen angewendet wird, wenn

*) Die am häufigsten vorkommenden Namen des sehr eintönigen Taufregisters sind bei den Männern: Jozo, Ivo, Vido, Stipo, Pero, Anto, Mato, Niko, Pavo, Miho, Vlaho, Visko; bei den Weibern: Mare, Ane, Kate, Vice, File.

auch keine Verwechslung zu befürchten ist, und bei allen wichtigeren Anlässen, ja auch von Amtswegen im Gebrauche steht. Wenn es jedoch zwei Männer dieses Namens gibt, deren Väter denselben Taufnamen führten, so tritt der Spitzname in sein volles Recht, obzwar er auch bereits vor diesem Zusammentreffen von ähnlichen Benennungen entstanden sein kann. Er wird dann selbst von allen Aemtern anerkannt und verbucht. Ausser diesen, sozusagen durch die Unterscheidungsnoth dictirten und im späteren Alter erworbenen Spitznamen gibt es eine ganze Reihe, und zwar eine viel grössere von solchen, welche den Personen schon seit der zartesten Kindheit anhaften, und zwar dem Kinde entweder von den Eltern oder anderen Erwachsenen oder selbst von den mitspielenden Kindern untereinander beigefügt werden. Es ist von vornherein einleuchtend, dass hiebei der wortverdrehende Kindermund mitunter die heitersten Possen spielt. Da sich die Bewohner um die Etymologie eines Spitznamens nicht im Geringsten kümmern, indem sie ihn als etwas Selbstverständliches, Undefinirbares und seit jeher Bestehendes ansehen, bekommt man darum bei der Frage nach der Herkunft desselben so oft die stereotype Antwort: Tako su ga prozvali, kad je bio malašan! (so haben sie ihn benannt, als er klein war).

Bei der Wahl des Spitznamens, welcher von »Niemandem und von Allen« gegeben wird, greift man in der Regel nach zufälligen körperlichen oder geistigen Eigenschaften, nach zufälligen und auffallenden Merkmalen, oder es sind angeborene oder erworbene Körpergebrechen, Charaktereigenthümlichkeiten etc. dabei massgebend. So z. B.: debeli (der Dicke), veseli (der Lustige), bez ruke (ohne Hand), čoravi (der Blinde), vragolasti (der Durchgetriebene), varalica (der Betrüger) etc. Weiber, welche in einen anderen Ort einheirateten, werden oft nach dem Geburtsorte bezeichnet: Pijavka (jene aus Pijavičino), Dubka (aus Duba), Sobjavka (aus Osobljava) etc. Seltener geschieht dies bei Männern, z. B. Igranac (aus Igrane). Mitunter werden auch Thiere zur näheren Bezeichnung benützt; so fand ich in Žuljana eine Familie, deren Familienvater allgemein als Gambor (wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Seefische) genannt wurde; seine Frau und Töchter hiess man Gamboruša, die Söhne auch Gambor, obzwar es ihnen sehr unangenehm war, diesen Spitznamen zu hören; es war dies jedoch unbedingt nöthig, denn es gab dort sechs, zum Theile miteinander sehr nahe verwandte Familien mit demselben Zunamen. Diese Benennung einer Familie erinnert von Weitem an den amerikanischen Totemismus, nur mit dem Unterschiede, dass sich das Stammthier keiner besonderen Verehrung erfreut. Ist der Spitzname einmal entstanden und von Mund zu Mund gegangen, so ist es eine vergebliche Mühe, sich gegen denselben zu sträuben, besonders in dem Falle, wenn er treffend und bezeichnend ist; da dabei in der Regel der gesunde und urwüchsige Volkswitz die Hauptrolle spielt, so nützt kein Protestiren, kein

Schimpfen; dagegen gibt es keine Berufung. Sollte es dem Betreffenden etwa einfallen, dagegen etwas einzuwenden, so würde er nur Spott ernten, und der Spitzname bleibt ihm dann erst recht bis zum Lebensende. Empfindliche Naturen pflegt man darum in der Weise zu strafen, dass man sich mit einem einzigen Spottnamen nicht begnügt, sondern ihnen einige zugleich beilegt, welche dann in der Regel eine Zeit lang circuliren, ohne dass hievon der Betroffene die geringste Ahnung hat. *)

In Nachfolgendem wollen wir eine Anzahl Stichproben von einigen sehr markanten Spitznamen der verbreitetsten Familien und bekanntesten Personen Janjinas und Umgebung verzeichnen.

Familie Antičević (6 Familien).

Tunko (die weiblichen Familienmitglieder Tunkovica), verdorbener Kosenname des Kindermundes, Toni, Anton.

Vidoje (Weiber: Vidojinka) aus Vido, dem Vido (Veith) angehörend.

Matijaš, weil angeblich dessen Vater stets ein muthiges Auftreten wie der König Mathias (Corvinus) hatte.

Perando, verdorbener Kindername von Pero (Peter).

Klasić, von Klas, Aehre.

Familie Bjelovučić (12 Familien).

Čombo (Weiber: Čombovica), ein kleines Kinderspielzeug. Seine Frau heisst Tica, eigentlich ptica, Vogel.

Popilo, von popiti, austrinken; die Familienmitglieder werden als Trinker angesehen.

Lučin, von Luka (dem Luca angehörig); den Grossvater nannte man Perkelija, da er fortwährend das italienische Wort perchè (weil) im Munde führte.

Burmo (Weiber: Burmovica), kräftig, rüstig.

Račići, Diminutiv von rak, Krebs; diesen Namen führen drei verschiedene Familien, welche früher einen gemeinsamen Hausstand hatten.

Kakalo (Weiber: Kakaluša), der Name eines originellen alten Capitäns, angeblich wegen einer Analfistel; nach einer anderen Version soll er als Anführer der 1848er Nationalgarde, in weisse Hosen angezogen, dejectiones inter pedes fecisse, als er den Feind zu sehen glaubte.

*) Davon bleiben mitunter selbst Fremde nicht verschont, obzwar bei ihnen die Nothwendigkeit eines Spitznamens zum Zwecke der Unterscheidung nicht im Geringsten vorhanden ist. So erhielt zum Beispiel auf der Insel S. ein Herr den Spitznamen Samarišta; da er sich hierüber augenscheinlich ärgerte und seinen Aerger auch nicht verhehlte, so riefen es ihm bald alle Dorfkinder schon von Weitem zu, oder sagten es ihm ins Gesicht, um dann rasch davonzulaufen. Und doch war die Sache ganz harmloser Natur, denn als er dem Ursprunge des Wortes nachging, erfuhr er, dass er einem Samarišta (das heisst einem Verfertiger von Holzsatteln für Maulthiere) von einer benachbarten Insel *ähnlich* sehe und einen ähnlichen Bart trage.

Dumna (weibl. pers. Spitzname), Nonne.

Žvrka (weibl. pers. Spitzname), eigenartig geflochtenes und struppiges Haar.

Familie Dežulović (13 Familien).

Ruso (Weiber: Rusinica), blondhaarig.

Bakula (Weiber: Bakulovica), Stab.

Koričak, Diminutiv von Kora (Rinde); er pflegte als Kind sehr häufig die Mutter um ein »Rindchen« Brot zu bitten.

Hendečić, von hendek; so werden die Wassercanäle im nahen Narentadelta genannt, welche die einzelnen Felder voneinander trennen; der Name steht bei zwei Familien in Gebrauch. Einige Janjinaer Familien haben ihre Besitzungen im erwähnten Narentadelta.

Pepiš (Weiber: Pepišinka), Pepo, Beppo = Jozo.

Garzar, syn. jedit, zornig.

Familie Jasprica (25 Familien).

Visoki, der Hohe.

Ženica (männl. pers. Spitzname), das Weibchen, weil der Mann durch eine hohe Fistelstimme und Charaktereigenthümlichkeiten eines Weibes ausgezeichnet ist.

Popo, der Pfaffe; sein Vater spielte als Kind gern den »Geistlichen«.

Antunija, verdorben, aus Antun, wie sein Grossvater hiess; es gibt nämlich zwei nebeneinanderstehende Häuser, deren Familienoberhäupter denselben Namen Antun Jasprica p. Viska führen.

Bugar (weibl. Bugarovica), der Bulgare; mit Bulgaren, welche hie und da in stark defecten Kleidern als Holzspalter hieherkommen, pflegen die Mütter ihre schlimmen Kinder zu schrecken.

Šerko (weibl. Šerkovica, Šerkova), aus Šior (Signore) Jerko.

Pantalon (weibl. Pantalunica), sein Grossvater soll einer der Ersten gewesen sein, welcher lange Beinkleider (Pantalon) getragen hat, da früher die ragusanische Bauertracht mit kurzen Pumphosen und Wadenstrümpfen hier gebräuchlich war.

Gango (Familiennamen) (?)

Lazo, der Pfiffige, Durchgetriebene; einer seiner Ahnen soll einmal eine Revolte gegen die Obrigkeit angezettelt haben. Sonst ist »Lazo« von »Lazar« abzuleiten.

Batakun, von dem it. patacco, Heller, pattaccone, Vierkreuzerstück; alle Familienmitglieder sind von kleiner Statur.

Pikulo (weibl. Pikulovica), von dem it. piccolo, klein.

Mali klein.

Srdar (weibl. Srdarica), so hiessen die Gendarmen der Republik von Ragusa, welche hier bis anfangs dieses Jahrhunderts ihre Besitzungen hatte.

Šivin (weibl. Šivinica), aus Sior Ivan zusammengezogen.

Krpelj, blutsaugende Zecke, d. h. Wucherer.

Pretur, von pretore, praetor, wie die früheren Schiedsrichter in Dalmatien hiessen.

Šepica (weibl. Šepinka), hinkend.

Živin, weil die Mutter Džive (Johanna) hiess. Derselbe heisst auch

Gnjilonožac, der Faulfüssige, weil er vor Jahren ein grosses Fussgeschwür hatte, wegen welchem ihm ein Bein amputirt werden musste.

Mašin (weibl. Mašinica), nicht etwa von »Maschine«, sondern weil die Mutter den Kosenamen Maše (Marie) führte.

Familie Kalafatović (10 Familien).

Litrica; als Kind spielte er oft mit einem Gewicht, welches diesen Namen führte (Litrica, librica, kleines Pfund).

Žukin, eigentlich Župkin; die Grossmutter stammte aus der Župa; so wird nämlich der gebirgige Mitteltheil der Halbinsel, besonders die Gemeinde Kuna bezeichnet.

Matuško, Kosenamen von Mato.

Hire (weibl. Hirinica), der Eigensinnige.

Apela (weibl. Apelovica).

Familie Poluta (6 Familien).

Granov (weibl. Granova), von grana, Ast.

Kujalo, von Kuljen, der Magen; nakuljati se, sich den Magen anstopfen. Diesem Spitznamen folgt gewöhnlich der Nachsatz: »što načinjava ruke« (der die Hände einrichtet), da er als ein alter Curfuscher und »Bruchdoctor« bekannt ist.

Šniko, aus Šior Niko zusammengezogen.

Zore (weibl. Zorinica); sein Vater pflegte sehr zeitlich (zora, Morgendämmerung) aufzustehen.

Zum Schlusse verzeichnen wir noch einige Spitznamen aus der Umgebung von Janjina:

Galija, der Spitzbube.

Patrun, von dem it. padrone, Schiffseigenthümer, Schiffsrheder.

Nostromo, von dem it. nostruomo, Bootsmann; beide nach ihren früheren Beschäftigungen zur See.

Pirula (weibl. Spitzname) Pille, gilt für eine kleine, bückelige Weibsperson.

Bureško, von Bura (Bora), wie man seine sehr agile und findige Mutter nannte.

Mišurko, von miš, Maus; da er sich als Kind vor Mäusen fürchtete.

Ždratica (weibl. pers. Spitzname), nach dem Kranich, ždrale, so benannt.

Delija, syn. für junak, der Held.

Korač (weibl. Koračica), Hammer.

Ausser diesen hört man hie und da sehr derbe und mitunter auch obscöne Spitznamen, welche nur in den intimsten Cirkeln gangbar sind und einer weiteren Besprechung nicht bedürfen, weil sie lediglich auf persönliche Neckereien von den Freunden oder Feinden des Betreffenden zurückzuführen sind. Dessen ungeachtet muss für die Entstehung und für den Gebrauch der dalmatinischen Spitznamen in gleicher Weise wie auch in anderen Ländern wohl nur das wirkliche Bedürfniss bei ähnlich oder gleichlautenden Personen- und Familiennamen im Sinne eines thatsächlichen Nothbehelfes als primäres Moment betrachtet werden.*)

Volkstracht im Leitmeritzer Mittelgebirge.

Von Joh. Haudeck, Leitmeritz.

Das Verschwinden alten Brauches und alter Sitte ist bei der ländlichen Volkstracht noch weit mehr zu bemerken, als es bei dem Hausbau, auch bei der bauerlichen Kost der Fall sein kann. Kleider sind rascher abgetragen und leichter durch neue zu ersetzen, als es möglich wird, an die Stelle des alten Holzbaues ein steinernes Gebäude zu setzen. Auch ist das Bestreben, die städtischen Verhältnisse nachzuahmen, auch der Einfluss der herrschenden Mode bei der Volkstracht noch von rascherer Wirksamkeit. Namentlich ist es die nachwachsende, jüngere Generation, welche das Alte an der Kleidertracht abgeschmacket findet und es für lächerlich hält, sich nach der Art und Sitte der Alten zu kleiden. Ganz wesentlich trägt auch die Erzeugung der neuen Kleiderstoffe bei. Unsere hochentwickelte Grossindustrie stellt Kleiderstoffe, Tücher, Leinenwaaren eben weit billiger her, als es ehemals dem einfachen Handwerksmeister möglich war. Dagegen kann aber betont werden, dass unsere heutigen Kleiderstoffe doch nur dem Anscheine nach billiger sind, denn an Dauerhaftigkeit können sie sich wohl mit den früher erzeugten Stoffen kaum messen. Das vom Tuchmacher der früheren Zeit hergestellte Tuch zu einem guten Rocke kostete allerdings auch ein gutes Stück Geld, zumal, wenn man den Werth des früheren Geldes hiebei noch in Betracht zieht, aber »es war auch nicht umzubringen«. Fest und dauerhaft, unverfälscht gearbeitet, behielt es auch seine ursprüngliche Farbe jahrzehntelang. Deshalb erschien es auch als gar nichts Seltenes, wenn der »Breiting'rock« lebenslänglich des Vaters Festtagsrock blieb. Ja es konnte wohl vorkommen, dass aus diesem Tuche noch die Kinder feste Kleidungsstücke erhielten. Ein Stoff, der so

*) Die Arbeit von T. Maretić „Ueber die Volks- und Zunamen bei den Kroaten und Serben“ (Sitzgsber. der südsl. Akad. LXXXI, Agram 1886) ist mir erst während des Druckes dieser Abhandlung bekannt geworden und konnte von mir leider nicht mehr benutzt werden. Er unterscheidet: Spitznamen nach zufälligen Eigenschaften, „prophylaktische“ und zusammengesetzte.

lange aushält, ist nicht teuer, wenn er auch augenblicklich viel Geld kostet. Von den heutigen Stoffen, wie sie die bäuerliche Bevölkerung zu ihren Kleidern kauft, kann man das nicht behaupten. Auch nicht gerade billige Stoffe dauern nur eine verhältnissmässig recht kurze Zeit, sie verlieren sehr bald ihre frische Farbe, werden von der Sonne ausgebleicht, sind bald fadenscheinig und schäbig und mahnen mächtig zu Neuanschaffungen. Und das harmonirt ja auch ganz prächtig mit der im raschen Tempo wechselnden Mode, die nach Schnitt und Farbe einem neuen »Gusto« recht bald zum Durchbruche verhilft, dabei zur Vertheuerung der Existenz wesentlich beiträgt und die Kosten eines Haushaltes, zumal bei grosser Kinderzahl, ganz bedeutend erhöht.

Schnitt, Form und Farbe der Kleider wechselten ehemals nicht so häufig wie heute und bestimmten auch dann, wenn sie wechselten, den ehemaligen Landmann nicht so bald, sich darnach zu richten. Nur die Arbeitskleider, die man an den Werktagen trug und welche durch die Beschäftigung häufiger abgenützt wurden, mussten öfter erneuert werden. Allein auch zu den Arbeitskleidern benützte man mit Vorliebe solche Stoffe, die möglichst dauerhaft waren, auch suchte man sie durch die Schürze möglichst vor Schmutz und Abnützung zu schützen.

Das Verschwinden der alten Tracht vollzog sich namentlich in den letzten vierzig Jahren im raschesten Tempo, obwohl man auch gestehen muss, dass selbst schon zu Beginn der Fünfzigerjahre die alte Volkstracht stark im Verschwinden begriffen war. Die alte Tracht konnte man auch damals nur zumeist bei älteren Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes bemerken, namentlich aber waren es die Kindstaufen und die Hochzeiten, bei welchen noch die alte, gute Volkstracht zur Geltung kam. Dass diese alte Tracht unschön gewesen wäre, wird wohl kaum Jemand behaupten, der noch Gelegenheit hatte, sie mit eigenen Augen zu sehen. Im Gegentheile! So ein bunter Hochzeitszug im festlichen Gewande machte einen gar malerischen Eindruck, der sich eben deshalb, weil er so reizend aussah, fest im Gedächtnisse einprägte. Ja man kann wohl mit Recht behaupten, ein heutiger Hochzeitszug nimmt sich dagegen recht nüchtern aus. Namentlich war es die frühere Tracht der Frauen und Mädchen, welche den buntesten Farbenwechsel zur Schau trug. Freilich muss man gestehen, dass sich die alte Tracht auch schon vor etwa fünfzig Jahren auf das Brautpaar, auf die Kränzelburschen und Kränzelmädchen nicht erstreckte, denn diese kleideten sich auch hiebei gewöhnlich nach der neuesten ländlichen Mode. Bräutigam und Brautführer (Kränzelbursch) giengen im schwarzen Tuchkleide und schmückten ihre Brust mit grossen Rosmarinzweigen, daran bunte Seidenbänder lustig im Winde flatterten. Das *Kleid des Bräutigams* musste nach dem neuesten Schnitte gearbeitet sein, und der damit betraute Schneider setzte natürlich seine Ehre darein, etwas möglichst Gutes

und Passendes zutage zu fördern. Ein solches Kleid galt ja auch nicht allein für diesen Ehrentag, sondern wurde später bei Taufen, Hochzeiten und sonstigen Festlichkeiten verwendet. Auch der „*Staat der Braut*“ richtete sich möglichst nach der neuesten Mode. Ihr Hauptschmuck bestand in einem theueren seidenen Brautkleide, das von taubengrauer, gelblicher, lichtbrauner, auch rosa Farbe sein konnte. Selten gieng eine Braut im schwarzen Seidenkleide. Noch unglücklicher war die Wahl des Kleiderstoffes, wenn man so unvorsichtig war, die blaue Farbe zu wählen, denn das bedeutete eine unglückliche Ehe. — Die Haare waren auf das Beste »zusammengemacht« und trug man dieselben noch immer mit zwei auf der Mitte des Kopfes getheilten Scheiteln, welche über die Schläfen herabreichten und dann am Hinterhaupte mit dem »Porze« zusammengeflochten wurden. Immer gieng die Braut barhäuptig, es sei denn, dass sie schon einmal verheiratet gewesen wäre. In solchem Falle trug sie entweder eine Haube oder auch ein seidenes Kopftüchel. Den Hals zierte ein kostbares Geschmeide,*⁾ in den Ohren hiengen theuere Ohrgehänge. Da das Kleid von der Braut damals schon lang getragen wurde, bemerkte man von den neuen, weissen Strümpfen und den Lackleder- oder schwarzen Stoffschuhen wenig. In der Hand trug sie ein vom Bräutigam geschenktes Gebetbuch mit einem kleinen Rosmarinzweige, auch ihre Brust war mit einem solchen Zweige geschmückt. Als letzte Zier erhielt sie, wenn noch kein Nachwuchs vorhanden war, ein kleines Rosmarinkränzchen gleichzeitig mit dem Bräutigam auf den Kopf gelegt. Beide Kränzchen waren durch ein weisses Seidenband verbunden. Witwen oder solche Brautleute, bei denen nach dem Volksmunde bereits »die junge Hochzeit« vorausgegangen war (!), erhielten diese Kränzchen bloss auf die Schultern. War kaltes Wetter, so kam hiezu für die Braut noch ein seidenes oder Tibetumhängtuch (Saluptuch), welches aber vor dem Altare abgenommen wurde. Im Braut- hause, nach der Trauung zurückgekehrt, wurde »ins Essen« ein zweites, neues Kleid von weniger theuerem Stoffe angezogen. Wurde bei der Hochzeit auch getanzt, was früher nicht selten der Fall war, so überzog sich die Braut auch wohl noch ein drittes Mal. Aus dem und vielem Anderen geht hervor, dass eine damalige Hochzeit, namentlich dem Brautvater, der ja auch die Hochzeitstafel, die Brautausstattung**⁾ besorgen musste und selbstverständlich auch für eine entsprechende Mitgift aufkommen musste, ganz bedeutende Auslagen verursachte. Doch hörte man damals weniger von so reichen Bräuten und so hohen Mitgaben, wie es heute gang und gäbe ist; ja in älterer Zeit kam es vor, dass eine Braut auch aus einem grösseren Bauern-

*⁾ Mit Vorliebe wurde eine mehrfach um den Hals gewundene Schnur von böhmischen Granaten getragen. — Trauringe wurden damals noch nicht gewechselt, denn der Bauer jener Zeit trug überhaupt keine Ringe.

**⁾ Das Geplunder.

hause kaum mehr als zwei- bis dreihundert Gulden als Mitgift bekam. In dieser Hinsicht hat sich gar Manches geändert. Die Hochzeiten werden jetzt viel einfacher abgehalten, Kosten werden dabei vermieden und die Hochzeitstafel, welche sonst wohl einige Tage dauern konnte, beschränkt sich jetzt oft nur auf eine Mahlzeit; auch der Kirchgang und Alles, was mit ihm zusammenhängt, gestaltet sich viel stiller und einfacher, dagegen ist die Mitgabe der Braut eine weit grössere geworden, weil eben die Lebens- und andere Verhältnisse häufig den Bräutigam zwingen, nach einer möglichst reichen Braut Umschau zu halten, zumal wenn mehrere Geschwister vorhanden sind, deren Aussteuer in der Regel von dem Uebernehmer der Wirthschaft zu begleichen ist.

Nach dem Vorausgeschickten will ich es nun versuchen, über die *Tracht* der damaligen *Frauen* und *Männer*, wie sie bei Festlichkeiten und wie sie an den Werktagen Sitte war, ein möglichst getreues Bild zu entwerfen.

Bei Kindstaufer und Hochzeiten trug die damalige *Bauersfrau* auf dem Kopfe eine enganliegende, weisse, auch zuweilen mit Silber, seltener mit Gold gestickte Haube, an welcher rückwärts nebst einer grossen, breiten Masche zwei lange Seidenbänder herabhiengen (Maschenhaube, Flügelhaube). Die Haare trug sie auf der Mitte gescheitelt, so wie es bereits bei dem »Brautstaate« angegeben wurde. An den Ohrläppchen fehlten niemals grosse silberne, auch goldene, mit Perlen verzierte Ohrgehänge. Diese Ohrgehänge wurden an Werktagen durch billigere ersetzt und durften auch schon bei kleinen Mädchen nicht fehlen. Deshalb wurden die Ohren frühzeitig gestochen und vorerst, um die Zuheilung zu verhindern, mit einem Ringelschnürchen durchzogen. Man versäumte dieses baldige Ohrenstechen auch schon deshalb nicht, »weil das für die Augen gut war«. Auch bei den Männern kam es zuweilen vor, dass sie Silberknöpfchen, sogenannte »Zwecken« in den Ohren trugen. Eine weitere Zierde von ganz besonderer Bedeutung war der Halsschmuck, das Halsgeschmeide. Eine mehrfach um den Hals geschlungene Granaten- oder Perlenschnur, ein schwaches Silberkettchen, an welchem vorne ein grosser Maria Theresien- oder Kreuzthaler, auch wohl ein angehörter Ducaten, vielleicht auch ein Kreuzchen oder ein Muttergottesamulet hiengen, bildeten das Halsgeschmeide. Neues, im Umlaufe befindliches Geld zu tragen, liebte man nicht. Eine ältere Münze, vielleicht ein Erbstück von der Grossmutter oder der Muhme, war mehr bevorzugt. Der Werth dieses Schmuckes lag also nicht bloss im theueren Metall, sondern vornehmlich auch darin, dass man gleichzeitig ein altes Familienerbstück achtete, und das war gewiss lobenswerth. Aermere Mädchen trugen eine Schmelzperlenschnur oder auch bloss ein schwarzes Sammt- oder Seidenbändchen mit einem Kreuzchen auch an Sonntagen und bei Festlichkeiten. Nun kam ein den Hals freilassendes

Tuch (Busentuch), welches an der Brust von einem buntfärbigen, grünen, rothen, gelben, blumigen, auch oft kostbar gestickten, eng-anliegenden Mieder (Schnürleibel) festgehalten wurde. Dieses Mieder wurde an der Brust locker zugeschnürt, so dass die Enden des Busentuches hindurchblickten. An Wochentagen trug man schwarze oder weisse Leibel, in welche Fischbein eingenäht war. Auch diese Leibel wurden an der Brust zusammengeschnürt, auch wurden sie noch durch Achselträger festgehalten. In rauherer Jahreszeit kam noch die wattirte Bauschärmeljacke hinzu. Dieselbe hatte ihren Namen von den weiten Aermeln, welche am Unterarm knapp an der Hand mit mehreren »Kneppeln« enggeschlossen waren. An Sonn- und Festtagen wurde die bei Taufen und Hochzeiten übliche Maschenhaube nicht getragen, sondern man band allgemein ein Tibet-, zuweilen sogar ein grosses, theures Seidentuch um. Bei den älteren Frauen bemerkte man oft ein rein weisses, gesticktes, ausgenähtes oder mit Blumen verziertes Tuch. Auch liebten es die älteren Frauen, grosse, lichte, häufig weisse, auch gelbe Schürzen zu tragen, die fast den ganzen Rock bedeckten und mit grossen Bändern rückwärts verziert waren. Die Röcke wurden bei der alten Tracht kurz getragen, namentlich waren die »kartsch'n Reke« bei den Gebirgschen allgemein Mode. Ein gebirgsches Mädchen ohne kurze Röcke wäre nicht denkbar gewesen. Und das war gewiss recht praktisch, auch gesünder als das bis auf die Erde herabreichende Kleid, zu dem sich später sogar die den Strassenstaub aufwirbelnde Schleppe gesellte. Die Crinoline kannte man damals noch nicht, sie bürgerte sich erst in den Sechzigerjahren ein, dafür trug man viele Röcke, denn man liebte es am Lande, »sich recht dick anzuziehen«. Zuerst kamen mehrere Unterröcke, sogenannte »Tappert'ln«, welche sehr kurz waren, dann kam ein dicker Wattenrock, auch wohl noch ein sächsischer Wollrock von rother, blauer, grüner Farbe, und darüber warf man erst den eigentlichen Sonntagsrock, der damals von den jungen Mädchen schon häufig durch das ganze Kleid mit dem Schnuppenleib ersetzt wurde. Dieses lange Kleid verdrängte selbstverständlich den kurzen Rock und insbesondere das bereits früher stark im Schwinden begriffene zierliche Mieder vollständig. Ueber den Sonntagsrock band man eine Schürze von Tibet, Carton oder Kammertuch (so nannte man die feinste Leinwand). Kleine Taschen an der Schürze dienten mehr zur Zierde als zur Benützung, oft waren sie überhaupt nur »blind«. An Wochentagsschürzen und an den Rücken waren Schlitztaschen angebracht, auch wurde eine eigene »Gapse« noch unter die Schürze gebunden. An den Sonntagsschürzen konnte man am Rande mannigfache Verzierungen bemerken. Um noch dicker auszusehen, trug manches Mädchen noch rückwärts ein »Bettel«, welches aber sorgsamer aufgebunden werden musste, als bei jenem Mädchen, dem es zum nicht geringen Gaudium der Umstehenden einmal in der Kirche herabrutschte. An den Füssen

trug man bei festlichen Anlässen weisse Strümpfe in »Niederschuh«, welche durch Sammt- oder Seidenbändchen kreuzweise festgehalten wurden. An Wochentagen trug man zumeist blaue, selbstgestrickte Strümpfe. Im Winter wurde dem starken, gewirkten Strumpfe der Vorzug gegeben. Lackirte Schuhe und solche von schwarzem Stoff mit Lackbesatz waren im Sommer Sitte. Im Winter trug man lederne Schuhe oder man gieng auch bei Schnee und Frost in besetzten »Batschkoren« (besetzte Filzschuhe) zur Kirche oder in die Rockstube (zu Ruk'n). Bei dem Kirchgange durfte natürlich das Gebetbuch, das damals noch häufig ein handschriftlich geschriebenes war, nicht fehlen. Aeltere Frauen trugen auch den um die Hand gewundenen Rosenkranz. In den alten, geschriebenen Gebetbüchern fand man nebst verschiedenem Bilderschmuck schön verzierte Anfangsbuchstaben, Schlussornamente von Blumen, auch fehlten darin, wie noch heute, verschiedene Heiligenbilder und Wallfahrtsandenken nicht. Häufig fand man in solchen Gebetbüchern den Todestag des Vaters, der Mutter, auch naher Verwandte nebst ihrer Geburtszeit anmerkt. Bei den Hochzeiten legte man ins Gebetbuch gerne einen kleinen, mit einer rothen Seidenmasche verzierten Rosmarinzweig hinein, während bei den Begräbnissen die blaue oder weisse Farbe gewählt wurde. Der Rosmarinzweig spielt, wie schon wiederholt zu bemerken war, bei den bauerlichen Festlichkeiten eine kennzeichnende Rolle und deshalb fehlte auch ein Rosmarinstock selten im Garten eines Bauernhauses. Auch Zweige vom »Barwinkel« wurden bei solchen Anlässen als Zierde der Mädchen getragen.*) Dass sich auch die Burschen und Männer mit grösseren Rosmarinsträussen bei den Hochzeiten schmückten, ist selbstverständlich, namentlich aber waren es der Bräutigam, der Brautführer, der Altvater, auch der Hochzeitsvater, welche grosse Rosmarinsträusse in den Knopflöchern des Rockes trugen, deren verschiedenfärbige, meist aber rothweisse Seidenbänder dem Ganzen ein festliches, buntes Gepräge verliehen.

Was nun die *Tracht der Männer* anbelangt, so war dieselbe namentlich hinsichtlich der Farbe auch schon damals einfacher, in der Regel dunkler als jene der Frauen und Mädchen. Bei einer Hochzeit trug der Mann in der Regel einen Cylinderhut nach der damaligen Mode. Aeltere Leute trugen denselben aus, wenn er auch schon längst nicht mehr in der Mode war. Seine Form konnte um Vieles abweichen, auch kam es nicht darauf an, ob er noch den ehemaligen Glanz und die ehemalige Glätte besass oder nicht, und dürfte es wohl selten vorgekommen sein, dass der ehemalige Bauer seinen »Breiting'n-hut« später durch einen neuen ersetzte. An Sonntagen trugen die Männer gewöhnlich eine »pletschiche Mitze« mit Schirm. Im Winter kam die verbrämte und wattirte Pelzmütze mit den grossen Ohrlappen

*) Bei Begräbnissen einer ledigen Person trugen die Kerzenmädchen häufig Kränzchen von »Barwinkel« auf dem Kopfe. (Vinca minor.)

daran, welch letztere unter dem Kinn zusammengebunden wurden. Hatte die Pelzmütze keine Ohrlappen, so banden sich die Männer bei grosser Kälte ein zusammengefaltetes, kleines Tuch über die Ohren herab, oder man trug unter der Mütze noch eine schwarze, warme Zipfelmütze, die bis über die Ohren herabgezogen wurde. Die Frauen aber schützten den Kopf und namentlich die freie Stirne durch ein ähnliches kleines Tuch, das am Hinterhaupte gebunden wurde. Und dies kann man noch heute bemerken, denn bei grosser Kälte, sagt man allgemein, »steht Alles schön, was warm ist«.

(Schluss folgt.)

II. Kleine Mittheilungen.

Aus dem Lungau.*)

Von Dr. M. Haberlandt.

Von den alterthümlichen Gaulandschaften Salzburgs mit den schönen, unverständlichen Namen, neben dem gesegneten Pongau und dem herrlichen Pinzgau ist der rauhe Lungau immer eine Art Aschenbrödel gewesen. Natur und Geschichte haben sich zusammengethan, um den hochgelegenen, vielfach unwirthlichen Gau, auf welchen die Tauernkette ihren frostigen Hauch herabsendet, als abgeschlossenen Erdenwinkel in Armuth und Bescheidenheit zu erhalten. Die grüne, fröhliche Mur ist gleichsam der einzige Ariadnefaden, der aus dem Bergverliess des Lungau in die freie, offene und gesegnete Welt führt, wo der Wein wächst und die goldene Brotfucht wirklich schon im Sommer reift. Sonst haben wir hier nur eine Folge von Hochthälern, denen die Berge sozusagen den Athem verlegen, und die lastende Umwallung des Hochgebirges. Die Luft des Lebens ist dünner und die Sonne scheint ferner.

Auf dem Rade rollte ich vor nicht langer Zeit, aus der grünen Steiermark kommend, dem Lungau zu. Die Mur aufwärts geht die schöne weisse Strasse Hügel auf, Hügel ab, und die Gegenwart des traulich plätschernden Flusses, der ein so echter steierischer Landsmann ist, macht uns die Landschaft sogleich vertraut. Es ist bei Unzmarkt, wo sich das obere Murthal breit öffnet, um sich der Steiermark als Kamerad gleichsam an den Arm zu hängen. Ein altes, verfallenes Schlosschen schaut aus leeren Fensterhöhlen blauäugig ins Thal hinab, ein bescheidenes Kirchlein steht als Nachbarin daneben. Es ist die unerwartetste Erinnerung, die darüber wie ein Rosawölkchen schwebt: Ulrich von Liechtenstein, der Frauenritter, gebot einst auf dem Schlosschen, und in dem Kirchlein liegt er begraben. Wer nicht ein Literarhistoriker von Beruf ist, schüttelt erstaunt den Kopf; er möchte den romantischen Galan grausamer Schönen überall eher zu Hause wähen als hier, wo die Luft so gesund, der Wald so würzig haucht. Hoch auf dem alten Thurme steht hier keineswegs des Ritters edler Geist. . . . Der Vorüberfahrende macht sich wenigstens nicht viel aus seinem Geistergruss und rollt an weidenden Kuhheerden und pochenden Hämmern vorbei.

Und die Strasse steigt und steigt und fällt hinter dem Bühel nicht mehr so tief herab. Die Berge rücken enger zusammen und wachsen in die Höhe. Tiefer rauscht unten im Thal der schäumende Fluss. Die Leute grüssen in einem anderen Tonfall, und die Pferde vor den Wägelchen und den schweren Holzlasten beginnen vor dem Stahlrösschen zu schnauben und zu springen. Die Weiler werden seltener und die Dörfer sind nicht mehr mit einigen festen Tritten in die Pedale zu erreichen. Ein Bub und zwei Mädeln mit Schulzeug traben die Strasse entlang; sie haben eine starke Wegstunde zur nächsten Dorfschule zu laufen.

*) Siehe „Neue Freie Presse“; Feuilleton vom 2. September 1898.

Längs der Strasse auf den Wiesen scheint der Frühsommer zurückgekehrt: in bunten Farben stehen die Wiesenblumen alle, die bei uns die Sense längst gemäht und die Kuh gefressen hat. Und eine Menge neuer dazu, die ich nicht kenne. Sie alle sind mit den lustigen hellen und tiefen Farben der Höhe geschmückt. Der arme Klee selbst trägt eine Purpurperücke, und das weisse Gänseblümchen hat von der frischen Luft ein rosiges Gesichtchen bekommen. Die gelben Kornstreifen in der Landschaft verschwinden fast. Auch sind sie noch gar nicht gelb, sondern recht blass und grün und reifen noch immer langsam der Ernte entgegen. Der wichtigste Besitz der Lungauer trottet in der weidenden Heerde an uns vorbei — ohne Geläute, ernsthaft, verschlossen, wie die ganze Landschaft ringsum. Dem Gedeihen des Rindes gilt hier der Wunsch und das Gebet des Menschen, und die zahlreichen Viehtafeln, die dem heiligen Leonhard, dem Viehpatron, an Bäumen aufgenagelt werden, sind sprechende Documente solcher volkswirtschaftlichen Existenz. Im einfältigen Kunststyl der Marterln empfehlen sich Ochs und Kuh dem Schutze des Heiligen, auch Ziege, Schaf und Schwein, und das arme Vieh selbst, das auf dem kunstlosen Gemälde sich um den Schutzpatron schaart, redet beweglich von seiner Noth und Abwendung aller Gefahr. Nicht selten finden man noch im Lungau unter der Stallschwelle eingegraben den „Stallsegen“, eine eiserne Thierfigur von prähistorischer Einfachheit, je nachdem ein Rind oder ein Pferd vorstellend, wohl auch einen Bock mit gewundenem Gehörn, die der Volkskunde aus älterer Zeit wohlbekannt sind und in Gnadencapellen auf den Strassen des alten Viehtriebes manchmal noch massenhaft aufgefunden werden. Sie halten die Viehseuche vom Stall oder der weidenden Heerde fern, denn, wie ein alter derber Spruch sagt: „Weibersterben is ka Verderben, aber 's Rossverrecken, das is a Schrecken.“ Und so waltet denn auch ein ganzer Himmel von Schutzheiligen neben Leonhardus noch über dem Lungauer Gethier.

Einige Wegstunden hinter Murau, nach welchem bald die Lungauer Landschaft beginnt, läuft die Strasse über einen beträchtlichen Berg zum malerischen Gebirgskessel herunter, in welchem der Markt Tamsweg liegt. Ein grosser Brand hat vor einigen Jahren fast gänzlich den alterthümlich verbliebenen Ort zerstört, in welchem manche Geister alter Sitte noch bei hellem Tage durch die Gassen schritten. Solch eine Spukgestalt war der berühmte Tamsweger Samson, der alttestamentliche Held mit dem Eselskinbacken, der in festlichen Tagen hier durch die Gassen zog und die Philister schlug. Zwölf Schuh hoch und darüber war der Riese, und er tanzte majestätisch zum Gefiedel der Prangmusik einen Landler, mitten in der ersten Procession: — denn nicht umsonst hatte er die Philister geschlagen. Und zwei Zwerglein mit grossen, dicken Köpfen trippelten mit ihm — wie der Riese Spukgestalten aus alten Tagen, treu bewahrte Ueberreste aus dem Mittelalter und seinen Frohnleichnamsspielen, die in der Abgelegenheit dieser Gegend und dem starren Gemüth des Lungauers sich besser conservirten, als der Käfer im Spiritus. Warum es gerade der alttestamentliche Riese und Held gewesen, der in der Liebe des Volkes hier haften geblieben und mehrfach noch immer aufsteht, wie in St. Georgen, in Mauterndorf, Mur und sonst in den Lungauer weltvergrabenen Ortschaften, wo er zur Sommerszeit durch die Flur schreitet, mit ernsthafter Kriegermiene, die Partisane geschultert und das lange Haar weht ihm im Winde? . . . Kein Wunder, dass es Kraft und Muth vor Allem verehrt, das arme Lungauer Volk in seiner unwirthlichen Heimat, wo die Tannen höher und die Felsen steiler emporragen und der Lebensmuth trotziger und härter sein muss, um auszuhalten, als anderwärts.

Wie viel schöne alte braune Häuser bei der grossen Brunst vor etlichen Jahren in Tamsweg zugrunde gegangen sein müssen, sieht man an den zahlreichen hässlichen neuen Häusern, aus denen der Ort jetzt besteht. Ziegeldach und Blechdach glänzen nun in der Sonne, und garstige Fronten blicken dem Wanderer seelenlos in die Augen. Hie und da guckt, von dem gefrässigen Flugfeuer wunderbar verschont, ein urväterlicher Bau mit schwerem lastenden Dache, gebräunt und verraucht aus der frisch getünchten Umgebung heraus. Zierlich ist die Hauswand um die kleinen Fensterluken herum mit allerlei Geblümel und Zierat bemalt. Auch die Hauskanten zeigen sich noch oftmals so ausgeputzt und vor Allem trägt das Haus irgendwo — in merkwürdiger Abwechslung des Ortes —

sein frommes Bild, unter dessen Schutz es steht. Da habe ich zu wiederholten Malen eine sehr alte seltsame Darstellung gefunden, die schon längst verpönt und vergessen ist und gewiss aus dem Mittelalter stammt.

Es ist die heilige Dreifaltigkeit, dargestellt als ein Gesicht mit vier Augen, drei Nasen und drei Mundöffnungen, eine wundersame volksthümliche Arithmetik, mit der die Volkseinfalt das Geheimniß der Trinität begreifen wollte. Und diese monströsen Bilder hängen fest an Haus und Giebelwand; sicher käme wohl ein Unwetter, Schauer oder Blitzschlag, wenn der Bauer das „G'mald“ anrühren oder gar weggeben wollte. Ach, immer kommt im Lungau gleich ein gar böses Wetter oder geschieht sonst ein Hexen- und Teufelswerk, wenn man hier etwas thun soll, was man bisher nicht gethan. So bleibt Alles lange beim Alten — und das Alte ist gut.

Trotzdem ist auch das Lungauer Volk geschichtlich längst verarmt. Was es einst gewesen, was es gelebt und gekonnt hat, davon sind in dem sagenumspunnenen Schlosse des Grafen Wilczek in Moosham pietätvoll die Zeugnisse gesammelt. Es ist das Schatzkästchen des Lungau. Wer da sehen will, wie das Volk hier einst das prächtige Holz, das ihm in den Wäldern wuchs, in erlesener Schnitzkunst zu verarbeiten wusste, wie es webte und wirkte — die Lungauer Wirkteppiche sind längst ausgestorben — wie es zu hämmern und schmieden wusste, und wie über all seiner Arbeit der Hauch innerlicher Tüchtigkeit und eines saftigen Humors lag — der scheue nicht den steil anstrebenden Weg zu dem hochragenden Schlosschen, in welchem ein gutes Stück der Culturgeschichte des Lungau aufbewahrt wird.

Wo die Lungauer Landschaft schon hart gegen die Radstätter Tauern angedrückt ist, liegt, am Ausgange des kühlen Twenger Thales, die Schlossruine Mauterndorf, von rauschendem Wasser und Tannendunkel umgeben. Wahrzeichen alter bischöflicher Zwingherrschaft blickt sie ins Land. Sie hat einen Hungerthurm und schaurige Sagen. Die Salzburger streitbaren Erzbischöfe sassen auf dem Schlosse, strenge Gebieter, die oft blutiges Gericht hielten und kurzen Process zu machen wussten. Unbotmässige Mannen wurden nach der Feste verschickt und verschwanden . . . Mauterndorf ein salzburgisches Sibirien. Köstliche Spuren alter Zeit schlummerten noch in dem verfallenen Schlosschen, als es vor einigen Jahren aus seinem dauerhaften Ruinenschlafe geweckt wurde. Nun soll es neu erstehen, und alle Kunst und Wissenschaft, die ganze Magie des Geldes wird aufgeboten, um die Geister der Vergangenheit zu beschwören und den genius loci wieder aufzuwecken. Schwarzbärtige Italiener kriechen wie die Ameisen wimmelnd aus allen Fenstern und Thüren des alten Baues, mit Kelle und Säge beschäftigt, die reinen Umrisse des Mittelalters lugen wieder durch das junge Grün der Tannen, und der Fall der Taurach hinter dem Schlosse donnert dem neuen protestantischen Schlossherrn aus Berlin dieselbe Melodei ins Ohr, wie dem alten Leonhard, Erzbischof und Protestanten-Austreiber.

Als ich nach Mauterndorf kam, war gerade für den nächsten Sonntag zur Kaiserfeier ein Volksfest im Grünen angesagt. Man kennt die Volksfeste von heute in den Alpenjändern. Viel Lärm, Krachen der Büchsen mit majestätisch nachrollendem Echo, fidele Jodler und Juhezer und das Zirpen der Zither; vor Allem aber der derbe Tanz, fliegende Kittel und Stampfen der Bauernstiefel. Ei, was war das für ein seltsames Volksfest im Lungau. In einer schönen, schattigen Waldlichtung war der Festplatz wonnig genug erkiesen. Ein Schiessstand war auch aufgethan, und der Zieler in dem mittelalterlichen Narrenkleid lief aus seiner Bretterhütte, die Treffer mit dem Stabe aufzuzeigen. Aber er machte nicht die lustigen Sprünge wie sonst, er stand nicht ein einziges Mal auf dem Kopf. Er juhezte nicht einmal — Niemand, Niemand juhezte. Ernsthaft, still, trocken standen die Leute beisammen und tranken ein Glas, nicht mehr, und gingen wieder ihres Weges. Die ungeheure Figur des Samson stand hochaufgerichtet über dem Platz und schaute ernsthaft auf das stille Völkchen herab. Kein Bursch, dem es einfiel, den Arm um ein Dirndl zu schlingen und es im Tanz herumzuschwingen, kein Mund, der sich zum Singen that. Wer wird im Lungau tanzen und singen, so lange die Ernte noch auf dem Felde steht? Da käme gewiss das bewusste Wetter über die Tauern und schlug die Fechtung zusammen! Es dunkelte lange noch nicht, als ein paar stämmige Männer den Samson

auf die Schultern luden und der Zug still ins Thal hinabtrabte. Ein paar Kühe stellten sich neugierig und schweigsam zur Seite und sahen dumm auf die ungewohnte Schaar.

Kalt und still die Nacht, die auf die Lungauer Tage folgt. Ein Sternengewimmel von herrlicher Pracht glänzt durch die kühle, dünne Luft. Alles setzt sich in die warme Stube um den schweren Eichentisch in der Ecke. Es gilt nur mehr einigen stillen Trinkern, die sich gerne mahnen lassen, wenn der Nachtwächter draussen, mit dem schweren Spiess den Ruf erschallen lässt:

Lost auf, ihr liebe Leut',
 Wia heut' da Wochta schreit,
 Der euch die ganze Nacht,
 Zu jeder Stund' bewocht.
 Lost auf und lasst euch sog'n,
 Da Hommer hat schon Neune g'schlag'n.
 Gott grüss' euch nun dieselbe Stund',
 Die er euch hot verkund'.
 Hot Neune g'schlag'n.

Um Zehn schläft schon der ganze Lungau.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Zur Hausforschung. Mehrfach ist in dieser Zeitschrift (II., S. 114, III., S. 93) von der durch eine Vereinigung von technischen Verbänden in Oesterreich, Deutschland und der Schweiz in Angriff genommenen *Aufnahme des deutschen Bauernhauses* im weitesten Umfange bereits die Rede gewesen. Aus dem uns zugekommenen Protokoll der *Delegirtenconferenz in Zürich* vom 8. September 1898 entnehmen wir einen Bericht des österreichischen Delegirten Herrn *A. v. Wielemanns* über den Stand der Arbeiten in Oesterreich-Ungarn:

„Die Zahl der Mitarbeiter ist aus den Kreisen der Lehrer an den Staatsgewerbeschulen und aus denen von Liebhaberphotographen vervollständigt worden. Es sind bisher 32 Blatt Originalzeichnungen eingelaufen, ausserdem zahlreiche, sich fortlaufend mehrende photographische Aufnahmen. Eine Sichtung der im k. k. Ackerbauministerium vorhandenen Aufnahmen, vorgenommen von Herrn Oberst *Gustav Bancalari in Linz*, hat 50 brauchbare Aufnahmen ergeben, die sich auf 30 bis 35 Blatt verkürzen werden.

Vom k. k. Ackerbauministerium sind weiter für 1898 fl. 500 zur Verfügung gestellt, ferner fl. 250 vom Oesterreichischen Ingenieur- und Architektenverein zu Wien, wozu noch etwa fl. 250 als Ueberschuss von 1897 kommen, so dass etwa fl. 1000 zur Verfügung stehen.

Ein Verleger ist noch nicht gewonnen, doch soll 1899 ein Probeheft herausgegeben werden. Im Ganzen werden 100 Tafeln und 25 Bogen Text mit Textabbildungen voraussichtlich erreicht, aber nicht überschritten werden.“ — dt.

Von den Murthaler Volkskomödien. Von Carl Reiterer, Weissenbach. Ich habe in der Zeitschrift für „Volkskunde“, VI. S. 49 ff. bereits Einiges über die Murthaler Volkskomödien gebracht. Nun entnahm ich der Grazer „Tagespost“ vom 16. December v. J. (Abendblatt) folgendes:

(*Die Murthaler „geistlichen Spiele“ verboten.*) Von altersher sind im oberen Murthale geistliche Spiele, aufgeführt von Bauernkomödianten, im Gebrauche. Aufgeführt wird das „Paradeisspiel“, das „Hirtenspiel“, der „egyptische Josef“ u. dgl. Die Handlung wird von frommen Gesängen begleitet und die ganze Vorstellung macht auf die Zuschauer einen weihevollen, religiösen Eindruck. Wie man uns mittheilt, sind nun heuer diese geistlichen Spiele plötzlich verboten worden. Gründe für diese Massregel anzugeben wurde nicht für nothwendig erachtet, wie das meistens dann der Fall ist, wenn solche Verfügungen unter fremdem Einflusse erfolgen. Jedenfalls ist man berechtigt, einen solchen zu vermuthen und

in dem vorliegenden Falle wird man vielleicht nicht fehlgehen, als die Urheberin des Verbotes die Macht der Geistlichkeit zu vermuthen. Es soll nämlich im oberen Murthale übel vermerkt worden sein, dass die Bauern den deutschen Bibelliedern in den „geistlichen Spielen“ mit grösserer Andacht lauschen als der lateinischen Messe.

In der „Steierischen Alpenpost“ vom 24. December 1898 stand pag. 445 in einer Correspondenz aus St. Georgen a. M. Folgendes über das Verbot der Aufführung geistlicher Volksspiele in oberen Murthale:

„Die Aufführung der geistlichen Volksspiele wurde für heuer von der k. k. Statthalterei nicht bewilligt. Es ist wirklich schade, dass diese Spiele der Vergessenheit sollen preisgegeben werden. Sie wirken gewiss erziehlicher und erbaulicher auf die Bevölkerung als die kurzgeschürzten Ballete auf die Stadtbewohner. So Mancher hatte sich beim Besuche der geistlichen Spiele einen physischen und moralischen Kater erspart. Heuer dürfte es den verkehrten Weg gehen. Magst nix machen, Hiasl! Was im Jänner 1898 erlaubt war, ist jetzt im December desselben Jahres verboten! Wenn nur die für die Erhaltung alter Volkssitten, -Gebräuche, -Weisen etc. interessirten Kreise in dieser Hinsicht etwas thun könnten! Wenn nicht, so müsste man die vorjährigen Volkskomödianten als Rarität und zur Erinnerung an die letzten Aufführungen des „Paradeis- und Hirtenspieles“ in das Volksmuseum nach Wien schicken.“

Verein für Egerländer Volkskunde. Dieser rührige, von unserem verehrten Mitgliede und Mitarbeiter Herrn *Alois John* in Eger begründete und vortrefflich geleitete Verein beging am 26. Jänner 1899 das zweite Jahresfest seiner Begründung. Aus dem Jahresbericht über das zweite Vereinsjahr 1898 erhellt ein kräftiges Anwachsen dieser bereits 418 Mitglieder zählenden Gesellschaft, welche eine eigene kleine Zeitschrift „*Unser Egerland*“ herausgibt, auch bereits mit einer verdienstvollen selbstständigen Schrift: dem *ersten Heft einer Egerländer Volksliedersammlung* hervorgetreten ist und eine Anzahl von *Vortragsabenden* mit lehrreichem und anziehendem volksthümlichen Programm veranstaltet hat. Erwähne ich noch, dass mit der Begründung einer *Fachbibliothek* und eines einschlägigen *Bilder- und Photographienmaterials* bereits begonnen worden ist, so ist die erfreuliche Wirksamkeit dieser jungen Gesellschaft hinreichend skizzirt. Wir wünschen ihr dauernd die freundlichsten Erfolge. Dr. M. Hdt.

Sammlung volksthümlicher Ueberlieferungen in Deutschböhmen. Mit gewohnter Pünktlichkeit erscheint, bald nach Jahresabschluss, der fällige fünfte Bericht Prof. Dr. *Adolf Hauffen's* über den Fortgang seiner im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen eröffneten Sammlung volksthümlicher Ueberlieferungen aus Deutschböhmen. (Siehe darüber diese Zeitschrift I, S. 85; III, S. 122; IV, S. 127.) Gegen 100 Beiträge sind im verflossenen Jahre auf Grund des von Prof. Dr. A. Hauffen ausgearbeiteten Fragebogens eingelaufen, im Vorjahre wurden 160 verzeichnet, der 3. Bericht hatte 70 Beiträge ausgewiesen. Neben den vorwiegend literarischen Mittheilungen waren es auch zahlreiche Zeichnungen und Pläne (von Häusern, Möbeln und anderem Hausrath), wie beispielsweise Herr Oberlehrer *Josef Schramek* solches Material aus dem Böhmerwald einlieferte, die zur Sammlung gelangten. Die bereits vorliegende Sammlung ist nun schon so umfänglich geworden, dass an die Verarbeitung des Materials gegangen werden könnte; man will indessen noch versuchen, von fünf bislang gänzlich unvertretenen deutsch-böhmischen Schulbezirken Material einzubringen, ehe die Sammelthätigkeit geschlossen wird. Das eigentliche Hauptwerk über das deutsche Volksthum in Böhmen, welches wir als die Hauptfrucht des ganzen so verdienstlichen Unternehmens mit Freude erwarten, beabsichtigt der mit der Herausgabe betraute Prof. Dr. *Hauffen* mit dem Bande: „Deutsche Sagen und Märchen und Volkserzählungen aus Böhmen“ zu eröffnen, mit dessen Bearbeitung bereits begonnen wurde. Als eine hübsche Probe dieser Vorarbeiten hat Prof. *Hauffen* in den Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, Festgabe für Richard Heinzel, Weimar 1898, 4^o eine Vorfrucht veröffentlicht, den Aufsatz: „Zur Kunde vom Wassermann“.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

1. Die **Donauländer**. Zeitschrift für Volkskunde. Mit Berücksichtigung von Handel, Industrie und Verkehrswesen in den Ländern der unteren Donau. Herausgegeben von *Adolf Strauss*. I. Jahrgang 1899. I. Heft. Verlag von Carl Graeser.

Dieses neue volkskundliche Organ, welches unter der Redaction des als bulgarischer Volksforscher bekannten Professors *Adolf Strauss* steht, beabsichtigt in einem etwas weitgezogenen Rahmen auch die Volkskunde der unteren Donauländer, wie wir hoffen wollen, *vergleichend* zu pflegen. Es ist in der That erfreulich, in deutscher Sprache abgefasste Arbeiten aus jenen so wenig bekannten und der mitteleuropäischen Forschung hauptsächlich aus sprachlichen Gründen so gut wie unvertrauten Volksgebieten zu erhalten. Bei der Rückständigkeit dieser Völker in culturellen Dingen sind gerade für die Volkskunde hier reiche Ernten zu erwarten, wie dies beispielsweise die Volksforschung im österreichischen Occupationsgebiete aus ihrem vornehmsten Organ, den „Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina“ deutlich erkennen lässt.

In dem vorliegenden ersten Hefte finden wir längere und inhaltsreiche Arbeiten aus allen künftighin in der genannten Zeitschrift in Betracht zu ziehenden Ländern. Ein volkskundlich höchst interessantes Thema, dem auserslawische Parallelen nicht fehlen, stellen die von *Mich. Dragomanov* behandelten „Slawischen Sagen über Opfern des eigenen Kindes“ dar.*) Es ist wohl anzunehmen, dass hier christliche Vorstellungen und legendarische Züge auf die Ausbildung dieser Sagen eingewirkt haben. — *M. Gj. Miličević* gibt volkskundliche Notizen „über den serbischen Bauer in der Jugend und über die Jugend“, worin er das Liebesleben von Bursche und Mädchen und die Heirat und ihre Formen behandelt. Die sub 1 mitgetheilte Anekdote ist eine Variante zu dem weitverbreiteten Schwank „vom jungen Gänselein“, über dessen Verbreitung Hagen's Gesamt-*abenteuer* II, p. VI ff. eingesehen werden mögen. Aus dem rumänischen Volksglauben greift *Lazar Saineanu* „Die Jele oder bösen Geister“ heraus, wobei ich durchaus nicht mit seiner allgemeinen Auffassung der „Jele“ als Luftgeister einverstanden bin. Die Seelencultgrundlage tritt aus vielen der mitgetheilten Züge unverkennbar hervor. Ich erinnere an die verwandten Vorstellungen, welche Em. Lilek aus dem Occupationsgebiete anführt. (Wiss. Mitth. aus Bosn. und der Herz. IV. S. 422 ff.) — Wir werden über den Fortgang der Zeitschrift seinerzeit berichten.

Dr. M. Haberlandt.

2. *Materyały antropologiczno-archeologiczne i etnograficzne* wydawane staraniem komisji antropologicznej Akademii Umiejętności w Krakowie. Tom. III, 1898.

Die zweite ethnographische Abtheilung dieser Publication der Krakauer Akademie der Wissenschaften enthält neben einer ausführlichen statistischen Beschreibung des Gebietes der litauischen Sprache im Gouvernement Wilna (S. 1—72) *Materialien zur Ethnographie des „Podhale“*, das ist einiger Ortschaften des Bezirkes Neumarkt, Zakopane, Czarny Dunajec u. a., gesammelt von *Andrzej Stopka* (S. 73—166). Und zwar werden hier genau im Dialekt treu phonetisch mitgetheilt: erstens eine Sammlung von Liedern, theilweise mit Melodien; zweitens verschiedene Märchen und Erzählungen. Einige wollen wir besonders anmerken.

S. 127 ff. Nr. 3 schliesst mit dem Motiv, mit welchem das Märchen vom tapferen Schneiderlein gewöhnlich beginnt, „sieben (Fliegen) auf einen Schlag“. Hier stickten dies aus Scherz Studenten ihrem Mitschüler mit goldenen Fäden auf seiner Mütze aus.

S. 128 ff. Nr. 4. „*Von drei Brüdern — Deutschen*“. Zu Grimm K. H. M. Nr. 120. Vgl. meinen Aufsatz „*My trzej bracia*“ in der Zeitschr. Lud II, 9 ff. Diese Version ist am meisten ähnlich der ungarischen bei Erdélyi Stier Nr. 3.

S. 129 ff. Nr. 5. „*Die Erzählung vom Müller*“. Den Müller beerbt sein Diener, dessen Kindern der Müller Gevatter war, wenn er durch drei Nächte seine Leiche bewacht, zwei Nächte zu Hause, die dritte Nacht am Grabe. Zwei Hunde wollen die Leiche, bringen ihm

*) Vergleiche diese Zeitschrift I. S. 188. Nr. 9.

alle möglichen Schätze, einen kopfgrossen Diamant u. a., wenn er ihnen nur die Leiche gibt. Vgl. H. Pröhle K. V. M. 67 ff. Nr. 18. Knoop V. S. Hinterpom. 144 ff.

S. 131 ff. Nr. 6. Den Bauer überreden Diebe, dass die Kuh, die er auf den Markt führt, eine Ziege ist. Der Bauer rächt sich an ihnen, verkauft ihnen einen Hut, der für ihn im Gasthaus zahlt. Vgl. Pröhle Märchen für die Jugend, 190. Šejn Mater. III. 302 Dobrovoljskij Smol. Sbornik I, 693 ff. Wisła X, S. 4 ff.

S. 133 ff. Nr. 7. „*Der Herr und der Dieb.*“ Der Meisterdieb. Zum Schluss stiehlt der Dieb noch den Pfarrer, bringt ihn im Sack dem Herrn, es kamen um den Pfarrer Engel, um ihn in den Himmel zu tragen. Vgl. Šejn op. c. II, 196 ff. Kolberg Luč XIV, 289 ff., 352 ff. Zbiór wiad. antrop. XIII, Abth. 3. S. 112 ff. Sbornik Charkov, istor-filolog. obič. VI, 170 ff. Bronisch Kaschub. Dialektstudien 26 ff. Mark Lidsbarski Geschichte. neu-aram. Hss. 246 ff. u. a.

S. 141 ff. Nr. 12. Ein Räuber vergrub sein Geld, verwünschte es dem Erdgeist; er soll es hüten, bis ein sieben Jahre alter Ziegenbock kommt, der noch keine Ziege säugte, mit Kuhmilch aufgezogen, und bis der Bock dreimal mit seinem Hintern an die Stelle schlägt. Vgl. Sommer S. M. Sachsen, Thüring. 140 ff. Schell Berg. S. 85 ff. E. Harzmärchenbuch 211 ff.

S. 149 ff. Nr. 15. „*Der Kaiser und der Bauer.*“ Von Franz I. oder Ferdinand I. wird erzählt, wie er in einem grossen Wald verirrt, von einem Bauer endlich beköstigt und herausgeführt wurde, und dann den Bauer in seine Hofburg nach Wien einlud. Vgl. Radostov I, 3 ff. Dobrovoljskij Smol; Sb. I, 383 ff. Hahn Griech. alban. M. Nr. 35. Sebillot Contes de la H. Bret. II, 149 ff.

S. 151 ff. Nr. 16. *Legenden von Christus und S. Peter.* a) Peter bückt sich um jede Kirsche, früher wollte er nicht einen Groschen aufheben. Aehnlich Etnograf. Zbirnyk III, 69. Wisła 1895, S. 116 ff. Český Lid V, 284. b) Peter immer geprügelt, ob er an der Seite, ob er bei der Wand liegt.

S. 152 ff. Die Belohnung — fünfzig Stockstreiche verkauft dem Juden. Vgl. Zsöster V. K. II, 187 zu Nr. 2 Etnograf Zbirnyk II, Abth. 2, S. 37 ff.; III, S. 145 ff. Nr. 7. Afanasjev Rus. nar. sk.³ II, 436 Sbornik mater. Kavkaz. XVIII, Abth. 3, S. 32 ff. R. Basset Nouv. cont. berbères, S. 166, 355 ff. Haas Rügen. S. M. 223.

S. 154. Dem Juden eine Melone theuer verkauft als ein Pferdee; der Jude will es ausbrüten, sitzt darauf. Vgl. Frey „Gartengesellschaft“. Herausgegeben von J. Bolte. S. 10 ff., 213 ff. Český Lid V, S. 36; Žytje i Slovo 1895, S. 193. Etnograf Zbirnyk IV, S. 182 ff. Ciszewski Krakowiacy I, Nr. 17. Weryho Podania białorus. 16 ff. Dobrovoljskij I, 708 ff. Dowojna Sylwestrowicz II, 10 ff. Sborn. za nar. umttvor. XIV, Abth. 3, S. 115 ff.

S. 154 ff. Dem Juden eine alte magere Stute verkauft, die Ducaten sch . . . Vgl. Romanow Bėlorus. Sb. III, 403; Etnograf Zbirnyk III, 214 ff. Sbornik mater. Kavkaz. XVIII, Abth. 3, S. 30 ff. Dobrovoljskij Smol. Sb. I, S. 687 ff. Mouliėras Les fourberies de Si-Djehá 107 u. a.

S. 155 ff. In eine Erdbeere verwandelte sich ein Mädchen vor Sehnsucht nach ihrem Geliebten.

S. 156 ff. Der Dumme bei der Beichte.

Ausserdem werden mannigfaltige Erzählungen von Räufern mitgeteilt, besonders von dem bei den Slowaken in Nordungarn populären Janošik. Es folgt hierauf noch eine ziemlich starke Sammlung von *Sprichwörtern* und Begrüssungs- und Bewillkommungsformeln bei verschiedenen Gelegenheiten.

Manches Interessante bietet auch die Abhandlung von *Wl. Tetmajer* über die Weihnachtsfeste und -Gebräuche im Krakauerland (S. 167—197) bis zum Heiligen Drei-Königs-Feste vom Weihnachtsabend an; über die Vorbereitungen zu Hause, verschiedene Spiele und Aufzüge, Aberglauben, Lieder u. a. am Weihnachtsabend ziehen neben den Sängern der Weihnachtslieder noch Masken herum, der heilige Josef, der Jude und „die Ziege“ (Schimmelreiten).

Zum Schluss ist eine Anzahl von Weihnachtsliedern sammt Melodien abgedruckt.

G. P.

3. Schriften des Deutschen Volksgesangvereines in Wien.

1. 222 *echte Kärntnerlieder*, gesammelt und für vier Männerstimmen gesetzt von *Hans Neckheim*. Unter Mitwirkung von Dr. *Jos. Pommer* herausgegeben von dem *Deutschen Volksgesangvereine* in Wien. I. und II. Abtheilung; geb. kl. 8°.

2. **60 fränkische Volkslieder**, aus der Sammlung des Freiherrn v. Detfurth ausgewählt, und für vier Männerstimmen gesetzt von Dr. *Josef Pommer*. Mit 40 Zeichnungen von *Leopold Kainradl*. Herausgegeben von dem Deutschen Volksgesangvereine in Wien.

3. **24 oberösterreichische Volkslieder** für Sopran, Alt, Tenor und Bass, von Josef Reiter. Leipzig. Verlag von F. E. C. Leuckart. Partitur.

4. **Steirerlieder** für vierstimmigen Männerchor, bearbeitet von Dr. *J. Pommer*. Nr. 11—15. Leipzig. Verlag von F. E. C. Leuckart.

5. **Flugschriften**, herausgegeben von dem Deutschen Volksgesangvereine in Wien:
1. *Das österreichische Volkslied*. Von weil. Anton Ritter v. Spaun. Mit einem Nachrufe von Adalbert Stifter. Zweite Auflage, Wien 1896.

2. *22 deutsche Volkslieder* für gemischten Chor. Ausgewählt aus dem Liederschatze des Deutschen Volksgesangvereines, und mit Bemerkungen über die Quellen der Lieder versehen von Dr. *Josef Pommer*. Zweite verbesserte Auflage.

3. *24 deutsche Volkslieder* für gemischten Chor. (Fortsetzung der dritten Flugschrift.)

4. *Wegweiser durch die Literatur des deutschen Volksliedes*. Von Professor Dr. *Josef Pommer*. 1896.

5. *16 Volkslieder aus den deutschen Alpen*, im Satze für vierstimmigen Männerchor. Ausgewählt und gesetzt von Dr. *Josef Pommer*. Wien 1897.

6. *33 deutsche Volkslieder* für gemischten Chor. (Fortsetzung der dritten und vierten Flugschrift.) Ausgewählt, erläutert und mit Bemerkungen über die Quellen der Lieder versehen von Dr. *Josef Pommer*. Wien 1898.

Der Deutsche Volksgesangverein in Wien, gegründet im Jahre 1889, dessen Zweck die Pflege des deutschen Volksliedes ist, schreitet in der Sammlung und Herausgabe von Volksliedern und Schriften über das Volkslied rüstig fort.

Von seinen Flugschriften unter dem Gesamttitel „Zur Kenntniss und Pflege des deutschen Volksliedes“ sind bereits sieben Hefte erschienen. Die Reihe dieser Flugschriften eröffnete der Abdruck einer werthvollen Gelegenheitsschrift über „das deutsche Volkslied in Oesterreich“ aus der Feder des im Jahre 1849 verstorbenen, als Mensch und Gelehrter gleich hochstehenden Anton Ritter v. Spaun. Der Aufsatz ist mit Herder'scher Wärme geschrieben. Adalbert Stifter hat dem um die Sache des deutschen Volksliedes hochverdienten Manne einen Nachruf gewidmet, der der Flugschrift beigedruckt ist. Er allein macht dieselbe schon in hohem Grade lesenswerth. Sie ist bereits in zweiter Auflage erschienen; der Preis beträgt nur 10 kr.

Nr. 2 der Flugschriften, „Das Liederheft des Deutschen Volksgesangvereines“, (Textausgabe) ist vergriffen. Die dritte, vierte und die soeben erschienene siebente Flugschrift enthalten eine vorzügliche Auswahl deutscher Volkslieder im Satze für gemischten Chor von M. Plüddemann, K. M. Kunz, J. N. Fuchs, Josef Reiter, Robert Gound, V. Zack, Josef Žak, Dr. Josef Pommer und Anderen. Was die musikalische Satzweise anbelangt, so haben sich die Bearbeiter die betreffenden Bemerkungen des verstorbenen Musikers K. M. Kunz gegenwärtig gehalten: „Dem Volksliede entsprechen hauptsächlich die terzenweise Unterlage und die Waldhorntöne (Terz, Quint, Sext). Der Satz sei daher einfach. Er habe so wenig Accordfolgen und so wenig Modulation als möglich. Die Harmonie des vierstimmigen Satzes gebe eine möglichst melodische Führung der begleitenden Stimmen, vorab einen guten Bass; dazu, wo es angeht, eine sangbare, ansprechende, melodische Figur in den Mittelstimmen — aber Alles das nur im Dienste, nie auf Kosten der Oberstimme, von welcher die Aufmerksamkeit nicht abgelenkt werden darf. Das Volkslied verträgt in seiner Einfachheit weder Chromatik noch Enharmonik; ihm widerstrebt alles Pikante, alles Anachronistische.“ (Vorwort zu Georg Scherer's Sammlung „Die schönsten deutschen Volkslieder“.)

Die dritte Flugschrift enthält 22 deutsche Volkslieder für gemischten Chor und ist bereits in dritter Auflage erschienen, die vierte deren 24, und die soeben erschienene siebente 33 deutsche Volkslieder im Satze für gemischten Chor. Die Auswahl hat der bekannte Sammler und Kenner des deutschen Volksliedes, Dr. Josef Pommer, besorgt und

auch treffliche erläuternde Bemerkungen beigelegt. Die vier Singstimmen sind auf zwei Notensystemen so vereinigt, dass jedes Lied auch von einer Singstimme mit Clavier oder auf dem Clavier allein vorgetragen werden kann. Der Preis jeder dieser Flugschriften beträgt 30 kr. Diese Volksliedausgaben sind auch wegen ihrer Billigkeit, ihres handlichen Formates und der schönen Ausstattung namentlich allen Vereinen, welche sich die Pflege des gemischten Chores angelegen sein lassen, bestens zu empfehlen.

Die sechste Flugschrift „Zur Kenntniss und Pflege des deutschen Volksliedes“ enthält 16 Volkslieder aus den deutschen Alpen, ausgewählt und für vierstimmigen Männerchor gesetzt von Dr. Josef Pommer. Die Lieder stammen aus Bayern, Salzburg, Oberösterreich, Niederösterreich, Steiermark, Kärnten, Tirol und der Schweiz. Vier derselben sind auch in Stimmenausgabe erschienen, und zwar Nr. 2 „Der Tanz“ (bayrisch), Nr. 8 „Das Leben in Steiermark“, Nr. 10 „Das Peterbrünnl“, Nr. 14 „Das Seiser Almlied“, die letzten beiden aus Tirol. Preis der Partitur 30 kr., eines Quartetts der Stimmenausgaben 20 kr.; Vereine erhalten bei grösseren Bestellungen entsprechenden Nachlass.

Die fünfte der von dem Deutschen Volksgesangverein herausgegebenen Flugschriften stammt aus der Feder des unermüdlchen Förderers der Pflege des deutschen Volksliedes, Dr. Josef Pommer, bildet einen „Wegweiser durch die Literatur des deutschen Volksliedes“ und ist eingeleitet durch eine lesenswerthe Abhandlung über den Begriff des echten Volksliedes. Der Wegweiser enthält ein reichhaltiges Verzeichniss von Volksliederausgaben und Schriften über das deutsche Volkslied mit Angaben des Verlagsortes und des Preises. Hier finden sich zusammengestellt: Volksliederausgaben für vier Männerstimmen, für gemischten Chor, ein- und zweistimmige Ausgaben mit Begleitung des Clavieres, der Guitarre, Zither; Sammlungen von Volksliedern mit ihren Weisen ohne Begleitung, Textausgaben, Schnadahüpf'n, Jodler und Juchezer, Volkstänze u. s. w. Der Preis dieser Flugschrift beträgt 20 kr.

Ebenfalls im Verlage des Deutschen Volksgesangvereines sind erschienen: „60 fränkische Volkslieder für vier Männerstimmen gesetzt von Dr. Josef Pommer“, mit 40 stimmungsvollen Bildern von dem bestbekanntesten akademischen Maler Leopold Kainradl in München. Preis der Partiturausgabe (gebunden) 3 Mark, jeder einzelnen Stimme (60 Lieder enthaltend) 1 Mark = 60 kr.

Ferner: Neckheim's Sammlung 222 echte Kärntnerlieder, Satz für vier Männerstimmen, in zwei Abtheilungen. Preis jeder Abtheilung in Ganzleinen gebunden, 1 fl. 25 kr. Von der ersten Abtheilung ist bereits die zweite vermehrte und verbesserte Auflage erschienen. Diese sorgfältige und reichhaltige Ausgabe ist die Frucht zwanzigjährigen Sammeleifers des um die Sache des echten Kärntnerliedes hochverdienten Professors der Musik an der k. k. Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Klagenfurt Hans Neckheim.

Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Leipzig sind soeben wieder fünf Steirerlieder, für vierstimmigen Männerchor in der bekannten urwüchsigen und echt volkstümlichen Weise bearbeitet von Dr. Josef Pommer, in Einzelausgabe, Partitur und Stimmen, herausgekommen:

Nr. 11. Der Alt-Ausseer Postillon: „I bin der Alt-Ausseer Postillion“, mit Bariton- und Posthorn-Solo (oder Cornet à Pistons), Preis 1 Mark 20 Pf.

Nr. 12. Im grünen Klee: „Jetzt fangt das schöne Fruajahr an“, Preis 1 Mark.

Nr. 13. D'Samstagnacht: „Heunt is die Samstagnacht“, Preis 1 Mark.

Nr. 14. Der steirische Wullaza: „Mein Diandl hat g'sagt“, Preis 1 Mark.

Nr. 15. s' Groamatlied: „s'Dianderl wachst auf“, Preis 1 Mark.

Der Wiener Schubertbund hat in seiner Herbstliedertafel am 5. November vorigen Jahres aus dieser neuen Sammlung den steirischen Wullaza aufgeführt. Der feinsinnige, echt volkstümliche Vortrag dieses schalkhaften, wahrhaft humoristischen Steirerliedes versetzte das den Sofiensaal bis auf das letzte Plätzchen füllende Publicum in die heiterste Stimmung. „Der steirische Wullaza“ entfesselte einen Beifallssturm und musste seiner Gänge nach wiederholt werden.

In demselben Verlage sind erschienen: „24 oberösterreichische Volkslieder“, aus der Sammlung von A. Ritter von Spaun, ausgewählt und für Sopran, Alt, Tenor und Bass

(Soloquartett oder Chor) gesetzt von dem hochbegabten jungen Componisten Josef Reiter, Partitur 1 Mark 50 Pf., jede der vier Singstimmen 50 Pf.

Die Auswahl ist gut, der Satz eine vorzügliche humoristische Copie bäuerlicher Harmonisirung. Diese Ausgabe wird vom Deutschen Volksgesangverein bestens empfohlen.

Bestellungen auf die im Verlage des Deutschen Volksgesangvereines erschienenen Ausgaben sind zu richten an die Adresse: Albert Last, Leihbibliothekenbesitzer, Wien, VI. Getreidemarkt Nr. 11.

2. Übersichten:

Bibliographie der steiermärkischen Volkskunde, August 1895 bis Ende December 1898.

Von Custos Dr. Anton Schlossar, Graz.

Die Hauptgruppen der Eintheilung wurden schon der Uebersichtlichkeit wegen nach meiner „Bibliotheca historico-geographica Stiriaca“ (Graz, 1886. Abth. III Volkskunde. S. 35 ff.) beibehalten, wie dies auch bei den in vorliegender Zeitschrift veröffentlichten Nachträgen (Zeitschr. f. österr. Volksk. Jahrg. I. S. 277 ff. u. Jahrg. II, S. 338 ff.) der Fall war. Eine kleine Verschiebung ist insofern eingetreten, als in die Gruppe *B* Alles, was „Volkssitte und Volksglauben“ betrifft, einverleibt wurde, selbst für den Fall, dass es unter *A* „Ethnographisches“ überhaupt hätte eingereiht werden können, wodurch die Gruppe *B* besonders reichhaltig ausgefallen ist. Dagegen habe ich die allgemeine Gruppe *A* insofern erweitert, als diesmal auch museale und prähistorische Gegenstände darin berücksichtigt erscheinen.

A. Ethnographisches überhaupt. Vorgeschichtliches. Museales.

1. *Museum*. Unser culturhistorisches und Kunstgewerbemuseum in Graz. (H. B.) Grazer Tagblatt. 1895. Nr. 344. 361. — 1896. Nr. 14, 88, 202, 210, 214.

2. *Riedl Em.* Nachrichten über die in jüngster Zeit gemachten Erwerbungen des Localmuseums der Stadt Cilli. Mitth. d. Centralcommiss. Wien. XXI. Bd. N. F. 1895. S. 54 u. 64.

3. *Mell Anton*. Judenburger Haus-, Hof- und Siegelmarken. Mitth. d. Centralcommiss. Wien. XXII. Bd. N. F. 1896. S. 21—30.

4. *Landesmuseum* (Graz). Ein Gang durch das steirische. — Heimgarten. XX. 1896. S. 604—611.

5. *Landesmuseum* (Graz). Das Landesmuseum Joanneum in seiner Neugestaltung. (J. W.) Tagespost (Graz). 1896. Nr. 25. F.

6. *Gutscher Hans*. Vorgeschichtliche und römische Funde in Leoben und seine Umgebung. Mitth. d. Centralcommiss. Wien. XXIII. Bd. N. F. 1897. S. 187—191.

7. *Ganalonski C. W.* Das steiermärkische culturhistorische und Kunstgewerbemuseum. Ueber Land und Meer. 40. Jahrg. 79. Bd. 1897—98. Nr. 23. M. Abb.

8. *Zistler Franz*. Das steiermärkische culturhistorische und Kunstgewerbemuseum in Graz. Vom Fels zum Meer. 17. Jahrg. 1898. S. 226—228. M. Abb.

9. *Zocher Cölestin*. Du schönes grünes Alpenland. Sitten, Sagen, schnurrige Geschichten und Volkslieder (aus Steiermark). Innsbruck. Wagner. 1898. S. — XI, 324 S.

10. *Unger Theodor*. Erzherzog Johann als Anreger wissenschaftlicher Arbeiten über Steiermark. Aus den hinterlassenen Papieren . . . mitgetheilt von Dr. Ferdinand Khull. Südmark. Kalender f. 1899. S. 48—51. (Namentlich auch des Erzherzogs Thätigkeit zur Förderung volkskundlicher Forschung in Steiermark behandelnd).

11. *Schukowitz Hans*. Pictographien eines bäuerlichen Wirthschaftskalenders von 1786 (aus Steiermark). Globus (Braunschweig). Jahrg. 1898. S. 392.

B. Volkssitte und Volksglaube.

12. *Moses Heinrich*. Das festliche Jahr im Semmeringgebiete. Zeitschr. f. österr. Volksk. II. 1896. S. 193—197.

13. *Volkskundliches* (aus Donnersbachwald) [R.]. Alpenheim. Monatssehr. (St. Johann i. P.) I. 1896. S. 93—96.

14. *Christmonat, Im* (im Donnersbachthal). Alpenheim. (St. Johann i. P.) I. 1896. S. 240—242.
15. *Hans von der Sann*. Die St. Nicolausfeier (mit bes. Berücksichtigung der Steiermark). Grazer Morgenpost. 1896. Nr. 279 u. 280. F.
16. *Reiterer Carl*. Zeit- und Wetterbilder (aus dem Ennsthale). Tagespost (Graz). 1897. Nr. 33. Bog. 7.
17. *Ilvof Franz*. Zur Volkskunde der Steiermark. Zeitschr. f. österr. Volksk. III. 1897. S. 7 u. 42.
18. *Reiterer Carl*. Volksmedicamente (aus Steiermark). Tagespost (Graz). 1897. Nr. 179. Bog. 2.
19. *Reiterer Carl*. Volkskundliches (aus dem Ennsthale). Tagespost (Graz). 1897. Nr. 132. Bog. 3.
20. *Reiterer Carl*. Zeit- und Wetterbilder (aus dem Ennsthale). Tagespost (Graz). 1897. Nr. 199. Bog. 5.
21. *Reiterer Carl*. Volks- und Wetterbilder (aus dem Ennsthale). Tagespost (Graz). 1897. Nr. 242. Bog. 2.
22. *Reiterer Carl*. Zeit- und Septemberbilder (aus dem Ennsthale). Tagespost (Graz). 1897. Nr. 273. Bog. 5.
23. *Reiterer Carl*. Wunder der Sympathie. Volksglaube aus den Ennsthaler Alpen. Heimgarten. XXI. 1897. S. 383—388.
24. *Reiterer Carl*. Winter-Sonnenwendbilder (aus Weissenbach). Tagespost (Graz). 1897. Nr. 356. Bog. 9.
25. *Ilvof Franz*. Hexenwesen und Aberglauben in Steiermark. Ehedem und jetzt. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. (Berlin). VI. 1897. S. 184 u. 244.
26. *Reiterer Carl*. Volksbräuche im Ennsthaler Gebiete. Zeitschr. f. österr. Volksk. III. 1897. S. 368—370.
27. *Bauernhochzeiten* im steirischen Ennsthale (—r—). Alpenheim (St. Johann i. P.). III. 1898. S. 1—5.
28. *Reiterer Carl*. Zeit- und Junibilder (aus dem Ennsthale). Tagespost (Graz). 1898. Nr. 161. Bog. 2.
29. *Reiterer Carl*. Volkskundliches (aus Weissenbach). Tagespost (Graz). 1898. Nr. 281. Bog. 4.
30. *Reiterer Carl*. Sinniger Unsinn. Volksmeinungen (aus dem Ennsthale). Heimgarten. XXII. 1898. S. 613—618.
31. *Ruland Wilhelm*. Steirische Hexenprocesse. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Zeitschr. f. Culturgeschichte. (Weimar.) 1898. 2. Erzählungsheft. S. 45—71.
32. *Urbas Wilhelm*. Aberglaube der Slowenen (in Steiermark). Zeitschr. f. österr. Volksk. IV. 1898. S. 142—152.
33. *Reiterer Carl*. Volkskundliches aus dem Murthale. Zeitschr. f. österr. Volksk. IV. 1898. S. 206—210.
34. *Reiterer Carl*. Zeit- und Volksbilder (aus dem Ennsthale). Tagespost (Graz). 1898. Nr. 248. Bog. 5.
35. *Reiterer Carl*. Volkskundliches (aus dem Ennsthale). Tagespost (Graz). 1898. Nr. 256. Bog. 5.
36. *Reiterer Carl*. Vom Diebebannen und Lebenabbeten (in Steiermark). Zeitschr. f. österr. Volkskunde IV. 1898. S. 265—266.
37. *Reiterer Carl*. Zeit- und Weihnachtsbilder (aus Weissenbach). Tagespost (Graz). 1898. Nr. 356. Bog. 6.
38. *Weinhold Carl*. Aus Steiermark. Volksthümliches in alphabet. Reihe. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. (Berlin). VIII. 1898. S. 439—448.
- C. Volkslied und Volksschauspiel.**
39. *Jugend sprüche* aus dem Ennsthale, gesammelt v. Carl Reiterer. Heimgarten XX. 1896. S. 789—792.

40. *Reiterer Carl*. Reisereminszenzen (mit Inschriften, Marterln etc. aus dem Ennsthale). Tagespost (Graz). 1896. Nr. 299. Bog. 2.
41. *Liedeln, kleine*, aus dem oberen Kainachthal in Steiermark. (Mit Melodien.) Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. (Berlin). VI. 1896. S. 325.
42. *Reiterer Carl*. Volkskundliches (z. Volkspoesie des Ennsthales). Obersteirerblatt (Bruck a. M.) 1896. Nr. 48 F.
43. *'s Nicolospiel*. Ein Stück Volksleben aus dem Ennsthale. Steir. Haus- und Schreibkalender f. 1897. (Graz, Withalm.) S. 146—148.
44. *Reiterer Carl*. Ennsthaler Volksgesang. Tagespost (Graz). 1896. Nr. 272, Bog. 5.
45. *Volkssprücheln* und Vierzeilige (aus der Hartberger Gegend). Heimgarten XXI. 1896. S. 75—77.
46. *Reiterer Carl*. Volkskomödianten (in Steiermark). Tagespost (Graz). 1896. Nr. 349. Bog. 2.
47. *Almhütte*, In einer steirischen —. Ein Bild aus dem Gebirge. Alpenheim (St. Johann i. P.) I. 1896. S. 181—184.
48. *Reiterer Carl*. Volksschauspiele im Ennsthale. Zeitschr. f. österr. Volksk. III. 1897. S. 61—63.
49. *Reiterer Carl*. Zeit- u. Frühlingsbilder (Volkssprüche u. dgl. aus dem Ennsthale. Tagespost (Graz). 1897. Nr. 139. Bog. 4.
50. *Carl vom Wald*. Der Gams-Urberl (steir. Volkslied). Alpenheim (St. Johann i. P.) II. 1897. S. 110 u. 123.
51. *Fischer Rosa*. Kinderspiele in der Oststeiermark. Heimgarten XXI. 1897. S. 865—867.
52. *Volkslieder*, Alte, aus Oststeiermark. Heimgarten XXI. 1897. S. 942—943.
53. *Reiterer Carl*. Volkskundliches (namentlich Lieder) aus dem steirischen Volksleben. Alpenheim (St. Johann i. P.) II. 1897. S. 236 u. 247.
54. *Volkspoesien* aus dem Ennsthale (—r.). Steir. Alpen-Post (Aussee). 1897, Nr. 47. F.
55. *Sprüche*. Mundartliche, aus Steiermark, gesammelt von C. Reiterer. Heimgarten XXII. 1897. S. 230—234.
56. *Pronner Leo*. Beschreibung des Salzbergwerkes zu Aussee in Obersteiermark aus dem Jahre 1595. In Versen verfasst von Leo Pronner, herausgegeben von Ferdinand Khull. Zeitschr. f. Culturgeschichte (Weimar). V. 1898. S. 62 u. 283.
57. *Reiterer Carl*. Volkskundliches. (Geistliche Sprüche und Lieder aus dem Ennsthale.) Tagespost (Graz). 1898. Nr. 63. Bog. 4.
58. *Reiterer Carl*. Grab- und Marterlinschriften (aus dem Ennsthale). Tagespost (Graz). 1898. Nr. 179. Bog. 4.
59. *Nicolausspiel*, Ein. (Aus dem Ennsthale.) Mitgetheilt von Dr. M. Haberlandt. Zeitschr. f. österr. Volksk. IV. 1898. S. 100—106.
60. *Ausehltreime* der Kinder in der mittleren Steiermark. Kinderliedchen. Mitgetheilt von Frau A. Marx. Zeitschr. f. österr. Volksk. IV. 1898. S. 210—212.
61. *Reiterer Carl*. Grabinschriften und Marterln aus Steiermark. Zeitschr. f. österr. Volksk. IV. 1898. S. 264—265.
62. *Reiterer Carl*. Motivbilder aus Steiermark. Zeitschr. f. österr. Volksk. IV. 1898. S. 266—267.
63. *Wackernell Jos. Ed.* Ein Tiroler Passionsspiel in Steiermark. Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Festgabe f. Richard Heinzel. Weimar. 1898. S. 101—120.
- D. Volkssagen und Volksmärchen.**
64. „*St. Heinrich*“ auf dem Bacher. Eine Legende. Südsteirische Post (Marburg). 1895. Nr. 43. F.
65. *Sagen*. Steirische, vom Schratel. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. (Berlin). VI. 1896. S. 322—324.
66. *Volkssagen* aus dem Ennsthale, gesammelt von Carl Reiterer. Heimgarten XX. 1896. S. 361—368.

67. *Aelpler*. Was der Aelpler erzählt. Aus den Aufzeichnungen eines schlichten Sohnes der Berge. Mitgetheilt von Dr. Anton Schlossar. Alpenheim (St. Johann i. P.) I. 1896. S. 185—188.
68. *Volksanekdoten* (aus dem Ennstal). Alpenheim (St. Johann i. P.) I. 1896. S. 211.
69. *Lobenstock Friedrich*. Vergissmeinnicht und Edelweiss. Geschichten und Sagen aus Hinterberg. I. Theil. Gaben des kath. Pressvereines in der Diöcese Seckau für 1895. S. 408—459. II. Theil. Dieselben für 1896. S. 331—410.
70. *Grimmingsagen*. Steir. Alpenpost (Aussee). 1897. Nr. 8. F.
71. *Hans von der Sann*. Die Ahnfrau in der steirischen Volkssage. Obersteirerblatt (Bruck a. M.). 1896. Nr. 84—86. F.
72. *Reiterer Carl*. Frühlingsbilder. (Sprüche und Sagen aus dem Ennsthale.) Tagespost (Graz). 1897. Nr. 84. Bog. 2.
73. *Reiterer Carl*. Volksseele aus der nordwestlichen Steiermark. Heimgarten XXI. 1897. S. 696—701.
74. *Reiterer Carl*. Zeit- und Spätherbstbilder (mit Sagen aus dem Ennsthale). Tagespost (Graz). 1897. Nr. 178. Bog. 6.
75. *Hans von der Sann*. Charakteristische Gestalten aus der steirischen Sagenwelt. Grazer Morgenpost. 1896. Nr. 184, 185, 197, 207, 208, 213, 224, 237, 262, 271. — 1897. Nr. 6, 11, 28, 45, 57, 68, 81, 99, 112. F.
76. *Reiterer Carl*. Sinniger Unsinn, Volksmeinungen (sagenhafter Natur aus dem Ennsthale). Heimgarten XXII. 1898. S. 613—618.
77. *Volksagen* (steirische). Steir. Alpenpost. 1898. Nr. 26. F.
78. *Kühn Bernhard*, Der Grimmingschatz, Eine Sage aus dem oberen Ennsthale. Steir. Alpenpost (Aussee). 1898. Nr. 39, 40. F.
79. *Kühn Bernhard*, Der Teufel in Liezen. Eine Sage aus den obersteirischen Alpen. Steir. Alpenpost (Aussee). 1898. Nr. 46. F.
80. *Pastner Anton*. Illustrierter Führer an der Murthalbahn. Teufenbach (Graz). 1898. 8^o. II. 142 S. (Darin einige Sagen aus Gegenden der Murthalbahn.)

Bibliographische Uebersicht der polnischen Volkskunde in Galizien in den Jahren 1895 und 1896.

Von Prof. Roman Zawiliński, Krakau.

Eine Zusammenstellung der Studien und Materialien zur polnischen Volkskunde in Galizien trifft mehr als man vermuthen könnte auf Hindernisse und Schwierigkeiten, die meist localer Natur sind. Die polnische Bevölkerung Galiziens ist nämlich nur ein Bruchtheil der über 15 Millionen zählenden Nation, die, wie bekannt, ausser Westgalizien auch das Grossherzogthum Posen und Congress-Polen bewohnt, und deren ethnographische Grenzen weit über die politischen reichen. Dieser Umstand hat zur Folge, dass aus verschiedenen Gründen über die ethnographischen Verhältnisse in Congress-Polen in den Zeitschriften Galiziens und umgekehrt berichtet wird; dieser Umstand macht auch das Bestreben unmöglich, ein Centrum für die diesbezüglichen Arbeiten zu schaffen und programmässig vorzugehen.

Obzwar Polen auf dem Gebiete der Volkskunde nicht zu den letzten unter den slawischen Nationen gehört, hält doch bei uns bis nun der Dilettantismus die Fahne hoch, und man denkt eher aus irgend einer Eigenthümlichkeit des Landvolkes Novelletten oder Feuilletons herauszubringen, als mit aller Strenge und Sorgfalt das Vorhandene der Wissenschaft darzubieten. Man kann oft nicht einmal errathen, in welcher belletristischen Zeitschrift oder welchem politischen Tagblatt man etwas für die Volkskunde Neues und manchmal recht Interessantes vorfindet.

Auf diese Weise geschieht es leicht, dass der Berichterstatter etwas ausser Acht lassen kann, ohne es zu wollen, und dass in diesem Material erst nachgespürt und ausgewählt werden muss.

Dies diene zur Rechtfertigung des Berichterstatters, warum erst jetzt diese Bibliographie für die Jahre 1895 und 1896 erscheint, obwohl ihm die ehrenvolle Einladung

seitens der Redaction der Zeitschrift schon vor Jahren zugekommen ist; es diene auch zur Rechtfertigung des Standpunktes, den er gegenüber einigen Publicationen einzunehmen genöthigt ist.

Werke über allgemeine Fragen der Volkskunde, die im Buchhandel erscheinen, ohne Separatabdruck aus irgend einer Zeitschrift zu sein, sind überhaupt selten; es ist deshalb nichts Besonderes, wenn sie auf dem Gebiete der polnischen Volkskunde auch selten vorkommen. Um so erfreulicher ist daher die Thatsache, dass zwar noch im Jahre 1893 in Warschau ein Werk erschien, dessen aber noch in der Zeitschrift keine Erwähnung gethan ist und welches allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es ist dies das Werk von *Ludwig Krazwicki*: „Die Völker“. Eine Skizze der ethnischen Anthropologie¹⁾, eine (leider nicht genug systematische) Zusammenstellung aller Resultate der anthropologischen und ethnologischen Forschung der berühmtesten Gelehrten. Trotzdem ist es keine Compilation, sondern ein selbstständig durchdachtes, zum Theil auch originell geschaffenes Ganze, das mit eminenter Sachkenntniss und grosser Hingebung an den Gegenstand geschrieben worden ist. Es zerfällt in 3 Theile; der I. und III. beschäftigt sich mit Fragen allgemeiner Natur, wie mit der Alterthümlichkeit des menschlichen Geschlechtes, mit Racen und Gattungen und deren Dauerhaftigkeit, sogar mit der Erklärung, wie die allgemeine Civilisation fortschreitet. Im III. Theile finden wir eine Probe der sociologischen Synthese, indem der Verfasser trachtet, für verschiedene sociale Fragen (so z. B. für die Minderwerthigkeit des Weibes) einen wissenschaftlichen Grund zu finden. Der II. Theil ist rein ethnographisch: es ist die Naturgeschichte des Menschen in seinen Haupttypen, welche auf der Erdoberfläche vorhanden sind.

Den wissenschaftlichen Werth des Buches schmälert vor Allem vollkommener Mangel an Literaturangaben, welche Werke dem Verfasser zu Gebote standen. Ausserdem scheint es eher von einem Publicisten als einem Gelehrten geschrieben zu sein, da es von mannigfaltigen Excursen und Reflexionen, die andererseits sehr interessant sein können, förmlich wimmelt. Schliesslich fand es der Verfasser nicht für beachtungswürdig, dem Styl und der Correctheit der Sprache mehr Sorgfalt zuzuwenden. Diese Unterschätzung der Form scheint in einer Linie zu gehen mit der Hintansetzung jedes Ueblichen, Traditionellen, die der Verfasser gerne zur Schau trägt; schade, dass das dem Leser zudringlich wird und den Gedanken erweckt, als ob der Verfasser nach Originalität mit allen Kräften strebte, sogar in der Widmung — den unglücklichen wilden Indianerstämmen!

Auf Grund dieses Werkes schrieb Dr. *Kasimir Gorzycki* „Ueber die ethnische Anthropologie“²⁾, indem er Gedankengang und Gliederung des Werkes angibt und an manche Stellen kritische Anmerkungen anfügt; er nennt das Werk „einen schätzbaren Gewinn für die polnische Volkskunde“, „eine ernste Probe, die allgemeinen Ergebnisse der anthropologisch-ethnischen Forschung bei dem polnischen Publicum zu verbreiten“.

Theoretisches berührt auch Dr. *Ivan Franko* in einer Abhandlung, betitelt: „Die neuesten Richtungen in der Volkskunde“³⁾. Er unterscheidet deren vier: I. die solar-meteorologische (Brüder Grimm, Mannhardt, Afanasjev, Busłajev); II. symbolisch-ethische (Creutzer); III. historische oder Migrationsrichtung (Dunlop, Liebrecht, Benfey) und IV. die anthropologische (Maine, Lubbock, Tylor, Spencer). Die zwei letzten sind in der Gegenwart vorherrschend; keine jedoch für sich allein ist richtig; man muss nach Verfassers Meinung die III. mit der IV. combiniren, um richtige Resultate zu bekommen. Obwohl die Zeitschrift, in der die Abhandlung erschien, in weite Kreise zu gehen und dieselben zu instruiren bestimmt ist, hat sich der Verfasser nicht daran angepasst und seiner sonst schönen Arbeit ein zu gelehrtes Gepräge gegeben.

Klar und flüssig informirt in derselben Zeitschrift Professor Dr. *A. Kalina* „Ueber arische Völker und deren Urheimat“⁴⁾. Nachdem die vorigen Bestrebungen, die dunkle

¹⁾ „Ludy“. *Zarys antropologii etnicznej*. Warszawa 1893.

²⁾ „Lud“ (Das Volk), Bd. I (1895), Seite 325 ff.

³⁾ „Lud“ I, 4 ff.

⁴⁾ „Lud“ I, 97 ff.

Frage aufzuhellen, kurz charakterisirt sind, wendet sich der Verfasser an das berühmte Werk O. Schrader's: „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ und berichtet über seine Ergebnisse.

Nicht minder interessant, obgleich nur referirend, schreibt *Adolf Strzelecki* „Aus der Geschichte der Urfamilie“. ¹⁾ Der Titel passt eigentlich nicht zum Inhalt; es ist nicht, wie man meinen könnte, irgend ein specieller Fall oder eine Frage, sondern die Urfamilie selbst so dargestellt, wie sie nach den Forschungen der neuesten Gelehrten (Kautsky, Spencer, Hellwald, Lippert, Gumplowicz, Dargun, Friedrichs) und vor Allem Westermarck's aufzufassen ist.

Hierher gehört auch eine Reihe von Artikeln, welche Dr. *Johann Karłowicz*, der Hauptförderer der polnischen Folkloristik und Redacteur der Quartalschrift „Wisła“ (Weichsel), seit einigen Jahren publicirt hat unter dem Titel: „Systematik der Lieder des polnischen Volkes“. ²⁾ Er lehrt zuerst, worauf die systematische Behandlung der Lieder überhaupt beruht, indem er auf den ersten Plan erstens die Herstellung des Textes und zweitens eine Vergleichung mit den Liedern der verwandten Völker und anderer setzt. Angeregt durch das Werk Child's (The English and Scottish popular ballads), hat der Verfasser nach dieser Methode vier polnische Balladen genauer Exegese unterworfen und siebzehn Balladen Child's dem Inhalte nach dargestellt. Im IX. Bande sind dazu noch Ergänzungen erschienen.

Bei dem Stande der polnischen Volkskunde, wo mehrere Tausend Lieder gesammelt sind, ohne dass sie gesichtet und kritisch geordnet wären, ist die Abhandlung Karłowicz's von sehr grossem Belang und kann als Wegweiser, als methodischer Behelf nicht genug hoch geschätzt werden.

Methodisches einigermassen enthält auch der Artikel *Adolf Strzelecki's*: „Ueber Volkskunde und das Sammeln volkskundlicher Materialien“, ³⁾ den er aus Anlass einer allgemeinen Versammlung der Volkslehrerschaft Galiziens in Wadowice publicirt und sogar vor derselben referirt hat, um diejenigen Factoren, die dem Volke am nächsten stehen, für volkskundliche Arbeiten zu gewinnen. Als Wegweiser ist diese Arbeit des Verfassers etwas chaotisch und berücksichtigt nicht in gleichem Masse alle Theile der Volkskunde; ob das edle Unternehmen auch Früchte trug, erlauben wir uns zu bezweifeln, da wir auf demselben Wege nur reine Täuschungen zu notiren haben.

Nun kommen wir zu den Materialien selbst, die natürlicherweise verschiedenartig und von ungleichem Werth sein müssen. Eine Art Monographie en miniature gab *Blasius Pawłowicz* in der Sammlung: „Etlche Züge aus dem Leben des Volkes in Zalasowa“, ⁴⁾ worin Temperament und Gesinnung, Namen, Spottnamen, sociale und nationale Begriffe, ja sogar staatsrechtliche charakterisirt, dann Aberglauben und Gebräuche geschildert werden. Im II. Theile finden wir sieben Beispiele von Unterredungen, sechs Sagen und Schwänke, fünf Anekdoten, drei Lieder, Alles genau in der Mundart dargeboten, die vieles Interessante aufweist. Die Sammlung ist natürlich nur ein kleines Bruchstück dessen, was überhaupt aus dieser Gegend geschöpft werden könnte (es ist die südöstliche Gegend von Tarnow in Galizien); da aber gerade aus diesem Bezirke beinahe keine Materialien publicirt sind, so müssen auch solche kleinere Beiträge willkommen sein, bis sie zusammen einst doch ein genaues Bild ergeben werden.

Aus anderen Gründen gab auch der Unterzeichnete kleinere „Beiträge zur Ethnographie der polnischen Bergbewohner in Ungarn“. ⁵⁾ Es war eine schon längst dargelegte

¹⁾ „Lud“ I, 33 ff. 65 ff.

²⁾ „Wisła“, Bd. III, IV, IX. 522 nn. 645 nn.

³⁾ „Szkoła“ („Die Schule“, Organ des pädag. Vereines in Lemberg) 1894. Separat- abdruck v. J. 1895.

⁴⁾ Materiały antropologiczne-archeologiczne i etnograficzne, wydawane staraniem komisji antropologicznej Akad. Umiej w Krakowie. Bd. I., S. 229 ff.

⁵⁾ Zbiór wiadomości do antrop. Krej. wydawany staraniem Komisji antropologicznej Akad. Umiej. w Krakowie. XVII. Bd. S. 1—13. Materiały antrop. archeolog. i etnograf. Bd. I. S. 380—425.

Thatsache, dass in Ungarn, namentlich in den Comitaten Arva und Zips, einige Tausend polnischer Einwohner seit jeher sich befinden, die trotz mannigfaltiger Einflüsse und den losen Banden mit dem Mutterstamme doch ihre Sprache und Sitten bewahrt haben. Der Unterzeichnete hat Gelegenheit gehabt, zu constatiren, dass auch in dem kleinen Winkel, den die Grenzlinien Galiziens und Schlesiens südlich bilden, in dem Bezirke von Csácza polnische Bevölkerung lebt. Mit Hilfe der anthropologischen Commission war es ihm möglich, erstens das Gebiet der polnischen Sprache näher zu bezeichnen, die Art und Weise, wie die Häuser gebaut werden, näher zu untersuchen, und schliesslich einige Züge aus dem inneren Hausleben, Gebräuche und Sitten (vor Allem Hochzeitsgebräuche), Tänze, Spiele, Lieder und Märchen darzustellen. Alles das sind natürlich nur Bruchstücke, die während der Ferien aufgesammelt werden konnten; obwohl der Unterzeichnete durch Bekanntschaft und Freundschaftsverhältnisse mehr Material von den Eingeborenen zu gewinnen hofft, hat er es nicht aufschieben können, das Besessene noch länger aufzuheben, als es sich darum handelte, der Commission einen Bericht zu erstatten.

Das benachbarte Schlesien (Teschener Kreis) war schon oftmals im allgemeinen Bilde ergriffen; zur genauen Charakteristik des Landes und der Leute fehlt noch Manches, und es wird somit klar, dass etwaige Beiträge noch immer willkommen sind. So brachte Frau *M. Wyslouch*: „Beiträge zur Beschreibung des Dorfes Wisła (Weichsel)“, ¹⁾ in welchen sie genauere Angaben über die Nahrung und das Gebäck, die Namen der Kühe und Hunde, das Anrufen der Hausthiere, über Ackerbau- und Hausgeräthe, einige Pflanzennamen und eigenthümliche Ausdrücke notirte. *Leonard Niedzwiedzki* gab eine Erinnerung an „Das Thal von Zakopane“ ²⁾ in der Tatra, wie er sie noch im Jahre 1832 im Winter besuchte; namentlich berichtet er über die damaligen Eisenbergwerke und Hütten. — In eine noch weiter zurückliegende Zeit griff *Carl Potkański* in der Abhandlung „Ueber die Grenzen der Ansiedlung von Podhale“, ³⁾ wo er eigentlich nicht über „die Grenzen“, aber über die Art und Weise der Ansiedlung manches Bemerkenswerthe aus alten Documenten herauszog.

Einen sehr werthvollen Beitrag zur Ortsnamenkunde brachte Dr. *Carl Mátyás* aus dem Bezirke Brzesko in Galizien, ⁴⁾ indem er aus dem Städtchen Brzesko und zwölf Dörfern die Ortsnamen der Felder, Wiesen, Haine und andere sammelte. Jeder Name ist mit einer Erklärung versehen, die beinahe ausnahmslos aus dem Volke selbst stammt. In vielen birgt sich die Geschichte des Bestehens, in manchen Sage; es gibt aber auch solche, die auf falscher Combination oder sogenannter Volksetymologie beruhen. Derselbe Verfasser begann auch „Spottnamen“ ⁵⁾ zu registriren, die das polnische Volk in den Bezirken von Brzesko, Tarnobrzeg und Nisko zu gebrauchen pflegt.

Hier ist zu verzeichnen ein kleines Büchlein, das für die Dialektologie nicht uninteressant ist, nämlich ein „Wörterverzeichniss der Diebssprache“, ⁶⁾ von einem Polizeibeamten, *Ant. Kurka* in Lemberg, zusammengestellt.

Miscellaneous, unter denen auch Dialektologisches nicht am letzten Platze steht, finden wir in dem bescheidenen Artikel des *Joachim Traczyk* „Aus der Gegend von Babia Góra.“ ⁷⁾ Ausser den Eigenthümlichkeiten der Mundart bringt der dort eingeborene Verfasser Spottnamen verschiedener Bewohner in den benachbarten Gegenden, eine Sage über die Wolkenzieher (planetnik), (welche vom Teufel aus Lehm geschaffen sind und mit Drachen Kämpfe führen), schliesslich eine interessante Thatsache, wie von einem Taufnamen Eva (Jewa) andere Namen abgeleitet sind: deren Sohn Jewiárz, deren Enkel Jewię.

Das Gebiet der Volksbeilmittel betrat *Leon Magierowski* mit dem Artikel „Heilmittel“, welche das polnische Volk von Wesola (Bezirk Brzozów) gebraucht“. ⁸⁾ Leider sind die

¹⁾ „Lud.“ Bd. II. S. 126 ff.

²⁾ „Wisła“ Bd. IX. S. 119.

³⁾ Pamiętnik. Tow-Tatr. 1896. (Gedenkbuch des Tatraverains für das Jahr 1896).

⁴⁾ Ludowe nazwy miejscowe w pow. brzeskim w Galicyi. „Lud.“ Bd. I., II., III.

⁵⁾ „Wisła“ IX. und X.

⁶⁾ Lemberg 1896, im eigenen Verlage.

⁷⁾ „Wisła“ IX, 75 ff.

⁸⁾ „Lud“ II, 155 ff.

Nachrichten zu spärlich (13 Pflanzen-, 4 Thier- und 2 Mineralheilmittel) und nur gelegentlich aufgeschrieben.

In der Abtheilung der Volksindustrie und Ornamentik ist zu verzeichnen *Stanislaus Cercha's* „Thonglocken und Holzhacken auf den Krakauer Kirchmessen“,¹⁾ die nur während der Kirchmesse am Osterdienstag — verkauft werden. Die Thonglößchen haben ein farbiges Ornament, die hölzernen Hacken ein eingebanntes, welches in Sternchen, Kreisen und Kreuzen sich kundgibt. Der Verfasser beschreibt genau die Gegenstände, illustriert sie mit Zeichnungen (er selbst ist ein akademischer Maler) und gibt auch an, dass die Glocken auf dem Zwierzyniec selbst, die Hacken dagegen in Trzemesnia bei Myślenice fabricirt werden.

Sitten und Gebräuche finden noch immer wie sonst so auch in Galizien die eifrigsten Beschreiber, weil sie am leichtesten zu fassen sind. Unter den Beiträgen, die in letzter Zeit erschienen sind, beansprucht den ersten Platz die Arbeit *Johann Świątek's* unter dem Titel „Rechtsbegriffe und Rechtsgebräuche des Volkes an der Raba,“²⁾ als eine Ergänzung der Monographie desselben Verfassers „Das Volk an der Raba“ (gedruckt separat noch im Jahre 1894). Mit grossem Fleisse hat der Verfasser aus einer Gegend, von der er selbst stammt, eine Masse Einzelheiten gesammelt, die die Rechtsverhältnisse und das sociale Leben des Volkes kennzeichnen. Als Wegweiser diene ihm der Fragebogen, den in dieser Sache Bron. Grabowski in „Wisła“ veröffentlicht hat. Somit zerfällt die Arbeit in vier grosse Abschnitte, die das Familienleben, das sociale Leben (Gemeinde), Uebertretungen und Frevel, schliesslich das Rechtsverfahren charakterisiren. Einiges Typische war der Verfasser bestrebt sogar in der Mundart vorzuführen. Als Material bietet die Arbeit eine Fülle, wie sie in den ethnographischen Arbeiten Polens noch nicht zu finden war; es wäre zu wünschen, dass auch andere Gegenden so fleissige Sammler gefunden hätten.

Eine Art Feuilleton bildet das in der Zeitung „Czas“ in Krakau (1895) gedruckte Bild des Dr. *K. Mátýás* „Christabend“ (Wilija); mehr wissenschaftlich sind dargestellt desselben Verfassers: „Fasching, Aschermittwoch und Ostern im Bezirke von Tarnobrzeg.“³⁾ Mit den Osterfeiertagen, namentlich mit Ostermontag, ist der Brauch Eier zu malen und zu färben verbunden. Auf Grund eines Fragebogens hat Dr. *Fr. Krčček* die ihm zugesandten Materialien gesammelt, gesichtet und in zwei Heften unter dem Titel „Gemalte Ostereier in Galizien“ publicirt.⁴⁾ — *M. Kapuściński* gibt eine versificirte Anrede, die die Dorfhuben bei Krakau in den letzten Faschingstagen declamiren.⁵⁾

Eingehende Beschreibung des Hochzeitsbrauches in Stale (bei Tarnobrzeg) gab Dr. *K. Mátýás*;⁶⁾ sie gewinnt an Werth, weil sie wörtlich in der Mundart geschrieben ist, wie sie der erzählende Bauer aus demselben Dorfe vorgebracht. Die Hochzeit zerfällt in mehrere Theile — das Ganze ist durch den Verfasser in elf Abschnitten untergebracht.

Ebenfalls eine Hochzeit in Jaszczew (Bezirk Krosno) beschreibt *P. Ladislaus Sarna*,⁷⁾ jedoch ohne das Charakteristische der Mundart zu bewahren. Kürzer, aber werthvoller ist eine kurze Notiz desselben Verfassers „Ueber den noch existirenden Brauch des Brautkaufes“,⁸⁾ vornehmlich in Korczyzna bei Krosno.

Volkslieder als separate Sammlungen veröffentlichten *M. Kapuściński* aus der Umgegend von Czernichów bei Krakau⁹⁾ und *Leon Magierowski* aus dem Städtchen Jaćmierz (Bezirk Brzozów).¹⁰⁾ Diese Sammlungen sind für die Ethnologie ohne Werth;

1) „Lud“ II, 217 ff.

2) *Materyały antrop. arch. i etnograf.* Bd. I und II.

3) „Lud“ I, S. 46 ff., 79 ff., 129 ff.

4) Lemberg 1894.

5) „Lud“ II, S. 365.

6) „Wisła“ IX, 225 ff.

7) „Lud“ II, 236 ff.

8) „Lud“ II, 339.

9) „Lud“ II, 65 ff., 340 ff.

10) „Lud“ I, 262 ff.

sie sind weder treu und streng nach der localen Aussprache aufgeschrieben, noch mit Melodien versehen. Diese Art von Liedersammlungen erinnert an die ersten Bemühungen unserer Volksliederliebhaber, welche in demselben literarische Motive für neue Dichtungen suchten. Es wäre schon Zeit, von den alten Schablonen abzulassen und die Ueberzeugung zu gewinnen, dass für solche Sammlungen sowohl Papier als auch Zeit viel zu kostspielig sind.

Beinahe wörtlich dasselbe liesse sich auch von Sagen und Märchen behaupten, die den Volkscharakter in der Darstellung verloren haben. Mag sie die Geschichte der Literatur registriren oder nicht — mit der Ethnologie haben sie nichts gemein, weil sie selbst dieser Gemeinschaft sich beraubt haben. So sind die „Sagen aus Szczepanów“¹⁾ und „Einige Volkssagen aus der Umgegend von Sandomierz“²⁾ des Dr. *K. Mátýás* trotz einiger Wörter in Anführungszeichen kein Beitrag mehr zur polnischen Sagenkunde, sobald sie als Feuilleton verfasst sind; dasselbe gilt auch von *M. Kapuściński's* Märchen „Ueber den unterseeischen Palast“ und „Ueber den dummen Michel“, obwohl sie im Organ des Vereines für Volkskunde in Lemberg gedruckt worden sind.³⁾ Es ist nur tief zu bedauern, dass trotz aller Bemühungen der dialektologischen Forschung, trotz der Behelfe, die die Volksmundart richtig aufzuzeichnen unterrichten, noch immer Laute und Mitlaute falsch aufgeschrieben werden, wenn man überhaupt schon bemüht ist, die Unterschiede der literarischen Sprache und der Volksmundart aufzuzeichnen.

Günstiger gestaltet sich das Urtheil über eine kleine Sammlung von 15 „Volksmärchen aus Przebiczany bei Wieliczka“ des St. *Cercha*,⁴⁾ worin der Sammler ernstlich bemüht war, das Charakteristische in Form und Inhalt nach Möglichkeit zu bewahren. Ebenfalls schön von *Br. Dembowski* aufgezeichnet ist: „Die Sage des Sabała über das in Schlaf gerathene Heer“⁵⁾ und des *Felix Jastrzębowski*: „Beitrag zur Sage des Sabała über den Tod und die Seele der Mutter“⁶⁾ schliesslich die „Volkserzählungen aus Alt-Sandec“, aufgezeichnet von *Severin Udziela*.⁷⁾

Zu den vergleichenden Studien über Volkserzählungen gehört Frau *S. Grünberg's* „Ein Märchen auf der Wanderung“⁸⁾ und Dr. *Johann Bystron's* „Die Legende vom heiligen Petrus und dem Hufeisen“, wo dargelegt wird, dass Goethe zu seiner „Legende“ Motive aus dem Volke genommen haben muss.

Einige Räthsel veröffentlichten *Pobratymiec* (pseud.) aus der Umgegend von *Myslenice*⁹⁾ und *L. Pieszchala* aus dem Bezirke *Nisko*.¹⁰⁾

Der Letzte hat damit auch einige Notizen über Aberglauben verbunden. In dieser Abtheilung zur Folkloristik ist jede, wenn auch noch so kleine Notiz, höchst willkommen, da die alten Meinungen langsam schwinden, ohne dass sie für Mythologie in entsprechender Weise ausgenützt worden wären. Somit sind auch willkommen „Einige Einzelheiten aus dem Volksglauben in der Umgegend von *Andrychów*“¹¹⁾ von *S. Gonet*; „Die Cholera nach dem Begriffe des Sandecer Volkes“¹²⁾ von *Severin Udziela*; sowie die lehrreichen Zusammenstellungen von *E. Kolbuszowski*: a) Sterne und Pilze in den Volkssagen¹³⁾ b) Pilze in dem Volksglauben¹⁴⁾ c) Pflanzen in dem Volksglauben (Holunder)¹⁵⁾.

¹⁾ Przegł. Powszechny (Allgemeine Revue. Monatsschrift) Kraków 1895.

²⁾ Tagblatt „Czas“, Krakau 1895.

³⁾ „Lud“ II, S. 361 - 364.

⁴⁾ Mat. antrop. archeolog. i etnogr. Bd. I. S. 51 ff.

⁵⁾ Wisła X, 315.

⁶⁾ Wisła IX, 118.

⁷⁾ Wisła IX, 100 ff. X, 1 ff.

⁸⁾ „Lud“ II, 22 ff.

⁹⁾ „Lud“ II, 40.

¹⁰⁾ „Lud“ II, 335.

¹¹⁾ „Lud“ II; 62. 222. 331.

¹²⁾ Mat. antrop. arch. i etnogr. Bd. I, S. 1 ff.

¹³⁾ „Lud“ I, 168. 197.

¹⁴⁾ „Lud“ II, 18 ff.

¹⁵⁾ „Lud“ I, 119.

Einen sehr hübschen Beitrag zur Kunde der Pflanzen als Arzneimittel bei dem Volke hat Prof. *J. Rostański* geliefert in einer grösseren Arbeit: „Das Zauberherbarium d. i. eine Sammlung von Aberglauben über die Pflanzen“.¹⁾ Auf Grund populärer Herbarien und ähnlicher „Gesundheitsgärten“ des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, welche in Polen sehr verbreitet waren, hat der Verfasser im I. Theile die in der Volksmedizin dieser Zeiten gebrauchten Pflanzen alphabetisch zusammengestellt; im II. Theile die Arten ihrer Anwendung, in dem III. die Folgen der Wirkung, schliesslich einen genauen Index der lateinischen Namen angeführt. Die Arbeit ist nicht nur musterhaft ausgeführt, sie kann auch als Vorbild dienen für Diejenigen, welche sich mit Volksmedizin befassen. Der Verfasser selbst sagt: „Die Ethnographen werden nun wissen, was man zu erforschen hat und wie das zu notiren ist.“

Ueber Zaubermittel bei dem Beschwören einiger Krankheiten referirt *S. Gonet*²⁾ und *L. Magierowski*³⁾ führt an, wie das Volk aus dem Niesen und dem Ohrensausen auf Glück oder Unglück schliesst.

Einen sehr interessanten Fall, wie sich das Volk in verschiedenen Sachen zu rathen weiss, gab Professor *L. Malinowski* in dem „Beispiel einer Bildschrift“,⁴⁾ welche sich ein der Schrift unkundiger Schmied zusammengestellt hat. Zahlen konnte er nachahmen, aber Gegenstände hat er aufgezeichnet.

Das Buch der Volksweisheit — die Sprichwörter — hat in dieser Zeit in der polnischen Literatur eifrige Bearbeiter gefunden. Dem sehr wichtigen Werke *Samuel Adalberg's*: „Buch der Sprichwörter, Sentenzen und sprüchwörtlicher Ausdrücke“⁵⁾ folgte nun eine Ergänzung von *Franz Brzozowski* „Polnische Sprichwörter“,⁶⁾ die zusammen einen Schatz von ungemeinem Werthe darstellen. Damit ist zwar das Volksthümliche in der Art noch nicht erschöpft, da die Verfasser meistens aus alten Sammlungen und Schriftstellern geschöpft haben, es ist aber schon sehr viel zur Orientirung und Vergleichung gethan worden.

Es braucht eigentlich keiner Erwähnung, dass die im Jahre 1895 in Prag veranstaltete ethnographische Ausstellung auch ein lautes Echo in polnischen Fachzeitschriften fand. So referirte über dieselbe *Bron. Grabowski* in der „Wisła“ IX. 847 ff. und *Adolf Strzelecki* im „Lud“ II. 30 ff. 146 ff.

Das immer zunehmende Interesse an dem Volksthümlichen, die wachsende Zahl der Arbeiter auf diesem Gebiete macht auch den Mangel an genauer Bibliographie der ethnographischen Forschung sehr fühlbar. Einen Anfang hat Professor *L. Finkel* gemacht, der in der allgemeinen Bibliographie der polnischen Geschichtsforschung (Krakau 1895) im II. Bd. (I. Theil) auch der Ethnographie sein Augenmerk zugewandt und über andert-halbtausend Nummern aufgezeichnet hat. Das kann aber nicht ausreichen, da er meistens nur Bücher anführt. Genauer ging an das Werk *Adolf Strzelecki*, der im X. Bd. der „Wisła“ „Materialien zur Bibliographie der polnischen Volkskunde“ zu publiciren begann. Es ist das Material sehr fleissig zusammengestellt, die Recensionen selbst sind angeführt, Zeitschriften durchblättert — trotzdem fehlt Manches, und Manches gehört nicht hieher. Wir müssen aber daran denken, dass der Verfasser es selbst „Materialien“ genannt hat; es ist zu erwarten, dass entweder er selbst oder irgend Jemand diese Arbeit in der Zukunft unternimmt, und obwohl sie sehr undankbar und schwer ist, sie doch zum Wohle der Wissenschaft vollenden wird.

Einige Schwierigkeiten und Mängel, mit denen die ethnographische Forschung in Galizien noch immer zu kämpfen hat, werden wir uns erlauben bei der Uebersicht über die letzten Jahre gelegentlich zu besprechen.

1) Zbiór wiad. do antr. XVIII. S. 1—191.

2) „Lud“ II. 330.

3) „Lud“ II. 256.

4) Mat. antrop. archeol. i etn I. 49.

5) Warszawa 1894.

6) Kraków 1896.

V. Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

Jahres-Bericht für 1898

erstattet in der Jahresversammlung am 24. Februar 1899 vom
Präsidenten Freiherrn v. Helfert.

Mit grösster Befriedigung blicke ich auf die Thätigkeit unseres Vereines in dem abgelaufenen Jahre 1898 zurück, das eine Periode fortschreitender Consolidirung aller unserer Verhältnisse und des ruhigen Ausreifens der in den Vorjahren begonnenen Unternehmungen gewesen ist. Die grosse Last bedeutender finanzieller Verbindlichkeiten, die unser Verein seit seinem Bestand auf sich nehmen musste, um angesichts des rapiden Hinschwindens der volksthümlichen Hausculturen in allen österreichischen Ländergebieten mit gebotener Raschheit einen sicheren Sammlungsgrundstock für unser Museum zu gewinnen, ist durch die grossmüthige Entschliessung unseres Gönners, des Grossgrundbesitzers Herrn *Anton Dreher*, welcher ein dem Vereine im November 1897 gewährtes Darlehen von fl. 15.000 seither in eine Schenkung verwandelt hat, sowie durch die Güte unseres Ausschussrathes Herrn *Johann Presl*, welcher dem Vereine einen Darlehensbetrag von fl. 1410 ebenfalls erliess, endlich durch das befriedigende Ergebniss der Museumslotterie glücklich von uns genommen, so dass unser Verein heute über eine ethnographische Sammlung von nahezu 12.000 Objecten, eine Bibliothek von circa 900 Bänden und eine Photographien- und Bildersammlung von circa 1000 Stück im materiellen Werthe von fl. 53.000 als sein freies, unbelastetes Eigenthum verfügt, wozu noch der Besitz sämmtlicher Schaukästen und sonstiger Einrichtung im Werthe von fl. 6000 kommt, der nur mehr mit fl. 2000 belastet erscheint. Wahrlich ein Erfolg, wie ihn nur wenige gelehrte Gesellschaften in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren aufzuweisen haben dürften, zumal wenn man erwägt, dass der Verein ja auch durch die Herausgabe seiner Zeitschrift für österreichische Volkskunde, die in vier stattlichen Bänden vorliegt und zu einem Mittelpunkt volkskundlicher Arbeit in Oesterreich geworden ist, sowie durch Veranstaltung zahlreicher Vortragsabende, einer Akademie und einiger Wanderversammlungen mit anerkannt guten Erfolgen gewirkt hat.

Wie in den Vorjahren hat sich unser Verein auch im Berichtsjahre der höchsten Huld und Fürsorge seines erhabenen Protector's, Sr. k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs *Ludwig Victor*, zu erfreuen gehabt. Es möge mir gestattet sein, Sr. kais. Hoheit hiefür den ehrfurchtvollsten und unterthänigsten Dank des gesammten Vereines zu unterbreiten.

Indem ich nun auf die Thätigkeit und die Erfolge im abgelaufenen Jahre im Einzelnen eingehe, habe ich vor Allem mitzuthemen, dass Präsidium und Ausschuss durch die Ausarbeitung und Annahme einer Geschäftsordnung für den Ausschuss und eines Organisationsstatuts und einer Geschäftsordnung unseres Museums sich die verlässliche Grundlage für eine gedeihliche, einträchtige und erfolgreiche Thätigkeit gewonnen haben, welche nach wie vor keine Kritik oder Controle zu scheuen hat. Die genaue Bestimmung und Abgrenzung der Competenzen wird uns vor Allem das friedliche und verständnisvolle Zusammenwirken aller berufenen Factoren sichern, worin die beste Gewähr für jeden sicheren Erfolg gesucht werden muss.

Wie in den Vorjahren haben unsere Vortragsabende, welche von den Herren *Dr. S. Fessler*, Rittmeister *Ladisl. Edler v. Benesch*, Professor *Josef Žak* aus Brünn, Pfarrer *Lambert Karner* in Brunnkirchen bestritten wurden, Anregungen und Belehrungen dankenswerther Art in die Bevölkerung getragen. Von der Abhaltung einer Wanderversammlung musste in dem Berichtsjahre Umgang genommen werden, da die für *Baden* in Aussicht genommene Versammlung von dem dortigen Actionscomité unter Vorsitz des Herrn *Dr. H. Rollett* aus verschiedenen localen Gründen für undurchführbar erklärt wurde.

Der „*Anzeiger*“ hat auch in dem vergangenen Jahre, wenngleich entsprechend dem System strengster Sparsamkeit, das wir uns auferlegen mussten, etwas gekürzt, unsere Mitglieder von den Vorgängen und Arbeiten im Vereine auf dem Laufenden erhalten.

Unser wissenschaftliches Vereinsorgan, die „*Zeitschrift für österreichische Volkskunde*“, welche unter der sachkundigen Leitung unseres Herrn *Schriftführers Dr. M. Haberlandt* steht, vollendete ihren *vierten Jahrgang* und hat sich nicht nur die alten eifrigen Mitarbeiter erhalten, sondern auch neue gewonnen. Der Abonnentenstand beträgt nach dem gegenwärtigen Stand der Einzahlungen für den IV. Band 680, dürfte aber durch die noch fortwährend einlaufenden Nachzahlungen sich nicht unbedeutend erhöhen. Die Zahl der im Buchhandel vertriebenen Exemplare beläuft sich auf circa 30, die der Tauschexemplare auf 20.

Unsere Hauptschöpfung, das „*Museum für österreichische Volkskunde*“, welches heuer sein zweites Lebensjahr zurücklegte, hat sich dank der umsichtigen und unermüdlichen Thätigkeit des vom Ausschusse bestellten Directors *Dr. M. Haberlandt*, sowie des Verwalters *Franz X. Grössl* auch in diesem Jahre guter Erfolge und eines sehr beträchtlichen Sammlungszuwachses zu erfreuen gehabt. Der weiter unten folgende specielle Bericht über die Museumsthätigkeit, erstattet von dem Vorstande des Museums, gewährt ein höchst befriedigendes Bild von der stetigen gesunden Weiterentwicklung dieses Instituts, mit welchem einem wirklichen Bildungsbedürfniss unserer Grossstadt und zugleich einer Förderung des österreichischen Staatsgedankens auf wissenschaftlichem Gebiete in verheissungsvoller Art entsprochen ist.

Eine ausserordentlich aufreibende und mühevollende Action unseres Vereines lag in diesem Jahre in der Durchführung der uns vom hohen k. k. Finanzministerium zu Gunsten unseres Museums bewilligten *Effectenlotterie*. Der unten folgende Bericht des Obmannes Herrn *Dr. S. Fessler* in dem vom Ausschusse eingesetzten Lotteriecomit  (bestehend aus den Herren: *Dr. S. Fessler*, *Fr. X. Grössl*, *Dr. M. Haberlandt*, *Julius Thirring*) bringt die trotz der besonderen Ungunst aller Verhältnisse mit Anspannung aller Kräfte erzielten befriedigenden *Ergebnisse* unserer Museumslotterie zu Ihrer wohlwollenden Kenntniss. Dem Dank, welchen Seine k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr *Erzherzog Ludwig Victor* als Protector des Vereines den genannten Herren mit *Dr. S. Fessler* an der Spitze bereits auszusprechen geruhte, füge ich im Namen der Vereinsleitung auch meinen wärmsten Dank hinzu.

Die Mittel zu der Thätigkeit des abgelaufenen Jahres, welches in unsere finanziellen Verhältnisse das lang ersehnte Gleichgewicht brachte, sind dem Vereine wie in den Vorjahren auch für das Jahr 1898, dank der patriotischen und gemeinnützigen Bedeutung seiner Bestrebungen, in reichlichem Mass  zugeflossen. Seine k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr *Erzherzog Ludwig Victor* spendete wie in den Vorjahren den Betrag von fl. 50. Seitens des hohen k. k. *Ministeriums für Cultus und Unterricht* bezogen wir eine Subvention von fl. 500, die k. k. *Reichshaupt- und Residenzstadt Wien* bewilligte wie in den Vorjahren den Betrag von fl. 600, die *l bliche niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer* wie im Vorjahre fl. 400, die *Erste  sterreichische Sparcasse* und der *hohe niederösterreichische Landtag* wie in den Vorjahren je fl. 100. Das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht bezog ferner wie bisher für den k. k. Schulb cherverlag 100 B nde der Zeitschrift zum Betrage von fl. 200, das hohe k. k. Ackerbau-ministerium 60 Exemplare der Zeitschrift zum Betrage von fl. 127.20. Kleinere Spenden und Ueberzahlungen seitens unser Gönner und Mitglieder verpflichteten uns zu wärmstem Danke.

Der *Ausschuss*, in dessen Zusammensetzung sich im Berichtsjahre keine Aenderung ergab, hat in zahlreichen eindringenden Berathungen die Geschäfte des Vereines über die Vorträge des Herrn Schriftführers *Dr. M. Haberlandt* und des Herrn Geschäftsführers *Dr. S. Fessler* erledigt. Die grösste Last ruhte wie bisher auf den Schultern unseres Herrn Schriftführers und Museumsdirectors *Dr. M. Haberlandt*, sowie auf Herrn Cassier und Museumsverwalter *Fr. X. Grössl*, welche ihre aufreibende Thätigkeit als Ehrenamt bereits durch mehr als vier Jahre führen, sowie Herr Geschäftsführer *Dr. Fessler* in der Durchführung der Lotterie sich unvergängliche Verdienste um unseren Verein erworben hat.

Mit bestem Dank gedenke ich zum Schlusse auch der freundlichen Unterstützung unseres patriotischen Unternehmens durch die

lößliche *Presse*, welche sich stets bereit gefunden hat, unseren Bestrebungen ihr Sprachrohr zu leihen.

Durch die sorgenfreiere Gestaltung unserer Lage seit dem Schluss des Berichtsjahres ist freilich unsere Aufgabe, für die wir trotz mancher Hemmnisse und Störungen mit unentwegter Begeisterung eintreten, keine leichtere und keine solche geworden, welche uns gestatten könnte, die Hände auch nur für eine kurze Musse in den Schoß zu legen: aber die erzielten Erfolge, welche der Anerkennung der berufenen Factoren wie der gesammten Oeffentlichkeit wohl sicher sein dürfen, stählen und spornen unsere Ausdauer, unseren Muth, und der günstige Stern unseres Unternehmens leuchtet uns mit verdoppeltem Glanze voran!

Bericht über das Verwaltungsjahr 1898 des Museums für österreichische Volkskunde.

Erstattet vom Director Dr. M. Haberlandt.

Das zweite Jahr des Bestandes unseres Museums ist gleich seinem Vorgänger in recht befriedigender Thätigkeit und stetiger Vermehrung seiner Sammlungen abgelaufen. Nach den ausserordentlichen Anstrengungen und der Anspannung aller unserer Kräfte und Mittel bei der Begründung des Museums musste und durfte in diesem Jahre an ein ruhigeres Tempo unserer Thätigkeit gedacht werden, um mit den Aufgaben, welche eine sorgfältige Verwaltung der gesammelten Schätze stellt, in wünschenswerther Gewissenhaftigkeit fertig werden zu können. Inzwischen hat sich unser Institut mehr und mehr in den Sympathien und dem Interesse unserer Bevölkerung befestigt, für welche hier ein überaus anregendes und anheimelndes Bildungsmittel gegeben ist, welches durch keines der bisher bestehenden grossen Wiener Museen, ja durch kein einziges anderes Museum in Oesterreich ersetzt werden kann.

Mit ehrfurchtsvollstem und unterthänigstem Danke gedenke ich am Eingange meines Berichtes vor Allem der unerschöpften Huld und des hohen Interesses, welches der durchlauchtigste Protector des Museums Seine k. u. k. Hoheit Herr *Erzherzog Ludwig Victor* allen Angelegenheiten des Museums zuzuwenden geruht. Seine kais. Hoheit hat sich durch mehrmalige Besichtigung des Museums von den Fortschritten desselben höchstselbst zu überzeugen wiederholt die Gnade gehabt und stets höchstseine Befriedigung über das Anwachsen der Sammlungen in huldvollster Weise kundgegeben.

Eine überaus wichtige und für die gesunde Fortentwicklung unseres Museums richtunggebende Massregel wurde vom Vereinsausschusse durch die Schaffung einer Organisation und Geschäftsordnung des Museums für österreichische Volkskunde getroffen. Dieses Organisationsstatut wird sich unter den gegebenen Verhältnissen und bis es zu einer grundlegenden Umänderung der ganzen Sachlage kommt, sicherlich auf das Beste bewähren.

Auf Grund dieser Geschäftsordnung habe ich mit hingebungsvoller Unterstützung des Herrn Verwalters *Fr. X. Grössl* die Geschäfte des Museums in dem abgelaufenen Jahre mit den nachfolgenden Ergebnissen geleitet, die sicherlich als höchst befriedigende bezeichnet werden dürfen.

Unsere *Sammlungen*, welche aus der *ethnographischen Hauptsammlung*, der *Bibliothek*, der Sammlung von *Photographien und Abbildungen* und einer *Manuscriptsammlung* bestehen, haben sich theils durch Käufe und Aufsammlungen, theils durch geschenkweise Zusendungen aus den Kreisen der Vereinsmitglieder und anderer Gönner des Museums um ein Beträchtliches vermehrt. Die ethnographische Hauptsammlung wuchs von 9456 Nummern auf 11.120 Nummern am Ende des Berichtsjahres (Zuwachs 1664

Nummern), eine Vermehrung, die aus fast sämtlichen österreichischen Ländergebieten herrührt; 422 Objecte darunter wurden käuflich erworben, 1242 waren Geschenke.¹⁾ Ich erwähne besonders eine sehr interessante Sammlung verschiedener Trachtenstücke und Hausgeräthschaften zumeist aus Steiermark und Krain, welche von Herrn Ausschussrath k. u. k. Rittmeister *Lad. Edlen v. Benesch* in liebenswürdigster Weise zum Selbstkostenpreise überlassen wurde; mehrere Collectionen von dalmatinischem Volksschmuck, gesammelt von *G. Vulčevich*; eine sehr hübsche Sammlung von Hausindustrieproducten aus der Bukowina, ein Geschenk des *griechisch-orientalischen Religionsfondes*; zahlreiche keramische und landwirthschaftliche Gebrauchsgegenstände aus dem Occupationsgebiete als Geschenk der *bosnischen Landesregierung*, wodurch gerade die entferntesten Länder Oesterreichs, die bisher in unserem Museum erst schwach repräsentirt waren, verhältnissmässig befriedigend vertreten sind; endlich eine Sammlung von vier vollständigen Costümen der kroatischen Bevölkerung von Themenau in Niederösterreich. Für Ankäufe wurde *insgesammt* der Betrag von fl. 1018·76 verausgabt, wovon ein beträchtlicher Theil zur Deckung älterer Verbindlichkeiten verwendet wurde.

Nicht alle Erwerbungen freilich, welche die Direction in diesem Jahre in Aussicht nahm, konnten glücken. Zum Theile lag die Ursache hiefür in der strengen Beschränkung der Mittel, welche wir uns in diesem Jahre auferlegen mussten, theils in anderen Verhältnissen und Schwierigkeiten, die sich der unmittelbaren Sammelthätigkeit inmitten unserer urwüchsigen Bevölkerung entgegenseetzten. Es sei mir gestattet, einen diesbezüglichen Fall etwas ausführlicher zu berühren, weil eine — allerdings sehr beschränkte — Oeffentlichkeit von ihm Notiz zu nehmen für werth fand. Es handelt sich um die geplante Erwerbung der Samsonfigur²⁾ von Mauterndorf im Lungau für unser Museum. Der Bericht-erstatte verfügte sich am 18. August d. J. nach Mauterndorf und kam gerade zu einem Umzug der Samsonfigur anlässlich des Kaiserfestes am 20. August zurecht. Dieselbe — allerdings ganz modern und aus den allerletzten Jahren stammend, mit Papiermachekopf, der in irgend einer deutschen Fabrik hergestellt worden ist — ist doch in ihrem Typus sehr getreu der Tradition nachgebildet, und schwankte an jenem Tage von einem stämmigen Träger unter Beihilfe von vier Männern geführt gar majestätisch durch die Strassen von Mauterndorf bis zum Festplatze, wo sie hoch aufgerichtet über das Festtreiben blickte. Durch die freundliche Intervention des Herrn Geschäftsführerstellvertreters Bürgerschullehrer *Julius Thüring* und seines Freundes Herrn Dr. *Hermann Epenstein*, eines Vereinsmitgliedes, der bekanntlich die alte Mauterndorfer Schlossruine gründlich neu aufbauen lässt, gelang es mir bald, die Samsonfigur durch die Vertreter ihrer Besitzer — einer Art Prangenossenschaft — für unser Museum mit Handschlag zugesichert zu erhalten. Herr Dr. *Epenstein* hatte am Tage nach meiner Abreise von Mauterndorf sogar die Liebenswürdigkeit, mich ganz spontan wissen zu lassen, dass er die Kosten der Erwerbung der Samsonfigur für unser Museum vollständig auf sich nehme, wofür ich ihm den geziemenden Dank der Direction zur Kenntniss brachte. Zurückgekehrt, legte ich die Eindrücke meiner flüchtigen Fahrt (auf dem Zweirade) durch den Lungau in einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ vom 2. September 1898 nieder, in welchem ich mit der sympathischsten Gesinnung — wie von mir auch gewiss nicht anderes voraussetzen — von dem Volksthum, wie ich es geschaut, gesprochen habe.³⁾ Aber siehe — die biedereren Mauterndorfer fühlten sich höchlich verletzt, weil ich ihren nüchternen Ernst, ihr stilles Wesen bemerkt, weil ich geschrieben hatte, sie tranken still ihr Glas Bier, nicht mehr, und gingen wieder ihrer Wege. Die Verstimmung war so arg, dass sie die Be-

¹⁾ Die Erwerbung einer grossen Sammlung von über 900 Objecten aus der Bukowina ist im Zuge.

²⁾ Siehe darüber „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ I, S. 10 f., wo die Literatur über diesen Gegenstand zusammengestellt ist. Im „Salzburger Tagblatt“, Jahrgang 1897, sind anlässlich der Salzburger Volksfeste mehrfache Mittheilungen enthalten, so in Nr. 185, S. 4; Nr. 195, S. 4; Nr. 201, S. 4–5.

³⁾ Ich bringe es, um Jedermann zu ermöglichen, sich selbst ein Urtheil zu bilden auf Seite 20 vollinhaltlich zum Abdruck.

treffenden vermochte, ihres gegebenen Wortes zu vergessen und die Ausfolgung der Samsonfigur zu verweigern. In dieser Haltung von Herrn Dr. Epenstein unterstützt, der seinerseits sein freiwillig geleistetes Versprechen zurückzuziehen für gut fand, gaben die Eigenthümer der vielumstrittenen Figur dieselbe, als ich etwas deutlicher zu werden gezwungen war, sofort käuflich an Herrn Dr. Epenstein ab, der sie vor mir eiligst rettete, indem er sie dem Salzburger Museum als Geschenk überwies. Ich zweifle zwar sehr, dass Herr Director k. Rath Dr. *Alexander Petter*, der verehrte Ausschussrath unseres Vereines für Salzburg, die Vorgeschichte dieser Schenkung kennt, aber immerhin, die Samsonfigur ist für die Wissenschaft geborgen, und dazu ein klein wenig, wenn auch sehr indirect beigetragen zu haben, ist mit ein kleines Verdienst meiner Action.

Die *Bibliothek*, welche hauptsächlich aus den Tauschschriften und den Besprechungs-exemplaren, die bei der Redaction unserer „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ einlaufen, erwachsen ist, erfuhr eine Vermehrung um 98 Bände und Hefte, die Anzahl der Fachzeitschriften, welche wir regelmässig beziehen, stieg von 17 auf 20; insgesamt besteht unsere Bibliothek derzeit aus rund 600 Bänden von Einzelwerken und 100 Bänden verschiedener Zeitschriften. Es wird in dem neubeginnenden Verwaltungsjahre das besondere Bestreben der Direction sein, mit Benützung der Restanten unserer Zeitschrift die Bibliothek auf eine entsprechende Höhe zu bringen. Die Geschäfte der Bibliothek wurden im abgelaufenen Jahre in umsichtigster Weise von Herrn Bibliothekar Bürgerschullehrer *Julius Thirring* geführt, dem auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen sei.

An Kosten für Bibliothek, Photos und Manuscripte verzeichnen wir die Auslagen von fl. 74.11.

Die weitere Einrichtung unseres Museums an Kästen und dergleichen Bedarf machte auch im Berichtsjahre die merklichsten Fortschritte, so zwar, dass buchstäblich jeder Zollbreit verfügbaren Platzes nunmehr bis an die Grenze der Zulässigkeit ausgenützt erscheint. Wir verdanken der löblichen k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft drei grosse Ausstellungs-kästen, welche für die Hauptsammlung und die Bibliothek in Verwendung genommen wurden; ferner übernahmen wir am Schlusse der Jubiläumsausstellung im k. k. Prater zwei grosse Pulte und ein kleineres Glaspult sowie einen grossen Aufsatzisch. Für die Zwecke der Einrichtung wurde inclusive der fälligen Rate an das k. k. österreichische Handelsmuseum für die grossen Schaukästen im Betrage von fl. 400 die Summe von fl. 497.38 verausgabt. Die Conservirung der Sammlungen erforderte den Betrag von fl. 15.93.

Wie im Vorjahre haben uns auch heuer die nachfolgend genannten Mitglieder bei der Obsorge für die Sammlung freundlichst unterstützt. Es sind dies: Frau *Caroline Wachs*, Herr *Josef Adam*, Herr *Robert Grössl*. Ich sage ihnen für ihre stete Hilfsbereitschaft meinen herzlichsten Dank.

Eine von den besten Erfolgen gekrönte Bemühung der Museumsdirection war die Betheiligung des Museums an der Gruppe XIII: „Oesterreichische Hausindustrien“, welche in der land- und forstwirthschaftlichen Abtheilung der Jubiläumsausstellung 1898 von mir als dem *Obmann* und Herrn Verwalter *Fr. X. Grössl* als dem Obmannstellvertreter eingerichtet worden ist. Nicht nur verdankt unser Museum dieser Betheiligung eine sehr wünschenswerthe Steigerung seines Bekanntwerdens in der Bevölkerung, sondern auch die fruchtbare Gelegenheit, am Schlusse der Ausstellung durch kostenlose Uebernahme werthvoller Sammlungen aus dem Pavillon der Bukowina und dem bosnischen Pavillon seine Sammlungen beträchtlich zu erweitern.

Der Besuch des Museums ist im Berichtsjahre durch zwei tiefeinschneidende Umstände beträchtlich beeinflusst worden und desswegen ziemlich erheblich gegen den des Vorjahres zurückgeblieben. Zunächst bereitete die Jubiläumsausstellung im Allgemeinen und unsere Hausindustriausstellung daselbst im Besonderen dem Museum selbst die gefährlichste Concurrrenz; sodann war der Besuch des Museums durch die Renovirung des Stiegenhauses im Börsengebäude, welche vom Mai bis December 1898 währte und den Verkehr ungemein erschwerte, ausserordentlich behindert, eine Thatsache, welche von der löblichen Börsenkammer in entgegenkommendster Weise auch anerkannt und durch

einen Nachlass am Miethzins im Betrage von fl. 200 compensirt wurde. Seit dem Beginn des Jahres 1899 strahlt das Stiegenhaus in neuer, wirklich sehenswürdiger Pracht, und hat sich der Besuch des Museums wieder gehoben. Die diesbezüglichen Ziffern sind die folgenden: Insgesamt wurde das Museum von 1898 Personen besucht, von welchen auf die vier ersten Monate bis zur Renovirung des Stiegenhauses 1106 Personen entfielen.

An Katalogen wurden 310 Exemplare abgesetzt, ein sehr befriedigender Percentsatz, denn es kommt auf jeden sechsten Besucher ein Leser der in dem Katalog niedergelegten näheren Aufschlüsse über die Sammlung.

Von hervorragenden Persönlichkeiten, welche durch ihre Stellung und ihren Beruf in näheren Beziehungen zu unserem Museum stehen und das Museum mit mehrmaligen Besichtigungen geehrt haben, nenne ich: Seine Erlaucht Herrn Grafen Johann Harrach, Baron Nicolaus Mustatza, Prof. Dr. Adolf Hauffen aus Prag, Director Julius Leisching aus Brünn, Director Carl Lacher aus Graz, Reichsrathsabgeordneten Vuković, Reichsrathsabgeordneten L. de Campi, Prof. Fr. Piger aus Iglau, Prof. Moser aus Triest, Sectionschef Dr. W. Exner, Prof. Roman Zawilinski, Director Carl Romstorfer aus Czernowitz, Custos A. Reischek aus Linz u. v. A. Corporativ wurde das Museum unter meiner Führung von Hörern mehrerer Universitätscurse eingehendst besichtigt.

Ich habe am Schlusse dieses Berichtes die angenehme Pflicht, allen freundlichen Geschenkgebern den herzlichsten und wärmsten Dank für ihre stets willkommenen Gaben auszusprechen. Der *Presse*, welche die Angelegenheiten unseres Museums stets mit der wärmsten Sympathie verfolgt und die Bevölkerung unermüdlich auf das ihr in unserem Institut geöffnete Bildungsmittel hingelenkt hat, danke ich ebenfalls auf das Wärmste für ihre so werthvolle Unterstützung, welche ich auch für die Zukunft erbitte. Die höchst erfreulichen Erfolge des abgelaufenen Jahres befestigen uns Alle in der Hoffnung, dass unser Ziel: die Schaffung eines umfassenden Reichsmuseums für österreichische Volkskunde, in der Zukunft erreicht werden wird!

Bericht über die Durchführung der Museumslotterie.

Erstattet vom Obmanne des Lotteriecmités Geschäftsführer Dr. Sigismund Fessler.

Eine der verantwortungsvollsten und schwierigsten Actionen in der an Mühen und Kämpfen nicht armen Geschichte unseres Vereines bildet wohl die im Berichtsjahre vollzogene Durchführung der unserem Verein zu Gunsten seines Museums vom hohen k. k. Finanzministerium bewilligten *Effectenlotterie*. Mit Rücksicht auf den patriotischen und gemeinnützig-wissenschaftlichen Zweck war die Bewilligung gebührenfrei erfolgt. Gemäss den Beschlüssen des Ausschusses und der Sachlage entsprechend, ging das Lotteriecmité, bestehend aus dem Berichterstatter, ferner den Herren Schriftführer *Dr. M. Haberlandt*, Cassier *Franz X. Grössl* und Geschäftsführerstellvertreter *Julius Thüring*, anfangs April 1898 an die Arbeit und führte dieselbe am 15. Februar 1899 zu Ende. Die Durchführung der Lotterie mit ihren 150.000 Kronenlosen erfolgte unter Zuziehung zweier buchhalterisch geschulter Fachkräfte in vollständig fachgemässer Weise und mit dem ganzen complicirten, die Controle in jeder Beziehung ermöglichenden Apparat.

Die allgemeinen Verhältnisse für den Absatz der Lose auf dem grossen Markte des an unserem Unternehmen nicht interessirten grossen Publicums waren im Jahre 1898 so ungünstig wie nur möglich. Hieher zählt vor Allem die grosse Concurrenz durch zahlreiche andere Privat- und Wohlthätigkeitslotterien, insbesondere die Ausstellunglotterie mit ihren vier Ziehungen, hieher zählt die Verschiebung der Ziehung bei der letztgenannten Lotterie, wodurch die Kauflust des grossen Publicums für Lose überhaupt tief herabgedrückt wurde; hieher zählt vor Allem das erschütternde Unglück, welches durch den plötzlichen Tod Ihrer k. und k. Majestät der Kaiserin und Königin Elisabeth über die Monarchie hereinbrach und den Ausfall aller Jubiläumseierlichkeiten zur Folge hatte.

Trotz dieser Ungunst der allgemeinen Verhältnisse konnte durch die *Huld Seiner Majestät unseres Allergnädigsten Kaisers* und die Opferwilligkeit der Gönner und Freunde unseres Unternehmens, worunter zu unserer grossen Freude und Genugthuung

zahlreiche Mitglieder unseres Vereines zu zählen sind, die Lotterie zu einem im Ganzen recht befriedigenden Abschluss gebracht werden. Unseren hochverehrten Förderern und allen jenen zahlreichen Mitgliedern, welche die ihnen angebotenen Lose bereitwilligst übernahmen, sei an dieser Stelle der innigste und wärmste Dank für ihre Unterstützung dargebracht.

Es haben unsere Lotterie durch Uebernahme einer grösseren Zahl von Museumslosen gefördert:

Ihre k. u. k. Hoheit die durchl. Frau Kronprinzessin-Witwe *Erzherzogin Stefanie*;

Ihre k. u. k. Hoheit die durchl. Frau *Erzherzogin Elisabeth*;

Seine Durchlaucht der Herr reg. *Fürst Johann von und zu Liechtenstein*;

Excellenz Geheimrath *Nicolaus Dumba*;

Herr *Paul Ritter v. Schoeller*;

„ *Philipp Ritter v. Schoeller*;

„ *Ludwig Lobmayr*, Herrenhausmitglied;

„ Consul *Josef Thalberg*;

„ und Frau Commercialrath *Oscar v. Hoefft*;

„ Hofrath Dr. *Eduard Albert*;

„ Statthalter a. D. *Olivier Marquis v. Bacquehem*;

„ k. k. Rittmeister *Ladislaus Edler v. Benesch*;

„ *Friedrich Freiherr v. Leitenberger*;

„ *Johann Presl*;

„ Bildbauer *Carl Costenoble*;

„ k. k. Minister a. D. *Julius Graf Falkenhayn*;

„ Grossgrundbesitzer *Eduard Figdor*;

Excellenz k. k. Ministerpräsident a. D. *Paul Freiherr v. Gautsch*;

Herr k. k. Universitätsprofessor Dr. *Carl Gussenbauer*;

„ Abt Dr. *Hauswirth*;

„ Zeitungsherausgeber *Hugo H. Hitschmann*;

„ k. k. Sectionschef *Eduard Ritter v. Horowitz*;

„ Abt *Ubaldo Kostersitz*;

„ Börserath *Moriz Edler v. Kuffner*;

„ *Carl Graf Lamberg*;

„ *Adalbert Ritter v. Lana*;

„ Universitätsprofessor Dr. *Rudolf Meringer*;

Frau *Ida v. Gutmann*;

Herr *Rudolf v. Gutmann*;

„ Dr. *Richard Freiherr v. Drasche*;

„ Dr. *Victor Müller v. Aichholz*;

„ Regierungsrath *J. Stockert*;

„ *Leopold Schredt*;

„ *Baron Wilhelm v. Landau*.

Seine Durchlaucht der regierende *Fürst Johann von und zu Liechtenstein* hat ausserdem ein auf 500 Kronen bewerthetes Oelgemälde von *Oncken* als Gewinnst für die Lotterie gespendet.

Ein wesentliches Verdienst um den günstigen Erfolg unserer Lotterie hat sich endlich auch die Firma *Hermann Pollack's Söhne* erworben, welche in der opferwilligsten und rühmstwerthesten Weise die nicht gezogenen, von ihr beigestellten Treffer im Werthe von rund fl. 3500 *ohne jede Entschädigung* wieder in ihr Lager übernahm. Nach Prüfung des Rechnungsabschlusses durch die hiezu berufenen *Revisoren* unter dem Vorsitze des ersten Herrn Vicepräsidenten Hofrathes Dr. *V. Jagić* ertheilte der Ausschuss dem Lotteriecomitè und dem Berichtstatter am 11. Februar 1899 das Absolutorium.

Wir finden in dem Bewusstsein, in redlichster, angestrengtester Bemühung für die patriotischen Zwecke des Museums für österreichische Volkskunde den recht ansehnlichen Betrag von fl. 1813:87 erworben zu haben, den schönsten Lohn für unsere sorgenvolle Arbeit.

Lotterie des Museums für österreichische Volkskunde.

Soll.

1898.

Haben.

	fl.	kr.		fl.	kr.
Kosten des Numerators	54	15	Vorschuss aus der Vereincassa	301	—
" für Erlagscheine und Büchel in der Postsparcassa	11	50	Erlös für Ziehungslisten	21	10
" des Druckes der Lose	687	—	" Lose	6894	87
" der Zinkographie der Lose	27	23			
" Reparatur des Numerators	3	50			
" des Ziehungsapparats	76	70			
" für Treffer	1853	43			
" der Ziehungslisten	45	—			
" Drucksorten	431	—			
Reiseauslagen	105	—			
Portoauslagen	745	—			
Gehälter	1032	71			
Zustellgebühren und diverse	29	88			
	5102	10			
			Nach Abzug der Ausgaben per	7216	97
			Verbleibt ein Saldo von	5102	10
				2114	87

Wien, am 10. Februar 1899.

Für das Lotteriecomité: **Dr. Sigismund Fessler.**

Geprüft und richtig befunden:

L. Edler v. Benesch, k. u. k. Rittmeister.

Hofrath Dr. V. Jagié.

Jacob Schindler, Chorherr.

I. Abhandlungen.

Jugend- und Volksspiele in Niederösterreich.*)

Von Professor Dr. Robert Weissenhofer, Seitenstetten.

Jugendspiele.

Der an dem niederösterreichischen Volke so oft gerühmte Zug der Geselligkeit tritt auch in seinen Kinderspielen hervor; dieselben unterscheiden sich indess kaum irgend wesentlich von den anderwärts üblichen, so dass in der folgenden Skizze zumeist nur einzelne Bezeichnungen der Spiele als provinziell eigenthümlich erscheinen werden.

Der Bauernjunge auf dem einsamen Gehöfte kennt wenig Abwechslung in seinen häuslichen Spielen, umsomehr aber vergnügt er sich im Freien. Im Winter fährt er auf einem kleinen Schlitten über die nahe Anhöhe hinab, oder er kniet auf dem »Zacherl« (so heisst im V. U. M. B. auch der Schlitten) und schiebt sich auf der Ebene mittelst zweier Stäbchen weiter. Wo immer er einen Streifen Eis entdeckt, dort »schliferzt« (schleift) er, und wenn er ein paar Kameraden findet, belustigt er sich auch am Eisschiessen, ganz so wie es die Erwachsenen thun, nur spielt er um Haselnüsse.

Im Frühling macht er von Weidenzweigen sich Pfeifchen und fertigt den Bogen an, womit er den »Pfitschipeil« hoch in die Luft schleudert. Drunten am Bache muss ihm das Wasser ein Rädchen, »eine Mühle«, treiben. Im Sommer fängt er Grillen in ein kleines Holzhäuschen und lässt sie in der Stube zirpen. Im Herbst bohrt er sich die Schlehen- oder Hollerbüchse und schießt damit nach dem Scheunenthor. Grausam belustigt er sich nur an der »Maikäfermühle«; der arme Käfer muss stundenlang an zwei gespannten Fädchen wie ein Rädchen sich herumschwingen.

Geht der Bauernknabe einmal in die Schule, so lernt er schnell eine Anzahl Gesellschaftsspiele kennen, in welchen ihn gerne auch die Bürgerskinder unterrichten. Die landläufigsten sind:

Das »Marberln«^{**) (V. O. W. W.) oder »Bärntreiben« (V. U. M. B.). Das ist ein in der schönen Jahreszeit besonders beliebtes Kugelspiel, bei welchem man kleine, weisse oder graue Marmorkügelchen — die}

*) Vergl. die Studie „Zur Volkskunde Niederösterreichs“ („Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“, Wien und Niederösterreich, II. Abtheilung).

**) „Marberln“ ist ein Verkleinerungswort von Marmor, wovon das obige Zeitwort abgeleitet ist.

weissen haben doppelten Werth — erst nach einem Grübchen »scheidt«, dann jene, welche dasselbe verfehlt haben, mit dem gekrümmten Zeigefinger »hineinwagt« (wegt, bewegt). Diesem Spiele ähnlich ist das »Fisolen thun« oder »Schirgerln« (V. U. M. B.); hier werden Bohnen nach einem Grübchen geworfen.

Wie man das eben genannte Spiel am leidenschaftlichsten pflegt, wenn es »aber« (mhd. aeber, vergl. apri) wird, d. h. wenn vom Erdboden stellenweise an sonnigen Plätzen der Schnee weicht, so übt man gar eifrig da auch das »Anmäuerln« (Anmäuern). Bei diesem Spiele sollen an die Wand geworfene Münzen oder Knöpfe mit der Vorderseite aufwärts auf den Boden zu liegen kommen. Darauf beruht der Treffer oder Gewinn. Dasselbe gilt beim »Dipferln« (Tüpfelrn, von tupfen), wobei Münze oder Knopf durch starkes Aufdrücken eines Fingers an diesem haftend vom Tische emporgehoben werden. (V. U. M. B., um Retz.) Beim »Sankern« empfängt der Spieler von jedem Mitgliede der Gesellschaft nacheinander einen Knopf oder auch einen Kreuzer in die hohle Hand, schüttelt sie in derselben und wirft sie zu Boden. So viele mit der Aversseite aufwärts zu liegen kommen, so viele hat er gewonnen (V. U. M. B.). Noch ist endlich wegen der gleichen Gewinnstbedingung auch das »Stöckeln« hier anzuführen; da wird die Münze von einem Pflock durch einen Schlag herabgeprellt.

Das allbekannte »Tischkerln« (Pflockspiel) begegnet man mit wenig Abweichung im V. U. M. B. (um Retz) als »Schnackspiel«; das schnellste Holzstück heisst hier »Schnackstecken«.

Auf das Schneemannmachen und »Schneeballen« (Schneeballwerfen) im Winter folgt das Ballspiel im Frühling, und zwar im V. O. W. W. (besonders im Oetschergebiete) in der Form des »Ballesterns«. Hier wird der »Ball'n«, von der Mutter aus Kühhaaren geknetet und etwa mit einem alten »Hosenfleck« überzogen, mittelst eines »Waschbloichs« (Waschbleuels) oder — was weit schwieriger ist — mittelst eines Prügels oder kurzen Stockes in die Ferne geschleudert, und zwar oft sehr weit. Zahlreiche andere Ballspiele (darunter Kunstspiele) zeigen keine besonderen localen Eigenthümlichkeiten.

Besonders gern wird gleich im ersten Frühjahr, wo der Boden weich ist, das bekannte »Schmetterln« geübt. Ein an einem Ende zugespitzter Holzprügel wird mit solcher Gewalt zur Erde geschleudert, dass er darin stecken bleibt; der ihn schräg treffende Wurf des Gegners soll ihn ausschlagen.

Nur kurze Zeit dauern zu Ostern die Eierspiele. Dahin gehören das »Oarbeck'n« (Eiklopfen), »Einhauen« und »Eiwalgen«. Beim ersten »beckt« (peckt, vergl. picken) oder klopft der Spieler zuerst mit der spitzen, dann mit der Kehrseite seines Eies auf die entsprechenden Stellen des Eies, welches ein Anderer ihm vorhält. Wessen

Ei bricht, der hat verloren und muss dasselbe dem Gegner abtreten. Meist prüfen Beide vorher wechselseitig die Stärke der Schale durch leises Anschlagen an die Zähne; der höhere, hellere Ton zeugt für die solidere Constitution des Eies. Minder ehrliche Buben führen »Pechierer« mit sich, womit sie andere übervortheilen. Ein solches Wunderei enthält nämlich statt des ursprünglichen Inhaltes Pech, welches warm durch eine nachträglich verschlossene Oeffnung eingeträufelt wurde. Dass der Betrüger, wenn er als solcher ertappt wird, übel wegkommt, versteht sich.

Ein anderes Eierspiel ist das »Einhauen«. Der eine Spieler hält das Ei in der bis auf eine schmale Spalte geschlossenen Hand; durch diese Oeffnung wirft der andere ausholend eine Kupfermünze so, dass sie in der Schale stecken bleibt. Gelingt dies nicht, so hat der Gegner, oft empfindlich auf die Hand getroffen, zwar den Schmerz, aber auch das Geld, im anderen Falle der Sieger das Ei als Preis.

Allbeliebt ist auch das »Eiwalgen«. (Das Wort bedeutet drehend bewegen.) Man lässt nacheinander die Eier in der Rinne einer mächtig steilen, meist aus zwei zusammengefügt Stangen construirten Bahn auf den Plan hinabrollen; da soll jedes nachfolgende Ei auf irgend eines der Gegner treffen, wodurch dieses gewonnen wird. Dieses letztere Eierspiel üben gerne auch erwachsene Bursche.

Fleissig werden, sowohl in der Stube als auch im Freien, Turn-, Kraft- und wohl auch Prügelspiele geübt. Da ist zunächst das »Tellerreiben« allbeliebt. Zwei oder mehrere Kinder fassen sich an den Händen, drehen sich rasch im Kreise herum und lassen sich dann auf einen Ruf zur Erde nieder. Mädchen machen dabei mit dem Kleide am Boden einen »schönen Krapfen« (Glocke) und sollen sich, ohne die Verkettung zu lösen, wieder erheben. Das »Eselreiten« und zuweilen auch noch das »Sacklaufen« spielen die Kinder ebenso wie die Erwachsenen. Knaben wie Mädchen lieben das »Bucklkrax'n-tragen« (Huckepack), erstere auch das »Zögerlumdreh'n«. Ein kleinerer Knabe streckt dabei die Hände zwischen die Füße hindurch nach hinten, ein grösserer hebt ihn an denselben empor und lässt ihn so einen Purzelbaum machen. Beim »Kettenreissen« müssen »Krieger« zweier Parteien, von ihren »Kaisern« »angeschickt«, die feindliche Kette sprengen.

Beim »Pechziehen« sitzen die Spieler, einer den anderen um die Mitte fassend, um den Familientisch herum, und zwar auf der »langen« Bank. Die zwei »Pechzieher« reissen und zerren an den beiden Enden der Kette so lange, bis nicht zwei Glieder mehr zusammenhängen (V. O. M. B.).

Grosse Kraft und gleicher Schwung ist beim »Fuchsprellen« nothwendig. Hier wird einer der Spieler in einem Tuche gegen die Stubendecke »geschupft« und wieder aufgefangen.

Das »Richterherabschlagen«. Hier sitzt ein Spieler rittlings auf einer Stange, welche zwei Kameraden auf der Schulter tragen. Nun fragt ein Träger den Reiter, wie lange er »Richter« sein wolle. Der Gefragte antwortet: ein, zwei oder drei Jahre. Darauf sucht bald der eine, bald der andere Träger den »Richter« mittelst Fusstößen auf dessen Beine aus dem Gleichgewichte zu bringen. Gelingt das, so ist die Wiederherstellung desselben ein wahres Turnerkunststück, das sich so oft wiederholt, als der Richter zuvor Amtsjahre gewünscht hat. Oefters stürzt wohl auch ein Träger beim Ausschlagen mit dem einen Fuss unter dem Drucke der Last zu Boden.

Beim »Schneidern« sitzt ein Spieler als »Meister« auf einem Stuhle, links und rechts neben ihm auf dem Boden je ein Geselle; ein Fuss von jedem der beiden Letzteren ist mit dem entsprechenden des Meisters zusammengebunden. Da dieser die »faulen« Gesellen, welche fortwährend »nafaz'n« (einschlummern), immer stärker mit einem Stabe aufmuntert, reissen sie endlich aus und zerren dabei den Meister mit. Die Capriolen der gefesselten Gruppe sind dabei oft sehr ergötzlich.

Ohne Püffe und Ringkampf geht es auch beim »Fuchs- und Hennenspiel« nicht ab. Der Hahn fragt den Fuchs: »Was machst du da?« Antwort: »Ein Grübchen.« — »Wozu brauchst du das Grübchen?« — »Zum Wassersieden.« — »Wozu brauchst du das Wasser?« — »Zum Hendlputzen.« — »Wo nimmst du die Hendl her?« — »Aus deiner Schar.« Nun greift der Fuchs die Hühner an, der Hahn aber vertheidigt sie mit allen Mitteln, welche Kraft und Gewandtheit ihm an die Hand geben.

Wehren muss sich sogar auch ein Mädchen im Spiel, welches die »Hachelfrau« (Hechelfrau) heisst. Letztere hat »zehn Kinder und noch mehr«, will aber keines ausliefern. Nach einigen entsprechenden Fragen und Antworten sagt die Gegenspielerin: »Ich bin ein armes Vögelein, muss Tag und Nacht im Neste sein. Ich hau' der Hachelfrau einen Zahn aus.«

Beim »Ahn- oder Grossvaterspiel« bitten die Kinder, in den Garten gehen zu dürfen, wo sie dann trotz strenger Verwarnung allerlei Unfug treiben und der »Ahn« oder dem »Aehn« einen »Strick um den Hals« als Geschenk holen, wofür sie dann Schläge bekommen.

Unter die Ringspiele zweier Kriegspartien zählen besonders einige »Brückenspiele«, so das »Engel- und Teufelspielen« (die »Mischelmaschelbrücke« um Korneuburg im V. U. M. B. und die »goldene Brücke«). Zum Schlusse ringen Engel und Teufel miteinander.

Letzteres geschieht auch bei einem anderen Spiele, nämlich beim »Farbeneingeben«. Hier kommt der Engel mit »Klingkling« und dem »goldenen Stabe« in der Hand, der Teufel mit »neunundneunzig Rosshax'n« (Pferdefüssen) in die Stube. Beide müssen die einge-

gebenen Farben errathen und so ihren Anhang für den Kampf werben, mit welchem das Spiel schliesst. — Manche Forscher wollen in derlei Kämpfen mythische Züge vom Kampfe der guten und bösen Geister um die Seelen der Verstorbenen erkennen. (Vgl. z. B. K. Landsteiner »Reste des Heidenglaubens in Sagen und Gebräuchen des niederösterreichischen Volkes«. Jahresbericht des k. k. Ober-gymnasiums in Krems. 1869.)

Fangspiele sind besonders beliebt, so das »Blindelmäuselfangen« (blinde Maus ist der alte Ausdruck für blinde Kuh); dieses sowie »Wolf und Schafe«, »Räuber- und Soldatenspielen«, »Geier- und Stierfangen«, »Lösslgeben«, »Fuchs ins Loch«, »Katze und Maus«, »Kaufmann und Jud« und andere hieher gehörige bedürfen als allbekannt keiner Erklärung.

Beim »Wassermundspiel« steht ein Spieler in einer Grube und sucht einen der im Kreise herumtanzenden Genossen zu erhaschen. (Man will darin Beziehungen zum mythischen Wassergeiste finden.)

Im »Milchamperlspiel« stehen die von der Katze umgestossenen »Milchamperl« alle wieder auf, um das böse Thier zu fangen.

Ein besonders beliebtes Fangspiel ist das »Goneselspiel« (d. i. wohl »Gonäuselspiel« von »Gonauser«, mundartlich für Gänserich, V. O. W. W.). Die Spieler stellen sich paarweise hintereinander auf, an der Spitze steht der »Gonesel«. Auf seinen Ruf: »Die Hintern herfür, ist's Ochs oder Stier!« theilt sich das letzte Paar, und nun läuft der eine von diesen beiden Spielern links, der andere rechts die Reihe entlang vorwärts und soweit als möglich über dieselbe hinaus, wobei der »Gonesel« den Verfolger spielt. Erhascht er eine »Gans« (Knabe oder Mädchen), so bildet er mit dieser das hinterste Paar, während die nicht eingefangene als »Gonesel« antritt.

Geradezu gefährlich ist ein Fangspiel, wobei der Hauptspieler in einem Graben liegt und die darüber hinwegsetzenden Kameraden an den Beinen zu erhaschen sucht. Einen bestimmten Namen führt dieses Spiel im Flachlande um Aschbach (V. O. W. W.); dort heisst es das »Grabenmüller-Wastlspiel«. (Die Bezeichnung scheint local enge abgegrenzt zu sein.)

Zwar kein Fang-, aber ein gesundes Bewegungsspiel unter Bäumen ist das »Nachbar, Nachbar (oder G'vatter) leih' mir d' Scher!«. Wer beim Platzwechseln auf ein gegebenes Zeichen keinen der bestimmten Bäume für sich allein erreicht, muss mit dem Scherborger die Rolle tauschen.

Erwähnung verdient hier auch ein Wegspiel der Schulkinder im Oetschergebiete (V. O. W. W.), welche einen weiten Heimweg haben. Sie gehen auf Commando paarweise; an der Spitze des Zuges ruft der Anführer von Zeit zu Zeit: »Die Hintern voran!« Diese laufen vorwärts und sollen sich dabei nicht fangen lassen. Wer sich er-

haschen lässt, muss Anführer werden und das Spiel wiederholen. Auf diese Art kommen die Schulkinder oft schnell nach Hause.

Ein sehr gesundes, allbekanntes Bewegungsspiel ist das »Reif-treiben« während der schönen Jahreszeit. Ein eiserner, klingender Reifen statt eines »schebbernden« hölzernen wird als ein wahrer Schatz betrachtet.

Zu den nachahmenden Geberdenspielen gehören besonders das »Handwerks- oder Schlampampenspiel« und der »Abraham mit sieben Söhnen«. Beim ersten Spiele ahmt man ein Handwerk nach und spricht dabei:

»Wir kommen von Schlampampen
Und haben ein . . . in der Wampen.«

Der Name des Handwerkes darf nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet werden. Wer die Bedeutung der Pantomime erräth, wird »Geselle« beim Meister.

Beim zweiten Spiele spricht der »Abraham«:

»Abraham hatte sieben Söhne,
Sieben Söhne hatte Abraham,
Sie waren alle froh
Und machten's alle so.«

Nun müssen alle Spieler die Geberden (oft aber auch tolle Sprünge) des Vorspielers nachmachen oder Strafe zahlen.

Eine wichtige Rolle ist in den Jugendspielen dem »Plumpsack« zugetheilt, bestehend aus einem zusammengedrehten Hand- oder Sack-tuch mit einem Knopf an dem einen Ende. Er heisst auch »Jodl«, im Waldviertel »Knödl«, am Wechsel »Widerliwaderli«. Mittelst des Plumpsacks wird auf die flache Hand strafweise ein ausgiebiger Schlag aufgemessen, der sogenannte »Höll'nbrand mit Salz und Schmalz« (Oetschergebiet). Beim »Plumpsackverstecken« ruft man dem (meist mit verbundenen Augen) Suchenden die Worte zu: »Kalt!« »lau!« »warm!« »es brandelt!« »Feuer!« je nach der Annäherung an das gesuchte Object.

Ebenso beliebt wie das vorstehende ist ein anderes Plumpsack-spiel, nämlich: »Der Plumpsack geht herum«, im V. O. M. B. »Die schwarze Knödl« (sonst hört man überall »der« oder »das« Knödl), am Wechsel »Widerliwaderli umatrag'n« genannt. Dieses Spiel ist zugleich ein Kreisspiel, bei welchem die Betheiligten rückwärts die Hände zusammenfallen. Ein Spieler geht aussen herum und spricht: »Schaut's eng nit um,

Der Plumpsack (Knödl) geht umatum (herum);

Wer umschauf, wird auf d' Kapp'n (oder auf'n Buckl) g'schlag'n.«

Am Wechsel spricht er:

»Widerliwaderli umatrag'n,
Wer umschauf, wird auf d' Finger g'schlag'n.«

Während des Spruchaufsagens empfängt einer der Spieler den Plumpsack, womit er sogleich seinen Nachbar aus dem Kreis und um diesen herumjagt, bis er in der Kette sich einen Platz erobert hat. Nun fängt der neue Plumpsackträger das Spiel wieder von vorne an.

Beim »Raffeln« (im Wechselgebiete) muss der Widerliwaderli-Träger mit verbundenen Augen den »Raffler« verfolgen, welcher mit zwei Holzspänen »raffelt« (so heisst das mit den Spänen erzeugte Geräusch) und damit seine Wegrichtung anzeigt. Trotzdem führt der Verfolger viele Streiche ins Leere. Oft jagt der Raffler die Zuschauer auf einen Haufen zusammen, wo dann der Widerliwaderli ausgiebig auf die Köpfe niedersaust.

Reigen- und Kreisspiele führen Knaben und Mädchen vielfach gemeinsam auf. Spiele wie »Ringelreihen«, der »Gänsedieb«, die »Witwe im Kreis« u. a. sind so ziemlich allbekannt und theilweise wohl auch in den »Kindergarten« aufgenommen worden.

Ein beliebtes Reigenspiel unter Mädchen ist folgendes: Die Spielerinnen drehen sich im Kreise, worin eines der Mädchen kniet, herum und singen:

»Blauer, blauer Fingerhut
Steht der Jungfrau gar so gut;
Jungfrau soll sich drehen
In dem schönen Kränzchen.
Schäfchen, Schäfchen, knie dich,
Küsse, küsse, wenn du willst.«

Nun hält der Reigen an; das in der Mitte kniende Mädchen küsst eine der Spielerinnen, welche hierauf in den Kreis kniet, womit das Spiel neu beginnt.

Ein malerisches Tanzspiel ist der besonders im V. O. M. B. beliebte »Schwabentanz«. Das Spiel beginnt damit, dass von den in der Stube herumsitzenden Theilnehmern erst zwei sich erheben, hintereinander auf und abgehen und dabei singen:

»Jetzt tanzen wir den Schwaben,
Den Schwaben tanzen wir.
Wir sind noch nicht allsamt bei'and',
Wir müssen noch Eins haben;
Das Hint're, das hint' nachigeht,
Das nimmt das Andre bei der Hand.«

Letzteres geschieht; das »Hintere« nimmt eines von den Sitzenden bei der Hand, welches sich erhebt, mit auf- und abgeht und in den Gesang einstimmt:

»Phali und phalo,
Die Schwaben sind do;
Wenn s' noch einmal keman (kommen),
So bledern (durchbleuen) wir s' o.«

Es bildet sich so nach und nach eine zusammenhängende Kette, und das letzte Glied »schließt«, mit dem folgenden an der Hand, zuerst zwischen dem ersten und zweiten Kettengliede unter deren Händen, dann zwischen dem zweiten und dritten u. s. w. hindurch, so dass die Kette spiralförmig sich verschlingt und abwickelt. Nun stellen sich die Spieler paarweise auf, und der Tanz beginnt. War die Zahl der Kettenglieder eine ungerade, so bleibt ein Spieler übrig, der also nicht mittanzten kann und ausgelacht wird. Früher, als noch der Rockensitz (»d'Rockaroas«) mehr in Brauch war, wurde das Spiel gelegentlich des Rockentanzes von Erwachsenen aufgeführt, und auch die Spielleute fehlten nicht dabei.

Unter den friedlichen Rathespielen ist (besonders im V. O. W. W.) das »Mungatz'n« (mum-, mummachen) beliebt. Die im Kreise aufgestellten Kinder dürfen sich dem mit verbundenen Augen herumgehenden Hauptspieler, wenn er sie »antupft« und anspricht, nicht durch ihre Stimme verrathen; darum machen sie mit geschlossenem Munde nur »mum, mum«. Wer erkannt wird, muss in den Kreis treten und an Stelle des Vorgängers herumgehen. Beim »Goldeinstreichen« muss der Engel, der das »Gold« hat, errathen werden.

Beim »Pfennig- oder Ringeinstreichen« darf Niemand mit Ja oder Nein antworten, widrigenfalls er ein Pfand leisten muss.

Grosse Vorsicht ist auch nothwendig bei dem Spiele: »Es fliegt, es fliegt!« So nämlich ruft der Vorspieler und nennt rasch nacheinander verschiedene Thiere, wobei er jedes Mal schnell die Hand aufhebt, um auch die Mitspieler dazu zu verleiten. Ein »fliegender« Ochs, Hund, Esel u. s. w. kostet auch hier ein Pfand.

Noch sei hier ein sehr beliebtes Fadenspiel unter Mädchen erwähnt, nämlich das »Abheben«. Eine Spielerin nimmt hier der anderen die künstlich verschlungenen und gespannten Fäden von den Fingern und bildet daraus neue Figuren (Wiege, Brücke, Säge u. s. w.).

Wie anderwärts, lassen auch unsere Knaben den »Wolf« (Kreisel) tanzen, den Papierdrachen steigen und üben sich im Bolz- oder Blasrohrschessen, im Gebirge besonders auch im Armbrustschessen. Bemerkenswert zu werden verdient die im mittleren und oberen Ybbsgebiete (z. B. in Ybbsitz) für Armbrust einzig übliche Bezeichnung »Anst« (das A tief gesprochen). Das Wort dürfte durch Zusammenziehung ebenso aus »Armbrust« verdorben sein, wie dieses aus »arcuballista«.

Auch auf die Jugendspiele hat die Neuzeit bereits vielfach nivellirend eingewirkt, besonders seit die Schule, seit der Kindergarten leitend in dieselben eingreifen. Manches Urwüchsige ist schon geschwunden, allerdings auch manches allzu Derbe, was der Pädagoge eben nicht bedauernd vermissen, der Ethnograph aber als alte Ueberlieferung in der Aufzeichnung festhalten wird.

(Schluss folgt.)

Lieben und Hassen des jungen Bauernvolkes im Mürzthale.

Von Frau Marie Marx, Allerheiligen.

Der junge Bursch kann vor dem Verliebtsein der gleichmüthigste und nachlässigste Mensch sein, für den Seife und Kamm nicht da zu sein brauchten; sobald er sich verliebt, wird er eitel, wäscht sich, kämmt seinen Haarschopf unter der Brunnenröhre glatt und pflegt ein etwa vorhandenes Schnurrbärtchen. Die Liebe macht ihn fast immer zum Sänger, zuweilen zum Helden, öfter zum Verbrecher, der sanftmüthigste »Bua« will Proben seines Muthes und seiner Kraft ablegen, er ist rauflustig wie der Hahn in der Balzzeit, lustig und übermüthig, und scheut weder Mühe noch Frost, um mit seinem Schatz kosen zu können. Das lustigste und übermüthigste Mädchen ist wieder, sobald sie sich verliebt, stille bei der Arbeit, sie »sinnirt«, das heisst, sie ist nachdenklich geworden und hat sie es bisher noch so gut verstanden, kecke Reden und Annäherungsversuche schlagfertig und derb abzuweisen, gegen den Burschen, welchen sie liebt, wird sie nachgiebig und weich sein.

Das von frühester Jugend an mit den Hausthieren beschäftigte Mädchen sieht das Geschlechtsleben dieser Thiere und kennt den Nutzen, welchen der Mensch daraus zieht, sie hat daher von diesen Vorgängen eine ganz andere Anschauung als das Stadtkind.

Das aus der Schule entlassene Mädchen wird zuerst zu den schmutzigsten und niedrigsten Arbeiten im Haus und Stall verwendet, sie ist die Letzte, welche sich zur gemeinsamen Mahlzeit setzt und muss die Erste sein, welche den Löffel beiseite legt; vor Einführung der Petroleumlampe hatte sie mit der linken Hand den brennenden Kienspann zur Beleuchtung der winterlichen Abendmahlzeit zu halten, kurz, sie hat, wenn auch nicht schwere, so doch die mannigfachste Arbeit, bei kleinem Lohn und dürftigster Bekleidung; sie sieht da, wie gesucht eine tüchtige Schwoagerin ist und wie gross der Lohnunterschied zwischen dieser Stelle und derjenigen der Hausdirnen; ist sie daher ein gesundes und kräftiges Mädchen und scheuet sie nicht davor zurück, niemals einen freien Tag zu haben, so wird sie sich der Pflege der Kühe widmen. Mit diesem Entschlusse hat sie aber auf jeden Schutz von Seite des Bauern verzichtet, denn sie hat nun ihr Bett nächst den Kühen im Rinderstalle, welcher vom Hause der Feuersgefahr wegen stets in einer Entfernung von zwanzig und mehr Schritten erbaut wird.

Im selben Stall sind auch die Ochsen untergebracht, und der junge Ochsenknecht hat im Winter dort seine Schlafstelle; je grösser das Bauerngut, desto mehr Ochsen und diesen Thieren zur Pflege zugewiesene junge Bursche; dass sich bei solch mittelalterlichen Wohnverhältnissen die Sitten lockern, die Lehren des Pfarrers wie

des Lehrers in Vergessenheit gerathen, wen sollte das Wunder nehmen, der Menschen kennt?

Dort nächtigen also im Winter die jungen Knechte und nur in der wärmeren Jahreszeit schlafen sie am Heuboden, ober dem Rinderstall, das junge Mädchen ist somit förmlich zu jungen Männern eingesperrt, sie hält sich meist tapfer, bis sie sich in einen der jungen Bursche verliebt, und dieses Ringen der jungen Knechte um die Zuneigung einer hübschen Dirne entfesselt allein den Hass der sonst so gutmüthigen steierischen Oberlander; ist der Bewerber um des Mädchens Gunst aber gar ein nicht zur Ortsgemeinde gehöriger Bursch, also in ihren Augen ein »Ausländischer«, dann wird ihre Rache sehr häufig grausam, ja oft bestialisch werden.

Hat die Schwoagerin sich einen Burschen gewählt, der bei demselben Bauer wie sie dient, so sucht sie dies möglichst lange zu verheimlichen, sie ist am Tage bei der Arbeit wortkarg, unwirsch und trotzig gegen ihn, und nur wenn sie Niemand sieht und hört, sprechen sie miteinander und necken sich auch wohl durch allerlei Verhinderungen an der Arbeit.

Ist ein Mädchen aber Hausdirne geworden, dann schläft sie in der Menscherkammer, meist im oberen Stockwerke des Wohnhauses gelegen, da »gasselt« der Bewerber in der Samstagnacht vor dem Hause, er steigt oft auf sehr schwanker Unterlage, bestehend aus einem Hackstocke, leeren Fasse, umgedrehten Karren oder dergleichen, zu dem Kammerfenster empor, um zu sprechen und schliesslich um eingelassen zu werden, von Derjenigen, welche seinem beharrlichen Werben nachgibt.

Ueberfallen auffassende »Buab'n«, wie alle, auch die schon grauhaarigen, ledigen Mannsleute genannt werden, einen Burschen auf derartigem schwankenden Postament, so vermag er sich kaum ihrer zu erwehren und erhält häufig einen Denkkzettel für die ganze Lebenszeit. Rippenbrüche, eingeschlagene Nasenknorpel, auch wohl ein gebrochener Arm oder Fuss, nothdürftig von irgend einem alten Weibe mit ganz unsinnigen Medicamenten geheilt, verunstalten ihn auf Lebenszeit, er wird nun bei der »Stellung« untauglich zum Soldaten befunden und seine Eltern haben einen bleibenden Dienstknecht, der jährlich nur einen Gulden Krüppelsteuer zahlt!

Er sucht sich nur in dem einen Falle zu rächen, wenn einer der Angreifer ihm in der Gunst der Dirne vorgezogen wird; ist er der Erwählte, dann kann auch eine schwere Verwundung seinen Zorn nicht erregen.

Hat das Mädchen Folgen ihrer Liebe zu erwarten, so wird sie sehr fleissig arbeiten und sich auf jede Art das Wohlwollen der Bäuerin zu erwerben suchen, denn in diesem Falle kann sie ihrer schweren Stunde ruhig entgegensehen, die Bäuerin pflegt sie und das Kind; während die Dirne dann wieder ihrer Arbeit nachgeht,

erzieht es die Bäuerin und behält es meist auch als »Zuchtbua« oder »Zuchtmenschl«, wenn die Mutter längst einen anderen Dienstposten gewählt hat; sagt doch der Bauer hierlands: »Wänn's koani ledig'n Kina gabat, hätt' m'r koani Deanstleut', uns'ri Kina wulln all' einheirat'n« (das heisst sie suchen in ein Bauerngut durch Heirat zu gelangen).

Da der Bursch dem Mädchen höchstens einige Gulden gibt zur Erwerbung einiger Stücke Kindswäsche, so hält ihn dieses geringe Opfer nicht ab, entweder dieses Liebesverhältniss weiterzuführen oder sich einer Anderen zu nähern, was er damit beginnt, dass er dem Mädchen auf dem Kirchgange zugeht und sie einladet, mit ihm in das Wirthshaus zu gehen nach dem Gottesdienste. Dort zahlt er für sie ein Viertel Wein mit Zucker und eine Semmel; ist er wohlhabender Leute Kind, zahlt er wohl auch eine Flecksuppe (Kuttelflecke) oder gar einen Braten.

Ohne diese Einladung zum zweiten Frühstück bekommt der Bursch meistens zur Antwort: »Auf die Durr' geah'r i net mit Dir.«

Diese leichte Art, die unehelichen Kinder dem Bauer zur Versorgung zu überlassen, bringt es mit sich, dass es sehr viele Zuchtkinder gibt und die ländlichen Don Juans ebenso häufig sind, als diejenigen in den grossen Städten, und dass die Dirne oft für jedes Kind einen anderen Vater zu nennen hat; in welchem Falle sie aber in der Achtung ihrer Mitmenschen sinkt, während sie von einem und demselben Burschen ein halbes Dutzend Kinder besitzen kann und trotzdem doch eine von allen Dienstgebern gesuchte und geachtete Arbeitskraft bleibt, denn nur ihre Ausdauer bei der Arbeit, ihre Kraft und Geschicklichkeit sind für den Bauer massgebend. Wird dieser vom Pfarrherrn getadelt, dass seine Mägde alljährlich Kinder zur Taufe senden, so kann er zur Antwort bekommen: »Heirat'n kinnen's net, weil's koan Oertl (Besitzthum) hâb'n, und Leut' sein's hält do a, wia uns'roans, afft is g'lei g'schêh'n, dass z'r da Tauf' schick'n müass'n, Christen sull'n dô Kinnala do a wer'n, mog' m's a net vaschmeiss'n.« *)

Seit der neuen Schule bauen wenigstens jene Besitzer, welche grössere Bauerngüter innehaben, ober dem Schweinestall einige Kammern, in welchen die Knechte nächtigen, denn mit den sittlichen Grundsätzen, welche ihnen der Lehrer durch volle acht Jahre mit so viel Geduld und Mühe einprägt, ist die alte Methode des gemeinsamen Schlafrumes für Knechte und Stallmägde nicht mehr zu vereinen.

Die jungen Bursche singen bei der Arbeit, bei jedem Vergnügen und Fest, nur bei dem Gang zur Kirche oder in der Fastenzeit halten sie es für unschicklich; sie singen der Liebe Lust und Leid in

*) Thatsächliche Antwort eines hiesigen Bauern an den verstorbenen Pfarrer Offenluger.

unzähligen Reimen, besingen auch die Mühe, welche sie sich bei der Bewerbung geben, wie die nachfolgenden Reime bezeugen:

Geah'r i grád auf die Álm	Dass schwärzangat is,
Und hin über d' Schneid,	Já dás woass i g'wiss,
V'rweg'n mein Deandl z'Gíáll'n,	D'rum geah'r i so weit
Weil's mi sakrisch g'freut.	Hin über d' Schneid.

Je höha da Thurm,
Desto schöna dás G'läut',
Je weita z'n Deandl,
Desto grössa die Freud'.

Singend fordern sie zum Raufen auf:

Thälingerbuab'n riegelt's Enk,
D'Berglerbuab'n prüg'ln Enk,
Nehman Enk d'Menscha weck,
Afft hábt's oan Dreck!

Im Gesang prahlt der Schwerenöther mit seinen vielen Siegen über die Mädchen:

A Schneeberl hát's g'schnieb'n,	Hiaz liab i zwoa Deandl,
Sein Berg und Thál weiss,	Oan ált's und oan neu'g's,
I liab hiaz scho wieda	Hiaz brauch' i zwoa Herz'l,
A Dean'rl a neug's.	Oan fálsch's und oan treu's.

Drei Deand'l liab'n,
Is m'r a no oan G'spoass,
Oans liab i, oans fopp' i,
Oans heirát i gár!

In gutmüthiger Verspottung der eigenen Sangeslust singt er auch:

D'r Holzknecht in Wáld,
D'r haut, dass Áll's knállt,
D'r Bauanbua singt,
Dass eahm da Rotz oba rinnt!

Den Hass kennt er nur als Eifersucht, sein Nebenbuhler in der Bewerbung um die Gunst einer Dirne ist sein grimmigster Feind, oft für die ganze Lebenszeit, und nur der verehelichte Bauer kennt noch einen anderen Feind — seinen Processgegner!

Záhoří und Záhořer.

Von Dr. J. A. Freiherrn v. Helfert, Wien.

Záhoří = hinter, unter, zwischen den Waldbergen, heisst ein bescheidener Winkel im nordöstlichen Mähren, zwischen dem Flusse Bečva und den Bächen Bystrica und Juchina. Die Záhořer = Záhořáci sind ein Zweig der Hannaken und bilden den Uebergang zu den Walachen;*) in ihr Hochland gelangte man noch vor wenigen Decennien nur durch Wälder (horami), deren Reste noch stehen. So ziemlich in der Mitte dieses Landstriches liegt das Pfarrdorf Soběchleby (Sobiechleb),

*) P. Fr. Příkryl: Die Bevölkerung am Záhoří in Mähren. Bd. I dieser Zeitschrift, S. 193.

und der dortige Seelsorger P. Franz Přikryl, Correspondent der k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmäler und des Olmützer Musealvereines, widmet sich seit Jahren dem Studium des Volkscharakters, der Sitten und Gebräuche seiner Záhořer, »Hinterwäldler«, wie man sie nennen könnte. Die Ergebnisse seiner Wahrnehmungen legt er in einem seit 1895 in zwanglosen Heften erscheinenden Werke nieder, dem er den Titel »Záhorská Kronika« gegeben hat. Ein Band in Kleinoctav — IV und 540 Seiten, Selbstverlag, Druck der fürsterzbischöflichen Druckerei in Olmütz — ist abgeschlossen, von einem zweiten sind erst eine oder zwei Lieferungen erschienen. Dem ersten Band ist ein Titelbild mit der Ansicht des Soběchleber Gotteshauses vorangesetzt und ein Kärtchen des ganzen Bezirkes beigefügt. Die Widmung des Werkchens lautet: »Den Záhořer Heimstätten, auf dass in ihnen die Liebe zu ihrem Geburtsländchen erstarke.«

Záhoří war bis auf die jüngste Zeit ein weltvergessener Landstrich, abseits von jeder belebteren Fahrstrasse, geschweige denn einer Eisenbahn, die erst vor kaum einem Lustrum die Gegend jenseits der Bečva zu durchsausen angefangen hat. Gleichwohl ist Záhoří ein seit unvordenklichen Zeiten besiedelter Boden, wie alte Grabstätten, Fundorte prähistorischer Geräthschaften und Schmuckgegenstände, aufgeworfene Wälle, Reste zerfallener Befestigungswerke darthun. »Diese Denkzeichen sind zwei- und dreitausend Jahre alt und schon um dieser fernen Vergangenheit willen der höchsten Beachtung werth.«

Gleich dem Boden, auf dem sie lebt, hat sich auch bei der Bevölkerung Manches von alten Anschauungen, Sitten und Gebräuchen erhalten, das in dem Weltverkehre längst zugänglichen und durch diesen von modernen Ideen und Einrichtungen durchsetzten Gegenden fast gänzlich verschwunden ist. Der aufmerksame Beobachter des Záhořer Völkchens schildert es als fromm und gläubig; die Lehren der mährischen Apostel Cyrill und Method haben in seinem Gemüth tiefe Wurzel geschlagen, Gottvertrauen und Zuversicht in die göttliche Vorsehung halten den Záhořer in allen Stürmen des Lebens aufrecht. »In allem Anderen sucht er sein Heil nur in sich selbst, in seiner eigenen Kraft: wenn ihm Gott seine Gesundheit lässt und den Fluren seinen Segen gibt, ist er glücklich und zufrieden.« Der Záhořer ist gutherzig, dankbar, gastfreundlich, letzteres bis zum Excess. Seine Liebe ist treu, aber auch sein Hass ist stark. Er hat Phantasie, er besitzt natürlichen Verstand und Mutterwitz. Als bei einem abscheulichen Unwetter eine Leipniker Fürstin in ihrem Reisewagen durch Přikazy kam und einen Landmann frug, wie weit es nach Osičko sei, lautete die Antwort: »So weit, wie vom Mäulchen zum Näschen — Jak z hubičky do nosečka!« Der Čechoslawe liebt die kosenden Verkleinerungsworte, und der Gefragte wollte damit ausdrücken, dass die beiden Orte nur durch ein Bächlein voneinander geschieden seien.

Für den Humor der Záhøřer zeugen auch viele ihrer Erzählungen, vom dummen Janek (S. 156—159), vom dummen Matěj (S. 278—280), von dem spröden Schlossfräulein von Obřan am Hostein (S. 164—166).

In der Lebensweise und den Gewohnheiten der Záhøřer hat sich noch Manches von altersher erhalten, obwohl das Meiste begreiflicherweise den geänderten Zeitverhältnissen weichen musste. Anno dazumal kannten die Leute keine Uhren: sie richteten sich tagsüber nach dem Stande der Sonne und dem Gebetläuten, in der Nacht nach dem Krähen des Hahnes. Geleuchtet wurde mit angezündeten Holzspänen, die von einem eisernen Ständer wagrecht gehalten und, wenn der eine nahe am Abbrennen war, durch neue ersetzt wurden. In Schlafenszeit lagen der Bauer und die Bäuerin im Bett, die Kinder auf der »Hölle«, dem Oberplatz hinter dem Ofen, das Gesinde auf Bänken. Zu einer landwirthschaftlichen Ausstellung, die vor einigen Jahren in Dřevohostic an der Bystřica veranstaltet wurde, lieferte der Lehrer J. Litera aus Vitonic das Modell eines alten Záhøřer Gehøřtes, zierlich aus Holz und Stroh in verkleinertem Massstabe angefertigt. In jenen Zeiten hielt man noch viel auf die Gevatterschaft. Bei dem wohlhabenden Gevatter arbeitete der ärmere Gevatter mit seiner ganzen Familie und erhielt dafür ein kleines Stück Feld für Anbau von Erdäpfel und Lein. Zur Erntezeit bekamen er und die Seinen täglich einen Laib Brot, eine Mass Mehl und ein paar Kreuzer. Im Winter drosch der Gevatter-Häusler auf der Tenne, die Gevatterin-Häuslerin spann mit der Hausfrau, wobei ihnen immer etwas zugesteckt wurde, »und so gab es nirgends Noth«. (S. 397.) Von Verbrechen gab es dann und wann einen Obstdiebstahl, und wer dabei ertappt wurde, den banden sie Sonntags an einen Baum, mitunter nächst der Kirche, und legten das gestohlene Obst ihm zur Seite, und Vorübergehende fragten ihn spöttelnd: »Wie viel von den Birnen um einen Kreuzer?«

So schilderte man unserem Gewährsmann diese Zustände in Ober-Niečie (Něčice horní) in den abendlichen Zusammenkünften beim Vater Jančik. Der Hausherr, »ein Freund aller Menschen, die eines guten Willens sind«, hat seinen Platz am Tisch, seine Nachbarn, der Vaněk, der Tomek, der Otáhal, die beiden Pospíšil, sitzen auf der Bank um den Ofen, und da werden ernste und heitere Gespräche geführt, Geschichten erzählt, da wird an alte Zeiten gedacht, sehr oft auch aus Büchern vorgelesen, denn die Záhøřer haben das Bedürfnis gegenseitiger Mittheilung. Auf ihrem glücklichen Fleck Erde von der übrigen Welt wenig berührt, fast abgeschlossen, sehen sie sich um so dringender auf freundnachbarliche Geselligkeit angewiesen. Nach des Tages Arbeit und Mühe kommt da Alles, Männer wie Frauen, Bursche wie Mädchen, Jung und Alt, zusammen, im Sommer nach der Gluthitze des Tages im Freien, im Winter in der warmen Stube. P. Pšikryl nennt diese Plauderkränzchen den schönsten der Záhøřer Gebräuche; da zeigt sich Jeder wie er ist, da öffnet er sein Herz und theilt den

Genossen mit, was ihn drückt und was ihn erfreut. »Diese geselligen Zusammenkünfte — besedy —,« versichert der Verfasser S. 39, »haben mich die Záhořer von ihren schönsten Seiten kennen lernen lassen und sie lieben.« Der Verfasser hat aber auch einzelne Gedenkmänner aufgesucht, richtiger Gedenkweiber, denn diese behalten derlei Dinge zäher und besser. So nennt er S. 26 eine Marianna Vymětalikova, Gattin des Soběchleber Bürgermeisters, gebürtig aus dem früher genannten Dörfchen Osičko, aus deren Mund P. Přikryl viele Geschichten und Märchen erfuhr, die er in der kurzen, gedrungenen Sprache wiedergibt, wie sie aus dem Munde dieses kernigen Völkchens quillt.

Auch die fromme Legende, ausgeschmückt in der Phantasie des Volkes, findet in seinen Aufzeichnungen ihren Platz. Da ist zum Beispiel die wunderschöne Geschichte vom Adam, wie sie der Grossvater seinen fünf Enkelkindern erzählt. (S. 137—146.) Als dem ersten Menschen eine Gehilfin erschaffen worden, hat sie ihm gleich gefallen: »es wurde Hochzeit gehalten, Priester war der Herr Jesus, Gott Vater war Beistand und der heilige Geist that sie zusammen mit den Worten: Wachset, vermehret Euch und erfüllet die Erde!« Das gefiel dem Teufel und dessen Gesellen nicht, die der Herrgott aus dem Himmel geworfen hatte; einige waren unter die Dornen gefallen und es wurden Schlangen daraus, andere fielen in die Fluthen und es entstanden die Wassermänner (vodníci). Beim Apfelbiss blieb dem Adam ein Stück in der Kehle stecken »und daher kommt der Adamsapfel bei den Männern«. Es folgt die Verjagung aus dem Paradiese, auch die Thiere werden hinausgetrieben, und die früher zahm und gut waren, werden jetzt wild. Adam weint, er weiss nicht, wohin er sich wenden soll; da kommt ein Engel des Herrn und bringt ihm ein Vögelchen und ein Blümchen: »von da an haben die Menschen die Musik und die Malereien gern.« Es erhebt sich Sturm, ein Gewitter mit Donner und Blitz; Adam sagt seiner Eva: »Mein liebes Weibchen, das ist der Tod!« Sie knien nieder und beten zum Herrn, dass er ihnen vergebe. Da hört es auf zu regnen, der Sturm legt sich, Baum und Strauch leben wieder auf, und sie athmen wieder leichter; die Welt kam ihnen doch schön vor. Sie wandern in die unbekannte Ferne; Adam baut sich aus Gezweig eine Hütte, Eva pflanzt Blumen vor sie. Der Herr erbarmt sich des gedrückten Paares, verheisst dem Adam, er werde ihn in Ewigkeit nicht verlassen und lässt ihn einen Traum schauen: Engel bewachen die Furchen, die er gezogen, die Obstbäume, die er gepflanzt hat, andere sieht er am Bache sitzen, spielen und singen. »Von allen Seiten kommen Vögel herangeflogen, strecken ihre Hälschen und horchen aufmerksam dem Gesang der Engel, damit sie singen lernen. Die Nachtigallen, die Amseln, die Kanarie gaben aufmerksam Acht, so dass sie noch heute so hübsch singen; andere flogen weg und setzten sich verschlafen auf Bäume, so die Raben und die Eule, und diese krächzen bis heute.« Nach dem Brudermord

wird Kain alt, schwach, kriecht auf allen Vieren und schreckt alle Leute. Einer seiner Nachkommen erblickt ihn und schiesst ihn nieder; als er erkennt, das hässliche Thier sei sein Altvater Kain, »durchwandert er irrend die Wälder und ist zum Patron aller Jäger geworden« . . .

Wie begehen die Zahořer die Wechselzeiten des Kirchenjahres? Die drei letzten Faschingstage sind ihre Saturnalien. Da wird ein Gericht zusammengesetzt und ein Vogt (Fojt) bestellt, der sich aus den aufgewecktesten Burschen seinen Beirath wählt. Das Gericht hat die Ordnung in der Gemeinde aufrechtzuhalten und den Uebertretern Strafen zu dictiren. Wer im Gerichte sitzt, darf mit Mädchen nicht scherzen, kein Auge auf sie werfen, geschweige denn ihnen den Hof machen. Die Strafe für diese und andere Frevel wird mit einer Ruthe ertheilt, deren Stiel mit kunstvollen Schnitzereien geziert ist; ein Arzt sitzt im Gericht, der den Verurtheilten zu untersuchen und sein Parere abzugeben hat, ob jener die körperliche Züchtigung vertrage; das Gutachten fällt in der Regel verneinend für solche aus, die ihren Beutel aufthun und sich mit einer Geldbusse abfinden können. Gestraft wird, wer in den Tagen die Ordnung stört, wer unehrerbietig vom Gerichte spricht, wer mit den Mädchen heimlich spasst, wer an einem gefährlichen Orte raucht und dergleichen. Dabei wird allerhand Schabernack getrieben, man verklagt sich gegenseitig. Einer steckt dem Anderen heimlich ein Messerchen, eine Tabakspfeife in die Tasche; Zeugen sind da, die den Gefoppten des Diebstahles beschuldigen, er wird vorgerufen, seine Kleider werden untersucht. — richtig, da findet sich das entwendete Gut und die Strafe bleibt nicht aus, Ruthenstreiche oder Geld. (S. 42—50.) Doch bei all diesen Scherzen bleibt die Gottesfurcht nicht aus, der Kirchenbesuch darf auch in dieser lustigen Zeit nicht unterlassen werden, sonst folgt wieder Strafe.

Wie in den drei Faschingstagen der Scherz, so waltet in der Charwoche der Ernst. Am Charfreitag geht Niemand aufs Feld, bevor er seine Andacht in der Kirche verrichtet hat. Schon am frühen Morgen eilt Jeder in den Garten, kniet ins Gras und betet, weil da die Leiden Christi anheben, zu den fünf Wunden des Herrn; dann geht er zum Brunnen oder zum Bach, zum Teich, um sich mit Morgenwasser von seinen Sünden zu reinigen, »weil Christus am Bache Cedron für uns kniete und betete«; Kranken und Kindern wird das Wasser in die Stube getragen. (S. 55.)

Der aus der Heidenzeit erhaltene Gebrauch, um St. Georgi, wo der Frühling, die Vesna, ihren Einzug hält, den Winter, die Morava, einen in Weiberfetzen gekleideten, um einen Stock gewickelten Bund Stroh, aus der Gemeinde hinauszutragen, draussen zu zerreißen und die Stücke dem Winde preiszugeben, hat sich auch bei den Zahořern erhalten. (S. 54 f.)

Am Johannistage Morgens überreicht das Weib ihrem Mann, das Mädchen ihrem Liebhaber das Schuhzeug; denn von da bis Neujahr

sind die Männer die Herren. Am Neujahrstage thun es umgekehrt die Männer den Weibsleuten, zum Zeichen der diesen wiedergegebenen Freiheit. (S. 41.)

Bei all diesen Handlungen sowie bei den Hochzeitgebräuchen, die allenthalben auf dem Lande eine grosse Rolle spielen (S. 61—75), werden aus alter Zeit überkommene Spruchreime und Lieder, hier ernstern, dort heiteren Charakters, eingeflochten und von Einzelnen oder im Chor gesungen. Da wäre es wohl angezeigt und sehr zu wünschen, das P. Příkladj Vergleiche anstellte, wie das der Prager Professor Adolf Hauffen mit den Gottscheer Stücken gemacht hat.*) Es hat sich im Gottscheer Ländchen eine ziemlich lebhaftc Wechselseitigkeit zwischen deutschen und slawischen Elementen und manche Aehnlichkeit gezeigt, die auf langdauernde, freundnachbarliche Berührungen der beiden Volksstämme schliessen lässt. Aehnliches wird wohl auch bei den Záhořern und ihren Nachbarn zutage kommen.

Das Gleiche ist von den Märchen zu sagen, bezüglich deren ja längst nachgewiesen ist, dass sie zum überwiegenden Theile nicht einem Volksstamme, geschweige denn dem Zweiglein eines solchen angehören, sondern ihre Herkunft mitunter aus altentlegenen Zeiten und Ländern herleiten lassen. Dabei ist es nicht ausgeschlossen, ja ganz natürlich, dass jede Gegend, in der sie auftauchen, ihnen ihr eigenthümliches Gepräge aufdrückt. So kehren das Tischlein deck dich, der Zaubersattel oder das Zauberross, auf dem man hinfliegt, wohin man wünscht oder es erbittet, die Siebenmeilenstiefel, die den Träger unsichtbar machende Kappe, der Wassermann, Wünschelruthen der verschiedensten Art und dergleichen in den Záhořer Dichtungen immer wieder, also Factoren, die sich im romantischen Land allerorts und allezeit zu schaffen machen. Wenn in der sonnenhellen Griechenwelt Milanion der im Wettlauf mit ihm eifernden Atalanta einen goldenen Apfel, dann einen zweiten und einen dritten hinwirft, die sie nacheinander aufklaubt und ihm dadurch Vorsprung gewährt, so thut Aehnliches der Záhořer Bauernjunge gegen den ihn verfolgenden bösen Geist; nur sind es hier keine Venusäpfel, sondern zum Ersten eine Bürste = kartáč, zum Zweiten ein Striegel = hřebelec, zum Dritten ein Fässchen = věderko, durch die er es nach Wunsch seinen Widersachern abgewinnt. In einer anderen Sage kommen auch Aepfel vor, aber Zauberäpfel, die der vom Teufel verfolgte Prinz hinter sich wirft, wo sich dann »hohe Berge« aufthürmen, mit deren schwieriger Uebersetzung der Teufel seine Zeit verliert. (S. 443.) Der Teufel spielt in der Regel die Rolle des Dummen und wird von dem kleinen, aber geschickten und piffigen Menschen übertölpelt, zum Beispiele S. 186—189, 264 f. Mitunter glückt einem Burschen ein Gang in die Hölle, wo er sich Alles ansieht und, da er geweihtes Wasser bei sich hat, ohne Schaden wieder herauskommt (S. 216), oder

*) „Die deutsche Sprachinsel Gottschee“; Graz 1895.

er wird in die »andere Welt« (druhy svět) versetzt, wo es gar nicht so übel aussieht, ihm aber doch unbehaglich wird, so dass er froh ist, wenn es ihm gelingt, wieder in »unserer Welt« (na našem světě) zu sein. Sehr sinnig ist in dem Märchen von dem Wasser der Gesundheit, der Schönheit und des Todes der Blick in das himmlische Jerusalem und darnach in den weiten Vorraum, wo ruhig und in reinen Gewändern jene wandeln, die sich nach dem himmlischen Jerusalem sehnen, aber noch nicht hinein dürfen, weil sie sich in der irdischen Welt nicht genug Verdienste erworben haben. (S. 152.)

Ruhelose Geister, verwunschene »schöne« Prinzen und Prinzessinnen, in Thiere verzauberte Menschen warten auf ihre Erlösung; wenn diese erfolgt, kommt eine weisse Taube hervor und fliegt in den Himmel. Ein ungerathener Sohn hat den Vater, als dieser nieste, auf die Nase geschlagen und muss dafür in der Nacht als Geist umgehen; da schlägt ihm ein furchtloser Fleischerknecht die Nase ab, und der Ruhelose ist erlöst. (S. 407.)

In einem Lande, wo durch Jahrhunderte Gutsherrlichkeit auf der einen und hörige Unterthänigkeit, ja Leibeigenschaft auf der anderen Seite herrschte, ist es begreiflich, dass die Erinnerung an erlittenen Druck und Leiden oft wiederkehrt und sich mit dem Gedanken einer vergeltenden Gerechtigkeit im Jenseits verschwivert. So die Geschichte von dem bösen Verwalter in Komarno, der die Bauern drückte, wo er nur konnte, und der zuletzt unter dem Fluche der verzweifelten Leute verendete; er wurde unter dem Baume, wo ihn die Bauern verwünscht hatten, in die Erde verscharrt, und seitdem spukt es an der Stelle, so dass sich bei Nacht Niemand in die Nähe getraut. (S. 131 f.) »In solcher Art,« bemerkt P. Příkryl, »fabelt das Volk von bösen Obrigkeiten, die auf Erden Niemand strafen konnte und die es nach dem Tode unter verdienten Leiden schmachten lässt.« (S. 28.) Ein grausamer Gutsherr, der seine Unterthanen in jeder Weise zu schinden verstand, soll durch hundert Jahre als unruhiger Geist dafür büßen; er wird durch das Gebet seiner frommen Gemahlin, die den Armen Gutes that, wo sie nur konnte, von der ewigen Verdammniss befreit. (S. 204.) Eine besondere Strafe trifft solche, die durch Wegackern zum Schaden ihrer Nachbarn ihren Grund erweitert haben: die Seelen solcher Leute spuken als Irrlichter um die Stelle, wo sie aus Habsucht gefrevelt haben. (S. 417.) Ein zahlungsunfähiger Schuldner wurde in alter Zeit bei den Füßen aufgehängt und blieb so, mit dem Kopfe hinunter, als Leiche, bis Einer kommt, den Gläubiger durch Zahlung des ungetilgten Betrages befriedigt und dadurch die arme Seele des Schuldners erlöst.

In den Märchen mit gutem Ausgange spielen regelmässig ein bedrängter König und ein vom Schicksale begünstigter Bauernsohn ihre Rollen. Dem Könige liegt die einzige Tochter sterbenskrank darnieder; oder sein Land und Volk sind von einem erbarmungs-

losen Ungethüm heimgesucht oder von einem übermächtigen Feinde bedroht; da verheißt er Demjenigen, der ihm aus der Noth hilft, sein »halbes Königreich« (půl království). Das kommt in den Záhořer Märchen unzählige Male vor. Dem zum Glückskinde ausersehenen Bauernsohne verschafft eine wohlwollende Fee oder ein frommer Einsiedler einen Zaubersrank, der die Krankheit der schönen Prinzessin mit eins schwinden macht, oder ein Schwert, das er nur zu schwingen braucht mit dem Rufe: »Hau' die Feinde nieder!« und Mann und Maus des gegnerischen Heeres fallen zu Boden und beissen ins Gras.

In der Gegend von Neutitschein wird ein Bauer vor den Augen seines ackernden Sohnes vom Felde weg durch die Luft davongetragen, über Fluren und Wälder, über Schluchten und Gebirge, über das weite Meer bis in das Land der Schwarzen. Der dortige König hat von weissen Menschen gehört, er möchte solche im Lande haben und bietet dem Bauer eine nach der andern seiner jungen schwarzen Schönen zur Auswahl an. Doch der Bauer bleibt standhaft, und nachdem er ein Jahr lang allen Lockungsmitteln widerstanden, wird er auf demselben Wege, den er gekommen, in seine Heimat zurückgebracht und auf demselben Felde, wo sein Sohn abermals den Pflug führt, zur Erde gesetzt. »Zu Hause freuten sich Alle, dass sie sich gesund wiedersahen.« (Duch u Nov. Jičina, S. 219 f.)

Auch Erzählungen, die allem Anscheine nach an wahre Begebenheiten aus dem Volksleben anknüpfen, werden mit Fabeleien untermischt. So die Geschichte der furchtlosen Frantina aus Loukov (S. 426–430), die sich in der Nacht, allen zagenden Burschen zum Trotz, auf den Friedhof wagt, wo sie einem Geist, der aus einem offenen Grabe aufsteigt, den ewigen Frieden wünscht; der Geist, zu einer ungeheueren Höhe emporwachsend, sinkt in das Grab, aus welchem ein weisses Täubchen herausfliegt, ihr mit den Flügeln das Haupt streichelt und dann verschwindet. Die tapfere Frantina kommt einer Räuberschaar auf die Spur, deren geraubte Kirchenschätze sie glücklich rettet, und wird von einem vornehmen Freier, dem verkleideten Hauptmanne jener Bande, der an ihr seine Rache kühlen will, auf sein Schloss gelockt, worauf sich eine Geschichte abspinnt, die unverkennbare Aehnlichkeit mit der Blaubart-Sage und einer bekannten altschottischen Ballade hat. Auch von einer anderen muthigen Magd, die, allein in einem Schlosse zurückgelassen, durch ihre thatkräftige Entschlossenheit einen räuberischen Anfall vereitelt (S. 410 f.), ist mir aus meiner Jugend eine völlig gleiche Erzählung erinnerlich, deren Schauplatz aber nach Irland verlegt war. Ebenso wurde mir die Geschichte jenes Simulanten, der vor der Assentirungscommission einen verkrüppelten Daumen producirt, sich aber dann, vom Regimentsarzt überlistet, selbst verräth (S. 448 f.), erst jüngst als in Tirol vorgefallen erzählt, während sie die Záhořer nach Kelč verlegen. Es soll

nun hier nicht untersucht werden, ob diese letztere Anekdote aus Tirol nach Záhohř oder umgekehrt gewandert ist. Jedenfalls zeigt sich aus den angeführten Beispielen, dass es nicht bloss im Bereiche der Märchen, sondern auch in jenem natürlicher Begebenheiten mancherlei Gemeingut gibt, das sich bei oft weit auseinander liegenden Völkern in gleicher oder ähnlicher Gestalt wiederfindet.

Mähren und das benachbarte Böhmen sind reich an allem, was der Mensch zu seiner Nahrung und Erhaltung braucht, nur eines der nutzbarsten Dinge ist ihm versagt: das Salz. Ein Häusler aus Loukov findet im Walde ein Stück Salz; ein alter Mann belehrt ihn, so oft er komme, werde er Salz finden, so viel er für sich und für Andere brauche; nur verkaufen dürfe er es nicht, sonst werde es damit ein Ende haben. Der Häusler führt so oft er will Salz nach Haus und gibt davon den Armen. Da verleitet ihn eines Tages sein Weib, recht viel zu bringen und damit Handel zu treiben. Er bringt eine schwere Fuhr nach Loukov und erwirbt ein hübsches Geld damit; doch als er das nächste Mal in den Wald fährt, um den Wagen neuerdings mit Salz zu beladen, ist keines da, und von dieser Zeit hat Mähren kein Salz mehr. (S. 147, vergl. S. 240.)

Der Verfasser der »Záhořer Chronik« beklagt es, dass sich bei seinem Völkchen so wenig geschichtliche Erinnerungen erhalten haben. Wenn man das Volk angesichts der Ruinen einer Burg fragt, was es damit sei, erhält man keine Auskunft, »es erzählt nichts von ihrer Vergangenheit«. P. Přikryl wälzt die Schuld dieser mangelnden Erinnerung auf die harten Zeiten, die das Volk durch Jahrhunderte durchzumachen, wo es mit Noth und Leiden um sein Stückchen Brot zu kämpfen hatte: »es dachte nur an die unfreundliche Gegenwart und vergass von Geschlecht zu Geschlecht seine einst ruhmreiche Vergangenheit«. (S. 31 f.)

Dieser Behauptung wäre denn doch Einiges entgegenzustellen. Es hat sich bei den Záhohřern wohl nicht viel von geschichtlicher Begebenheit erhalten, aber doch Manches, allerdings meist dichterisch, mitunter selbst märchenhaft ausgeschmückt. Da ist eine Tochter der mächtigen Herren von Křídlo — beim Dorf Brusny jenseits der Bystřica — die einem Pagen ihre Hand reicht, Sohne eines unbemittelten Dienstmannes auf der Burg Hrachovce. Doch in diesem Jüngling, Diviš mit Namen, steckt ein tüchtiger Mann. Er zeichnet sich in Kürze aus, er verrichtet Heldenthaten, er erbaut sich eine Burg in der Nähe von Leipnik und nimmt, weil die Gegend umher mit Weiden = vrboví, bewachsen ist, den Namen Vrbna an. Er wird vom böhmischen König in den Herrenstand erhoben und wird Ahnherr des berühmten Geschlechtes der Grafen von Vrbna auf Helfenstein und Holleschau. Ich weiss nicht, ob sich die heutigen Vrbna von Freudenthal diese Auslegung ihrer Herkunft gefallen lassen; aber jedenfalls haben

wir es hier mit einer Volkssage zu thun, die einen wahren oder vermeintlich geschichtlichen Kern hat. (S. 199—205.)

In den Erzählungen der Záhořer kehren die Schwarzpriester = černokněžníci oftmals wieder, und das ist ohne Frage gleichfalls eine aus vergangenen Zeiten haftengebliebene geschichtliche Erinnerung. P. Příkryl denkt dabei an die Priester des slawischen Ritus, »die schwarz angezogen, in ihren Händen geschriebene geistliche Bücher trugen«; nach der Verpönung ihres Ritus, meint der Verfasser, suchten sie vor den ihrer wartenden Verfolgungen Verstecke in Höhlen und verfallenen Schlössern auf. Ich meinestheils möchte zweifeln, dass sich im mährischen Volke eine an so frühe, vielfach dunkle Vergangenheit anknüpfende Tradition erhalten hat. Eher wäre an die protestantischen Prädicanten, an Geistliche der böhmisch-mährischen Brudergemeinden zu denken, die ja auch schwarz gingen und deren längere Zeit waltende Herrschaft und nachmalige Verfolgungen in das volle Licht der Geschichte fallen und ohne Zweifel im Gedächtniss des Volkes, auf das sie einen so mächtigen Einfluss geübt, haften geblieben ist. Aber selbst an die im schwarzen Talar einhergehenden Jesuiten wäre zu denken, die ja im Lande so beliebt waren und deren Unterdrückung vor mehr als hundert Jahren das gemeine Volk mit einer so grossen Trauer erfüllt hat. Was für diese Ansicht spricht, sind die verborgenen Reichthümer, die der Volksglaube den Jesuiten andichtet, was weder auf die Altglauber noch auf die protestantischen Prediger passt. Ein Bauer trifft auf freiem Felde einen Schwarzrock; der lässt ihn durch ein Fernrohr blicken, und da schaut der Bauer in das Innere eines entlegenen Berges hinein und gewahrt darin unermessliche Schätze. »Wenn das Volk dereinst durch Kriege und Noth aufs Aeusserste gedrückt sein wird,« belehrt ihn der Černokněžník, »dann wird sich der Berg öffnen und seine Schätze herausgeben und dann wird wieder Glück und Ueberfluss sein.« Auch sonst ist von Haufen von Gold und Silber die Rede, welche die Schwarzpriester in unterirdischen Höhlen verborgen halten; schwere eiserne Thüren führen zu diesen Schatzkammern, nur durch einen Zauber kann man zu ihnen gelangen. Die Černokněžníci waren beim Volke beliebt, weil sie ihm Gutes thaten, Kranke besuchten und heilten, Almosen spendeten, in Unglücksfällen Beistand leisteten.

Sehr lebhaft und zahlreich sind die Erinnerungen des Volkes an den furchtbaren Tartareneinfall 1241/42. Von Olmütz kamen die Tartaren herangezogen, Grausamkeiten aller Art bezeichneten ihren Weg. Den Einwohnern schnitten sie die Ohren ab, die sie als Zeichen der errungenen Siege in ihre Heimat sandten; daher der Name einer noch heute bestehenden Ortschaft südwestlich von Soběchleb namens Bezuchov = Ohnohren, Ohrenlos. (S. 5.) Von weit und breit flüchteten die Leute nach dem schon in den Heidenzeiten hochgehaltenen Berg

Hostein, da waren sie nahe daran zu verdursten, bis die Mutter Gottes eine Quelle hervorsprudeln liess und dadurch ihrer Noth abhalf. (S. 29 f.) Das beseelte die Gedrückten mit neuem Muth, so dass sie über die zurückweichenden Tartaren herfielen. Bei Loukov steht eine eigenthümlich gestaltete Capelle, dort sind viele erschlagene Tartaren begraben worden (S. 31); auch bei Žákovic sind viele gefallen (S. 413). Der Berg Hostein wurde seitdem zum Andachtsort, aus fernen Gegenden des Landes zogen Wallfahrer dahin. Ein Graf Rottal errichtete daselbst ein Gotteshaus, das zur Wallfahrtskirche wurde. Etwas unterhalb des Gipfels steht eine Mariencapelle; dort zeigt man noch heute ein aus einem wunderbar gespaltene Felschlund herausrinnendes Brunnlein, dessen Wasser das Volk heiligende Kraft zuschreibt. (Wolny Markgrafschaft Mähren I. S. 73—79.)

Unter den Erzählungen, welche der Verfasser der »Záhořer Chronik« dem Volke abgelauscht hat, sind noch zwei, die geschichtliche Ereignisse zum Gegenstande haben. Eine bezieht sich auf Samo. Er ist Kaufmann, durchreist weite Länder und bringt reiche Schätze nach Hause. Bei einer Fahrt übers Meer geräth er in Gefangenschaft, verliert seine geliebte Svatava und ihr Knäblein; ein dankbarer Geist, den Samo durch eine Wohlthat von seiner Verdammniss errettet hat, verschafft ihm die Freiheit, bringt ihm Weib und Kind zurück. Zuletzt wird Samo König, »viele Fürsten begeben sich unter seinen Schutz« und bald gedeiht sein Reich zu einer solchen Macht, »dass ihm auf der Welt keines gleich für lange Zeiten«. (S. 418—425.) Doch kein Kenner wird diesen Stoff sowie die anmuthige Erzählung vom Herzog Udalrich (S. 532—540) für festgehaltene Erinnerungen der Volksseele aus so grauer Vorzeit halten; das sind unverkennbar Lesefrüchte aus dem Hayek und anderen Geschichtsbüchern, welche die Einbildungskraft der Zuhörer angeregt und die sie in ihrer Weise ausgeschmückt, theilweise mit märchenhaften Zugaben durchflochten haben.

W i e n, Februar 1899.

Der Typus einer Bauernkirche: St. Leonhard bei Neuern im Böhmerwalde.

Von Josef Blau, Rothenbaum.

Abendwärts von Neuern und südlich vom Neumarker Passe, fast genau an dem Punkte, wo die ehemaligen drei Gebiete der künischen Freibauern vom St. Katharina-Gericht, der sogenannten zehn deutschen Ortschaften der Herrschaft Kauth und Chodenschloss und des Dominiums Bistritz aneinanderstossen — erhebt sich aus dem Thale der Chodenangel ein steiler Hügel, der gegen Süden und Morgen sanfter abfällt.

Diesen krönt die der Ueberlieferung nach älteste Kirche der Gegend, St. Leonhard.

Vielleicht liessen Lage, Ueberlieferung und sonstige Verhältnisse auf einen ehemaligen heidnischen Cultplatz schliessen; die Geschichte der Entwicklung unserer Gegend spricht aber dagegen. Das obere Angelthal — tief im unwirthlichen Markwalde — wurde erst in christlichen Zeiten besiedelt, als der Grenzforst angefangen hatte Zölle zu tragen.

Einsam steht das Kirchlein auf der kahlen Höhe. Nur in einer ärmlichen Hütte daneben haust der »Kirchasäff«, der es betreut. Am östlichen Fusse des Berges liegt das Dörfchen Kohlheim im reichen Schmucke zahlloser Obstbäume und eine Stunde weiter unten im Thale das Städtchen Neuern, zu dessen Kirchensprengel St. Thomas, unser Kirchlein, als Filiale gehört.

An dem alten gothischen Gebäude erkennt man schon von aussen einen grossen Zubau, der innen nur mit einer Bretterdecke versehen ist.

Der heilige Einsiedler Leonhard ist eigentlich der Patron der Gefangenen. Die Kette, mit der er abgebildet wird, ähnelt aber auch einer Viehkette, und so ist er ein Viehpatron geworden, der als solcher in bajuvarischen Landen mehr gilt, als St. Isidor und St. Wendelin, die doch echte Bauernheilige sind.

Das Ansehen, das St. Leonhard bei unserer Landvolke geniesst, veranschauliche folgendes Histörchen, das unter demselben im Schwange ist.

Eine unwissende Bäuerin sah in der Stadt die Frohnleichnamsp procession. Sie verwunderte sich über das seltene Gepränge und fragte einen Mann, was das bedeute. Sie war aber an einen Witzbold gerathen. Der sagte: »Unser Herrgott ist gestorben und da ist heute die Leiche.« — »So, so, no', no', is der a gstoarbm,« meinte die verwunderte Bäuerin darauf, »Leut' und Kina, no', no'; wos werma den sched (nur) ejtz für oan krejgn? Wenn's denata so gscheidt warnd do omat und namatnd 'n halan Lej'hoatte, der vostandt do äppas von Vejeh!«

Früher war St. Leonhard auch als Namenspatron sehr beliebt, und auch heute noch ist der Name Leonhard als Personennamen nicht selten. In alten Urkunden begegnen wir ihm häufig, und in allen Theilen des Bezirkes weisen Hofnamen auf das Vorkommen dieses Namens in früheren Zeiten hin. Die älteste Form für Leonhard ist Lejl. Diese Form wird nicht mehr angewendet und auch nicht mehr verstanden. Wir finden sie als Hofname zweimal im Bezirke. Einmal wird sie Lindhof geschrieben. Auch den Familiennamen Lindl, der in Neuern vorkommt, könnte ein ehemaliger Lejl angenommen haben.

Ein einziges Mal bloss habe ich an der äussersten Peripherie des Bezirkes den Namen Lejl — und da nur als Spitzname für einen

Leonhard anwenden hören. Die gewöhnliche Form ist »Hartl«, die wir auch als Hofnamen und sogar als Familiennamen vorfinden. Als Hofname sind verbreitet Lej'hoart, Lej'hord, vereinzelt Lej'hartl. — Der geeignetste Tag zum Besuche des Kirchleins ist der Ostermontag. Schreiber dieses ist bereits zweimal an diesem Tage und sonst ungezählte Male dort gewesen.

Man muss aber früh aufstehen, wenn man etwas sehen will. Der erste Sonnenstrahl begrüsst da bereits eine Menge »Bursch«,*) das schon beim ersten Morgengrauen dem Kirchlein zugeeilt ist. Immer ziehen noch von allen Seiten neue Ankömmlinge zu. Die Bauernsöhne oder »grossen Knechte« reiten auf geschmückten Rossen um den Bergkegel. Sie sind von Nah und Fern, manche sogar aus Bayern gekommen. Ihre Tracht ist mit Ausnahme einiger ländlicher Eigenheiten modernisirt und bietet nichts besonders Bemerkenswerthes.

Nachdem der junge Bauer den Berg dreimal umritten, bringt er dem Heiligen seine Spende dar. Er wirft einen Silbergulden in den Opferstock. War das Jahr dem Viehstande günstig, so fällt auch mehr ab. Der Bayer opfert einen Thaler oder gar ein Zehnmarkstück.

Jedes Stück Opfergeld wird zu Hause an den Körper des Viehes gedrückt, wobei es dreimal umgedreht wird. Vor dem Hineinwerfen wird es geküsst.***) Die Einkünfte dieses Kirchleins aus Opfergeldern sollen namentlich früherer Zeit grossartige gewesen sein; ihre Höhe war sprichwörtlich: »Da Lej'hoatte mou'n Tomassn danian.«***) Mit dem Besuche nehmen jetzt auch die Einkünfte ab, die übrigens dem verwahrlosten Gotteshause zum kleinsten Theile zugute kamen und kommen.

Aber auch jetzt noch zollen Bauern, Häusler und selbst arme Inleute der Kirche ihren jährlichen Tribut. Die Aermsten opfern kleinere Silbermünzen in den Klingebeutel, Reichere werfen fünfzig Kreuzer bis einen Gulden oder noch mehr in den Opferstock. Ueberdies werden da besonders zur Zeit von Viehfällen, Seuchen oder Genesungen Messen gezahlt, die besonders von den Geistlichen aus St. Katharina oder Rothenbaum da gelesen werden.

Hohle Schläge erdröhnen. Wir eilen neugierig zur grossen Kirchenthüre, um die sich eine bunte Menge drängt. Erstaunt sehen wir, wie ein junger Mann ein Hufeisen an dieselbe nagelt. Es wurde beim scharfen Ritt um den Berg verloren. Damit es dem heimatlichen Stalle Regen bringe, wird es nun hier geopfert. Die beiden Flügel sind mit Hufeisen verschiedener Grösse förmlich gepanzert — gewesen, denn

*) Bursch oder Burschzeich bedeutet junges Volk, Mädchen und Burschen.

**) Letzteres thut man heutzutage auch beim Opfergehen im Todtenamte mit den Opferkreuzern.

***) Der Leonhard muss den Thomas ernähren. St. Thomas ist Patron in Neuern.

tiefe Rostspuren lassen Stellen erkennen, an welchen früher Hufeisen befestigt waren, die später wahrscheinlich gestohlen wurden. Es sind aber noch Eisen genug an der Thüre.

Wir treten über die Schwelle. Derselbe Eindruck der Dürftigkeit wie von aussen, trotz der Ueberladung mit Bildern und »Stah« (Statuen.) Gleich der Thüre gegenüber steht auf hohem Sockel ein grosser Erzengel Michael mit Helm, Waage und Schwert, an den Wänden ist unter den vielen und verschiedenen grossen Standbildern ein St. Christophorus, St. Florian, St. Wenzel, auf dem mächtigen Opferstocke eine heilige Barbara mit Schwert und Kelch, in einer Nische eine heilige Familie zu erkennen. Frisch staffirt wurde erst eine grosse Muttergottes, von zwei Ordensleuten flankirt. Vergebens suchen wir aber das Standbild des heiligen Märtyrers Sebastian, das sonst in keiner Dorfkirche unserer Gegend fehlt.

Ausser diesen zahlreichen, meist uralten Holzbildnissen, deren einige selbst keiner unserer Geistlichen zu erkennen vermag, schmückt die Wände noch ein Kreuzweg.

Zur rechten Hand führt eine Stiege auf das leere Chor, das nichts Merkwürdiges bietet als auf der Vorderseite die auf die Holzwand des Balcons gemalten Bildnisse der Apostel und darunter auf dem Querbalken eine Reihe von Namen, wahrscheinlich die der Erweiterer der Kirche. Eine Jahreszahl hat man nicht hingesezt, obwohl noch Platz genug gewesen wäre.

Unter dem Chor steht ein alter improvisirter Tisch mit zwei langen und zwei kurzen Beinen. Auf diesem liegt eine grosse Menge eiserner, 12—15 *cm* langer Votivthiere, Pferde, Kühe, Ziegen, Schafe und — Bienen darstellend. Die Pferde zeichnen sich durch schlankeren, niedrigeren Bau und den Strang aus. Die Rindergestalten sind plump und durch Hörner kenntlich gemacht. Besonders merkwürdig ist aber die Darstellung der Bienen, die 8 Füsse aufweisen und 8—10 *cm* lang sind. Imp. ist 1. Biene, 2. allgemein für Bienenstock. Das Ganze ist äusserst primitiv. Das Gesamtgewicht der Eisenmasse mag 20—30 *kg* betragen. Ausser diesen Gestalten trägt das Möbel noch Hufeisen und Votivbilderreste. — Votivthiere aus Wachs und da in feinerer Ausführung, findet man auch an der Wand und an den Altären aufgehängt. Solche finden sich auch in anderen Dorfkirchen, eiserne aber sonst nirgends in der Gegend.

Einige Votivtafeln sind als Trachtenbilder und Denkmäler der Dorfkunst von volkskundlichem Interesse.

Die grösste der Tafeln ist aus Holz, bereits zur Gänze zerfressen und verfault und in zwei Theile gebrochen. Die Vorderseite scheint von der Farbe conservirt geblieben zu sein. Nach der Reinigung entdeckte ich eine ganz hübsche Malerei.

Oben St. Leonhard auf Wolken.

Links kniet ein Bauer mit zwei Kindern; Alle Rosenkränze; er: blaue Strümpfe, gelbe Hose, langen, schwarzen Rock, rothe Weste, lauter weisse (also silberne) Knöpfe. Kopf unbedeckt. Erstes Kind: langes, rothes, zweites Kind: langes, weisses Kleid.

Inscription zwischen den beiden Gruppen:

Dem hl. Leonhard zu greser Lob u. Ehr hab ich Peter Pohmann von Preneth..... ein Messopffer Vor mich Vnd guetteter mein weil alles Vieh lungstüchtig war in unser Gmein samentlich bitten machen mit St. Leonhard ein hernach wurd alles Viech wieder frisch und gesund.

Ex voto. A: 1722.

Rechts: zwei Kühe, ein Kalb. Hier kniet eine Frau mit weissem Kopftuche, weisser Schürze, schwarzem Kleid, von dem man nicht viel sieht. Ein Säugling in der „Faische“ liegt zu ihren Füßen. Der obere Faischpolsterzipfel trägt ein Kreuzchen. (Vielleicht ein Zeichen der Aufopferung?)

Zweite Tafel:

Ex voto 1860.

St. Leonhard als Franciscaner, in der Hand die Kette. Pferd.

Bauer (kniend, betet). Schwarze Schuhe, weisse Strümpfe, schwarze Hose, blauer, langer Rock, rothe Weste mit enger Reihe weisser (Silber-) Knöpfe.

Auf einer dritten Tafel erscheint St. Leonhard als Bischof oder Abt ohne Infel, in den Händen Kette und Hirtenstab. Ein kleiner Engel kommt gegen ihn gegangen und bringt ihm die Infel. Zwei Pferde und vier Kühe. (Kein Datum.) *Ex voto.*

(Ueber Leonhardi-Tafeln vergleiche auch die Mittheilung aus dem oberen Murthale im IV. Jahrgange der Zeitschrift, Seite 206, von Carl Reiterer.)

Im Anbaue stehen zwei Reihen Bänke, in denen aber sehr schlecht sitzen ist, da die Sitzfläche nur beiläufig 20 cm breit ist. Noch schmaler sind die Tischflächen. So wird Platz gespart.

Diesen Vorraum schmücken zwei barocke Seitenaltäre; der linke zeigt als Altarbild den heiligen Martinus, wie er einen nackten Bettler beschenkt, in einem Giebelbilde den Hirten St. Wendelin. Das Hauptbild des rechtsseitigen Altars stellt die heilige Familie dar, darüber im Giebelfelde St. Wenzel. Diese Seitenaltäre wurden vor einigen Jahren auf Kosten einer frommen Bauernfamilie »schön« staffirt. Hätte aber der ländliche Künstler die Altarbilder doch lieber mit seiner Anstreicherarbeit verschont! Sie weisen nun geradezu gräuliche Züge auf. Die heilige Familie, sonst ein Bild stillen Glückes, bietet da einen schmerzlichen Anblick. Der »Maler«, dessen Stärke besonders in der Hervorhebung von Falten und Schatten zu liegen scheint, hat mit diesen nicht geknausert. Das stört aber den Geschmack des Volkes nicht; wenn nur sonst die Farben wieder recht grell sind!

Der gleichfalls in Barock gehaltene Hochaltar ist zu seinem Vortheile bisher noch von den Strichen und Falten des ästhetischen

Aergernissgebers verschont geblieben. Das Bild stellt den heiligen Einsiedler Leonhard als Bischof oder Abt dar, dem ein Engel die Infel aufsetzt. *) In der Linken hält er eine Fusskette. Im Hintergrunde sehen wir links Eingemauerte und rechts Gefangene hinter Gittern; beide Gruppen stellen die Befreiung durch den Heiligen dar. Im Giebelfelde ist das Bild der heiligen Dreifaltigkeit zu erkennen, von vier kleinen Statuen umgeben, die wegen der Höhe nicht zu enträthseln sind.

Zu beiden Seiten des Altars stehen in passender Höhe zwei grosse Statuen. Links der heilige Hirte Wendelin mit Stab, Tasche und breitkrämpigem Hute, zu Füssen Lamm und Krone, rechts der heilige Landmann Isidor mit Sichel, Aehrenbusch und Pferdekopf.

Neben dieser Statue steht ein kleiner, etwa 30 *cm* langer und 8 *cm* hoher Holzblock, in dem drei Männergestalten eingeschlossen sind, deren mittlere betet.

Neugierig fragte ich den alten Messner um deren Bedeutung. Derselbe erzählte mir folgende Sage:

Da unten auf dem Klenauer Schloss hat vor Alterszeiten ein recht böser, grausamer Ritter gelebt. Der hat drei andere Ritter, was Brüder waren, gefangen, hat sie in eine solche »Brächcha« (der Block, vom Volke allgemein so genannt wegen der ungefähren Aehnlichkeit mit einer Flachsbreche) eingesperrt und in einen tiefen, tiefen Thurm gesetzt. Die beiden älteren Brüder, die da mit den schwarzen Bärten, waren recht nichtsnutz und sündhaft, der jüngste aber in der Mitte, der war recht brav und gottesfürchtig. Die bösen Brüder haben in der Noth verzweifelt und recht gescholten, der Brave hat aber geschwiegen und still zum heiligen Leonhard gebetet. Die zwei Aelteren beschlossen endlich, den Teufel zu Hilfe zu rufen. Der ist gleich erschienen und hat einen von den Dreien sich als Lohn für die Befreiung ausbedungen. Der Jüngere hat sich lange dagegen gesträubt, weil er ein frommer Christ war. Der Aelteste hatte Würfel bei sich. Sie warfen und das Los fiel auf den Jüngsten. Der hatte das schon immer geahnt. Immer heisser aber hat er zu dem heiligen Patron gebetet, und sein Gebet wurde erhört. Denn als der Satan die Drei durch die Luft dahinführte, krächte plötzlich in einer Hütte ein Hahn. Des Teufels Zeit war nun um, bevor er seine Arbeit vollendet hatte. Er liess die Drei nun voll Wuth aus, und sie fielen in einen finsternen Wald. Da haben sie sich nicht ausgekannt. Einer stieg auf den höchsten Baum und erblickte ein nahes Licht. Es waren Fischersleute in der Nähe, die sie zurechtwiesen. Bevor sie gingen, merkten sie sich den Baum an, und später erbauten sie da dem heiligen Leonhard zum Danke für ihre wunderbare Rettung dieses

*) St. Leonhard lebte um 520 mit einigen Gefährten in einem Walde bei Orleans. Deshalb wird er auch häufig als Abt genannt und abgebildet. Die Leute meinen aber, er sei ein Bischof gewesen.

Kirchlein. Das Fischerhaus soll da unten gestanden sein, wo jetzt das Taubererhäusel an der Strasse steht.

So der alte Kirchasäff.

Eine andere, auch von einem Kohlheimer mitgetheilte Variation dieser Sage kennt sogar die Namen der Ritter. Der böse Ritter habe Klenowetz geheissen und die drei Gefangenen wären die Ritter von Janowitz gewesen. Der Teufel hätte die Drei noch im Block eingeschlossen durch die Luft entführt und dann beim Hahnenschrei in den Wald niederfallen lassen, wo sie dann erst endgiltig von Holzhauern und Kohlenbrennern aus ihrer misslichen Lage befreit worden wären.

Kohlenbrenner sind in dieser Gegend jedenfalls wahrscheinlicher als Fischer. Heisst ja doch der Ort in den alten (öechischen) Urkunden immer „Uhlišť“, was so viel bedeutet wie Kohlstätte (uhli = Kohlen), und im Deutschen jetzt immer Kohlheim, mundartlich Kohlum. Wie dieser Ortsname, so steht auch das Holzbild mit den »drei ai'zwicktn Halän« oder mit den drei Monern in da Brächcha, wie der Volksmund die Statue heisst, in lebendiger Wechselbeziehung zu dieser Variation.

Eine ganz freie und mir und anderen Ortskundigen im Volksmunde gänzlich fremde Abänderung dieser Sage findet sich — von Josef Rank mitgetheilt — im Bande »Böhmen« des Kronprinzenwerkes. Nach dieser freien Umdichtung und Erweiterung hätte St. Leonhard persönlich handelnd eingegriffen und durch drei Peitschenhiebe dem Bösen seine Beute, den jungen Ritter Johann, abgejagt. Von einem Hahnenschrei verlautet da nichts, wohl aber von einer derben Maulschelle, die der erzürnte Satan dem Ritter verabreicht haben soll. Diese verschönerte, aber unrichtige Wiedergabe hat auch in die jüngst erschienene Heimatskunde des Bezirkes Neuern Eingang gefunden.

Auf dem engen Platze vor dem Kirchlein ist eine lärmende Schaar Buben versammelt; aus der »sechsecketen Welt«*) sind sie hergekommen. Ab und zu stecken Zwei die Köpfe zusammen. Da hält ein Knirps einem langen Schlingel in der hohlen Faust ein Ei hin und schreit ihn an: »Mägst einiwerffa?« Nach längerem oder kürzerem Streite über die Erweiterung der Wurföffnung zwischen Daumen und Zeigefinger — gestritten wird *immer* — thut der Grosse einen dünn-geschliffenen Kreuzer aus der Tiefe seines Hosensackes und holt zum kräftigen Wurf aus. Anstatt aber im Ei stecken zu bleiben, fliegt der Kreuzer im Bogen von der getroffenen Hand zur Erde. Der glückliche Gewinner tappt ihm eilig nach, bläst dann den schmerzenden Daumen, wischt allenfalls heraustretendes Blut an der Hose ab und — hält seinem Gegner das Ei von Neuem hin. Der ist das zweite Mal glücklicher. Der Kreuzer bleibt im Ei stecken und es gehört ihm. Nicht immer aber geht es so glatt zu. Häufig endet das Spiel mit einer argen Balgerei. Diese Belustigung heisst das »Ojowerffa« — im Süden des Bezirkes špácka, Ojašpácka.

*) Aus allen Windrichtungen.

In den Ortschaften der Pfarre Rothenbaum beschenkt am Ostermontag das »Mäšš«*) den Burschen mit rothen Eiern. (Dieselben werden bei uns auf keine Weise verziert oder beschrieben.)

Die Eier werden auf den »Löi'hoord« mitgenommen und da dem Burschen zugesteckt. Jede soll ihre Eier da an den Mann bringen. Hat eine noch „keinen“, so muss sie sich halt heute einen zu erobern suchen; »afzwicka« heisst man das. Gelingt es ihr aber da nicht, diese Liebespfänder »an« zu werden, so ist noch nicht Alles verloren; morgen, Dienstag, ist Wallfahrt bei St. Anna auf dem Tannaberge bei Neumark. Sie kann ja *da* noch ihr Glück machen. Ist auch diese Wallfahrt erfolglos, dann muss sie die Eier den Tannaberg hinunterrud'ln (hinunterrollen, kugeln) lassen. Diese Sitte gibt sehr viel Anlass zu Scherz und Spott.**)

Im Laufe des Vormittags mehrt sich noch die Zahl der Waller. Viele derselben kommen aus dem nahen Bayern. Recht kleidsam ist die hübsche Tracht der »Mentscher« aus diesem Lande. Den Haarschmuck verhüllt ein halbseidenes oder seidenes schwarzes Tuch mit langen Zipfeln, in deren Ecken schöne rothe und grüne Blümlein eingewebt sind. Es ist das das »Kopftejchchal«, die Händler heissen es »Madrastuch«. Es wird in Form einer Haube gebunden, so dass die blumigen Zipfeln rückwärts hinunterhängen.***)

Eine lange braune, grüne oder blaue Joppe, die schier bis zu den Knien reicht und am unteren Rande mit schwarzen Spitzen besetzt ist, unterscheidet die bayerischen noch deutlicher von den modernér gekleideten einheimischen Schönen.

Die Heirat ist der Angelpunkt der Mädchengedanken. Und hier winkt den vor Neugier Brennenden in diesem Punkte Gewissheit. Darum die so reiche Betheiligung der Mädchenwelt. Wohl kann sie *ihn* nicht sehen, wie in der Christnacht; aber sie erfährt, ob ihr noch *in diesem Jahre* der ersehnte Freier beschieden sein wird. Die

*) Mensch = die Geliebte, *ohne* verächtlichen Beisinn.

**) Vergleiche hiemit das über diesen Brauch des Eierschenkens an die Burschen von F. P. Piger im 1. Hefte des II. Jahrganges unserer Zeitschrift Gesagte. Unten im Angeltale, in Millik bei Neuern, ziehen am Osterdienstag nachmittags die Burschen von Haus zu Haus (auch dorthin, wo *keine* Mädchen sind) und bitten um *Eier*, die sie in einem mitgebrachten Korbe forttragen, und um *Schmalz*, für welches sie einen Topf mittragen. Wo sie *nichts* bekommen, da gehen sie über die Hühnerester. Mit dem Erlöse ihrer Sammlung gehen sie ins Wirthshaus, wo die Wirthin ihnen daraus in einer grossen »Rein« (Pfanne) »eingeschlagene Eier« macht, die sie dann daselbst gemeinsam verzehren. Dieses Sammeln hat keinen eigenen Namen. Dass die Mädchen den Burschen Eier geben, ist da nicht gebräuchlich. (Mitgetheilt von meiner Frau, einer geborenen Stüber aus der »Pfeffermühle« in Millik.) Ich beabsichtige über die Eierbräuche über kurz oder lang eine selbstständige Mittheilung einzusenden.

***) Diese Kopftücher tragen bei uns in Böhmen jetzt nur noch ältere Frauen, diese aber jahraus, jahrein, und zwar vom Morgen an bis zum Schlafengehen. Bei uns trägt man an Sonntagen oder bei anderen Anlässen darüber noch ein Hüal (Neuern) in Rothenbaum und Umgebung heisst dieses Tuch Hanka, Hankatejchchal. Auch meine Mutter in Neuern trägt sich seit ihrer Jugend so. Die Mädchen tragen jetzt bloss die Hanka.

stehende Frage, mit der die jungen Wallfahrerinnen auch noch lange nach ihrer Heimkunft gequält werden, ist die, ob ihnen St. Leonhard zugeneigt habe. »Hod a gnäppt?« hört man heute überall fragen, wo sich nur Zweie treffen. Es wird erzählt, dass die Mädchen so lange unverwandten Blickes das Bild des Heiligen anstarren, bis er ihnen zunickt. Dieses Nicken ist die bejahende Antwort. Noch heuer kommt sie unter die Haube. Die Mädchen werden vor der Wallfahrt auch noch mit folgenden Worten geneckt: »Nim da fai' Oawass (Erbsen) mit, das da' s' (dass Du sie) 'n Lej'hoatte affeweaffa ko'st, das eahm vo'n Knäppm da Hols net wej thout.« — Was die Erbsen mit Halsweh zu thun haben, das wissen die Leute selbst nicht.

Nachmittag ist im Wirthshause »Muse«. Tanzmusik ist auch noch einmal später, zur Kirchweih. Diese ist auch immer gut besucht. Früher ging am Kirchweihsonntag (Sonntag nach dem 6. November, Leonhardi) das junge Volk direct aus der Kirche in die Tanzstube, in der schon die Musikanten warteten und der Tanz gleich begann. Heute ist das nimmer erlaubt. Die enge und niedrige Stube ist gedrängt voll tanzender Paare, die sich nach den uralten Weisen eines Ländlers drehen. Rundum an den Wänden wuchern üppig Mauerblümchen, die gewiss den dritten Theil des Tanzbodens »verstehen«.

Das ist kein Tanzen, nein, das ist ein wirres Gedränge und Geschiebe, ein Bild des Kampfes ums Leben, in dem auch nur die Besitzer der rücksichtslosesten Ellenbogen Sieger bleiben.

Dieses Gewühl dauert nahezu eine Viertelstunde. Kein Bursch aber darf es wagen, während dieser Zeit seine Tänzerin wegzustellen; er würde sie aufs Tiefste beleidigen. Dabei haben die Burschen die Hüte auf dem Kopfe und die brennende Pfeife oder irgend eine stinkende Cigarre im Munde. Man sieht vor lauter Staub kaum aus einer Ecke in die andere. Aus Furcht vor dem Luftzuge sind die Fenster verschlossen. *) Während des Tanzens schreien und johlen die Bursche. Der Tanz ist aus. Es geht zum »G'schenk«. Die Paare fassen sich bei den Händen und drängen sich zu den Tischen, die theils in der Tanzstube, grösstentheils aber im Stübel oder in der Kammer stehen; ein widerlicher Trubel. Die erhitzten Tänzerinnen müssen nun von ihren Burschen trinken; wahrscheinlich ebenfalls aus Gesundheitsrücksichten. »Sollst leben!« keucht sie so anmuthig als möglich und trinkt in die Hitze hinein.

Im Laufe des Nachmittags entfernen sich die meisten Fremden. Zur Futterzeit ist es im Wirthshause fast leer. Nach einer halben Stunde aber sind die Ortskinder schon wieder da. Auch von den Fremden bleiben die »Braven« oder »Lauden« **) die ganze Nacht da.

*) Bei uns und ganz besonders im Künischen ist es auch im Hochsommer nicht gebräuchlich, in der Wohnstube ein Fenster zu öffnen.

**) Diese Bezeichnungen gelten den etwas zu sehr lustigen Mädchen. Andere Bezeichnungen: Guate, guattejchane = gut-tuchene. Die einheimischen Mädchen können bleiben so lange sie wollen, ohne Anstoss zu erregen.

Nun ist auch schon mehr Platz in der Stube. Da kommt! Da seht Ihr Tänze, hört Ihr Lieder! Ihr lernt das »Hüttenmadl«, das »Bauanmadl« kennen, klatscht mit beim »Jägermarsch«, Alt und Jung dreht sich im langsamen »Spinnradltanz«, hüpfst den »Siebensschritt«, schleift den bayerischen »Dreher«, tanzt den Stoansteirischen und die schier unendlich langen Ländler. Wenn sich die Bursche aufspielen lassen, tanzen die Mädchen Kreistänze. Gewiss eine überreiche Tanzordnung, die freilich nicht jedesmal erschöpft wird. Wenn in den kurzen Pausen nicht gerade gestritten oder gerauft wird, lustwandeln die Paare im Freien, was sie besonders bei *trockenem* Wetter gerne thun. In dieser nächtlichen Stille knappt dann Mancher, wenn er auch nicht gerade *Leonhard* heisst.

Volkstracht im Leitmeritzer Mittelgebirge.

Von Joh. Haudeck, Leitmeritz.

(Schluss.)

Die Schulbuben aber liefen in billigen Wollkappen herum. Bei jungen Burschen und ausgedienten Soldaten war die »Röselmütze« an Sonn- und Wochentagen sehr in der Mode. Diese »Röselmütze« hatte eine ziemliche Aehnlichkeit mit der gebräuchlichen Officierskappe.

Die Haare trugen die Männer fast immer seitwärts gescheitelt. Viele, namentlich jüngere Männer, trugen die Haare nicht wie heute, vom Scheitel nach unten kürzer werdend, sondern sie liessen ihr Haar gleichmässig lang wachsen, und dann wurde es um den Nacken bogenförmig rund und gleichmässig lang abgeschnitten. Eine solche Haartracht nannte man eine »Paruke« (Perücke). Um den Hals trug man ein dunkles oder färbiges Tuch. Namentlich waren die schwarz- oder blauseidenen Halstücher sehr in der Mode. Im Winter trat an die Stelle dieses Tuches ein »Wollschal«, über den man bei grosser Kälte wohl noch einen zweiten, grösseren wickelte. Die Brust bedeckte ein Vorhemdchen, denn das eigentliche Leibhemd war von selbsterzeugter, etwas rauherer Leinwand und hatte keine Legfalten oder gar Stickerei-verzierung, ja es wurde häufig sogar nicht einmal zugeknöpft, sondern lose am Halse mit kleinen »Leinwandbandeln« zusammengehalten. Das »Vorhemdl« wurde im Genick zusammengebunden, ausserdem musste man auch den Brusttheil, der sich ja doch nicht verschieben durfte, durch Bändchen am Rücken festhalten. An Wochentagen konnte man färbige Kattunvorhemdchen bemerken. Mitunter liebte man es auch, dass vom Kragen des Vorhemdchens ein kleines Stückchen zu beiden Seiten des Halses herauschaute, was so halb schüchtern an den damals in den Städten üblichen, steifen »Vatermörder« erinnerte. In der Geltschgegend sah ich noch in den Siebzigerjahren, wie die Männer im Feiertagsgewande den etwas verzierten, weissen Kragen des Vorhemdchens oder den »Holskuller« (Halskragen) eines

besseren Hemdes rings um das Halstuch herausgelegt hatten. Die Weste trug man nach älterer Tracht hochgeschlossen mit einer, auch mit zwei Knopfreißen; zuweilen konnte man sie oben auch überlegen und überknöpfen, was zur Erhaltung der Wärme im Winter nicht unwesentlich beitrug. Häufig war die Weste von schwarzem Sammt oder von Seide. Auch grossblumig verzierte, blaue Seidenwesten wurden an Festtagen gern getragen. Das war in der Regel die Brautweste. Schwarze, glänzende Atlasseide war ebenfalls beliebt. Aeltere Männer dagegen trugen gern die feste »Lastingweste«. Im Sommer bemerkte man lichte, weisse oder graue, auch gelbliche, blumige und carrirte Waschwesten von leichtem Stoffe. In der Westentasche stak die grosse Spindeluhr von alterthümlicher Form, häufig mit doppeltem Gehäuse. An ihr hieng eine mehr oder weniger werthvolle Uhrkette mit verschiedenen Anhängseln, welche man an einem Knopfloche der Weste befestigte, wenn sie nicht als lange Kette um den Hals getragen wurde. Auch Uhr und Kette waren häufig Erbstücke des Vaters oder selbst des Grossvaters. An Werktagen wurde in der Regel keine Uhr getragen, denn bei der oft schweren Arbeit hätte sie leicht beschädigt werden können. Der Schösselrock war von festem blauen, schwarzen auch braunen Tuch. Auch im Winter trug man nur einen Rock, und es war den Männern nicht anzumerken, dass ihnen darin kalt sei. Unter dem einfachen, gut gefütterten Rocke trug man nämlich eine starke Wolljacke, in der es schon auszuhalten war. Der Winterrock, wie er noch heute nach verschiedenem Schnitte getragen wird, kam damals erst vereinzelt bei reicheren, jungen Männern vor. Hie und da bediente man sich eines haarigen Kalmucks. Aeltere Männer trugen im Winter einen Mantel mit einem, auch mit mehreren Kragen, die von verschiedener Länge waren. Letztere nannte man auch scherzweise »Capitelmantel«. Ein solcher Mantel reichte fast bis auf die Füße herab, die Aermel waren nach der Rockmode geschnitten. Besonders geschützt war der Oberkörper durch die vielen Kragen, mit denen der Wind manchmal gar lustig herumblätterte. Auch der »Bober« war damals stark in der Mode. Derselbe war ein langer, weiter Rock ohne Schösse von schwarzem, blauem, auch dunkelgrünem Tucho. Am Rücken hatte er keine Knöpfe, dagegen fehlte nie eine vom Halskragen herabreichende, ornamentale Verzierung von »Harrasbendeln« oder Ähnlichem. Aeltere Männer trugen auch zuweilen einen kurzen, wammsartigen, oder einen langen, häufig grau überzogenen Schafpelz, genannt die »Wildschur«. War der Pelz nicht überzogen, so war das gelbe Leder mit rothen, grünen, auch gelben Lederbändchen zierlich besetzt. Diese Pelze wurden nicht wie heute zugeknöpft, sondern mit Schnüren oder geflochtenen Lederhenkeln an beiderseits der Brust angenähten, ledernen oder mit Posamentirbändchen überzogenen Eichel zusammengehalten. Bei überzogenen Pelzen konnte man solche breitere Henkel aus Stoff bemerken. Die Müller trugen gern lichte Pelze, auch wählten

sie zu ihren Kleidern, namentlich den Röcken, gern ein weissliches oder lichtbläuliches Tuch, das sogenannte »Müllertuch«. Sehr gebräuchlich war auch die gelbe oder schwarze Lederhose, die am Unterschenkel mit ledernen Riemchen zusammengebunden wurde. Auch die Buben kamen in solchen Lederhosen nebst kurzer Jacke, einem einfachen Röckchen, am Kopfe eine billige Wollkappe, und zwar im Sommer regelmässig barfuss (»borbs«) in die Schule. Das Barfussgehen, das jetzt ganz aus der Mode gekommen ist, und fast wie verstoßen hie und da von einem Kneippianer geübt wird, war damals an Werktagen fast allgemein bei Männern, Frauen und namentlich bei den Kindern Sitte. So kam man am billigsten weiter und blieb gesund dabei. Von der Hühneraugenqual wusste die damalige ländliche Bevölkerung wenig. Schuhwerk wurde an Wochentagen nur bei schlechtem Wege, kalter Witterung oder wenn es die Beschäftigung nothwendig erforderte, getragen. Frauen bedienten sich dann älterer Schuhe oder auch der Pantoffel, welcher sich namentlich die Bäuerin gern bediente. Holzschuhe kamen hier nicht vor. Ich sah die ersten Holzschuhe erst bei dem Gesinde von Meierhöfen, und zwar bei Leuten, die aus weiter Ferne stammten. An Wochentagen trug der Bauer, wenn es nothwendig war, grosse Stiefel, in welche man eine Stroheinlage gab, während man die Füße mit »Fussfetzen« umwickelte. Nicht selten trugen die Männer an der besseren Tuchhose einen Lederbesatz, der bis auf die Stiefel herabreichte, während die Lederhose in den langen Kanonenstiefeln, die an Sonn- und Festtagen wie ein »Spiegel« glänzen mussten, stak. In den Stiefelsohlen liebte man möglichst viele Zwecke, die Absätze waren mit Stiefeleisen beschlagen, auch noch obendrein durch feste Zwecke geschützt. War Glatteis, so schnallte man sich nebstdem an den hohlen Fuss »Steigeisen«. So konnte man es auch mit einem schlechten und gefährlichen Wege schon aufnehmen. Aeltere Männer liebten auch das schwarze »Manchesterkleid«. Dieses Manchesterkleid, der Ersatz für ein theueres Sammtkleid, wurde aber nach längerer Benützung an manchen Stellen, namentlich auf den Knien, am Ellbogen, an den Schulterblättern, insbesondere aber am Gesäss licht, fast weiss, was recht possirlich aussah; das nannte man den »Spiegel«. So etwas konnte aber höchstens den Stadtleuten auffallen, die ländliche Bevölkerung fand das ganz natürlich und wie selbstverständlich. Die Hose wurde entweder mit einem Leibriemen oder mit Hosenträgern festgehalten. Vorne hatte dieselbe eine Klappe, die man aufknöpfen und herunterlassen konnte. Das war das »Hosenthürl«, welches man heute kaum mehr kennen dürfte.

Wer über Land gieng, der Geschäftsmann zumal, schnallte sich einen ledernen »Beigürtel« um, in welchem er Silber- und Kupfergeld bei sich trug. In manchen Gegenden nannte man diesen Beigürtel auch die »Geldkatze«. Zu damaliger Zeit, namentlich vor dem Jahre 1848, gab es fast nur Metallgeld. Das Papiergeld war sogar so »rar«,

dass man für eine Banknote nicht selten ein Aufgeld »Läsche« bezahlte.

Zum Arbeits- und Wochentagskleide gehörte auch nothwendig eine Schürze. Dieselbe war aus blauer oder weisser, derber Hausleinand. An den weissen Schürzen konnte man eine durch blauen Kreuzelstich verzierte Einfassung bemerken. Schürzen wurden auch ohne Brustlatz getragen. Am Sonntage band man bloss dann eine Schürze um, wenn man auf dem Heuboden, in der »Hakerkommer« oder im Stalle zu thun hatte, um die besseren Kleider vor Schmutz zu schützen. Schmiede, Schlosser, Wagner etc. trugen ein ledernes Schurzfell.

An den Händen trug man bei grosser Kälte Handstutzel, halbe oder ganze Wollhandschuhe, Fäustlinge mit Däumling von Baumwolle oder auch von Pelzwerk. Besonders fielen die rothen Fuchsfäustlinge auf. Den Kindern hieng man einen Stutzel oder Handschuhe um den Hals, damit sie selbe nicht verlieren; auch die Erwachsenen trugen namentlich die Fäustlinge an einem Achselbande. Männerstutzel sah man zumeist nur bei Forstleuten, häufiger war ein Stutzel bei Frauen und Mädchen zu bemerken. Doch kaufte man hiezu kein theueres Pelzwerk, sondern nähte sich diesen selbst, fütterte ihn tüchtig mit Watte, hieng ihn allenfalls auch mit einer Schnur um den Hals, so half er gerade so gut gegen die Kälte wie der theuerste Muff vom Kürschner.

Der nothwendigste und stete Begleiter, ja geradezu ein unentbehrliches Inventarstück der Volkstracht war und ist noch heute die *Tabakpfeife*. Wer könnte sich auch einen Bauer, einen Landmann oder einen bäuerlichen Arbeiter ohne Pfeife denken? Sie ist für ihn so nothwendig und unentbehrlich wie Salz und Brot. — Bei der Arbeit bediente man sich einer kurzen billigen Pfeife mit einem braunen oder gelben Holzkopf mit Messing beschlagen, nebstdem vielleicht noch mit einem Kettchen verziert. Selten konnte man einen theueren Meerschamkopf mit Silberbeschlag bemerken, dagegen waren Köpfe von Porzellan häufiger zu sehen. Auch der »Ulmer« war sehr beliebt. Als Tabakbeutel diente eine mit grünem oder schwarzem Bändchen eingefasste Schweinsblase. Öfters noch sah man schwarze, braune, grüne oder rothe Lederbeutel, welche durch Riemchen zusammengezogen werden konnten. An einem Riemchen hieng der unentbehrliche Tabakräumer, der in der Regel zur Rocktasche heraushieng. Bei der Arbeit steckte man den Tabakbeutel hinter den Brustlatz oder zog den Räumer durch die Schürzenbandel. Aeltere Männer »klemmten« sich ihr Pfeifchen noch mit Feuerstein, Stahl und Zunderschwamm an. Als Stahlschläger diente meistens der Rücken des grossen Schnappmessers. Selten liess man die Pfeife ausgehen. Zu Hause, bei der Arbeit auf dem Felde, bei allen geschäftlichen Gängen, namentlich aber in der Schänke wurde »geregchert«,

und wer an einem Sonntag eine ländliche Wirthsstube betrat, der konnte vor Qualm kaum Jemand erkennen. Auch auf dem Gange zur Kirche durfte die Pfeife nicht fehlen, ja man konnte nicht selten bemerken, wie das lange Pfeifenrohr ungebührlich aus der Tasche hervorlugte. Wenig pietätvoll erschien es mir schon als Knabe, wenn ich bemerkte, dass die Begräbnissmusikanten, auch manche Trauergäste bei Leichenbegängnissen entlegener Dörfer die Pfeife anklemmten. Tagelöhner unterstanden sich sogar beim Dreschen in der Scheune zu rauchen, indem sie den Pfeifenkopf in einen Beutel einhüllten. Das »Rejchern« war bei der ländlichen Bevölkerung so zur leidenschaftlichen Gewohnheit geworden, dass sie fast nur während des Essens und des Schlafens nicht rauchte. Dadurch stumpfte sich der Körper gegen den Reiz des Tabakrauchens förmlich ab, und geht das recht deutlich aus folgender Erzählung eines ländlichen Boten hervor: »Es war zeitig im Winter, als ich mich bei stockfinsterner Nacht auf den Weg zur Stadt aufmachte. Das Erste war natürlich, meine gewohnte Pfeife in Brand zu setzen. Weiss der Kuckuk wie es kam? Ich war bereits eine Stunde Weges gegangen und noch immer glaubte ich, fest zu qualmen. Endlich sehe ich nach und bemerke, dass ich den ganzen langen Weg — kalt geraucht hatte.« — Cigarren waren damals noch nicht so bräuchlich wie heute; zumeist bedienten sich ihrer die jungen Burschen, um damit »Staat« zu machen. Zumeist rauchte man »Lange« und »Kurze«; Cuba, Havanna und andere theuere Sorten waren in den Dorftrafiken kaum anzutreffen. Das Schnupfen war ehemals mehr im Gebrauche als heute, doch war es in bäuerlichen Kreisen nur selten anzutreffen. Der Dose bedienten sich meist nur der Geistliche, der Lehrer, der Beamte, allenfalls hie und da ein Handwerksmeister.

War regnerisches Wetter, bediente man sich statt des Stockes (Stodschtacken) der Kräpe (Krummstock), eines grossen, mit gelbem Messing beschlagenen »Pareplejs« (Regenschirm). Dieser Regenschirm war häufig mit blauem, grünem, auch rothem Stoffe überzogen. Die Schirmrippen waren von starkem Fischbein und gaben dem Ganzen ein weitbauschiges Aussehen. Seidene Schirme nach neuerer Mode kamen nur bei den reichsten und elegantesten Leuten vor.

Zum Schlusse meiner Besprechung der Männertracht darf ich wohl auch nicht auf die Art des damaligen *Bartragens* vergessen, denn auch sie unterliegt der jeweiligen Mode. Im Allgemeinen, kann man nun in dieser Hinsicht sagen, war damals das bartlose Gesicht in der Regel üblich. Schnurrbärte trugen meist nur ausgediente oder noch dienende, beurlaubte Soldaten, Jäger und Heger. Bei einzelnen älteren Leuten konnte man einen zusammenschliessenden Backenbart bemerken, der mit seiner Halskrause das ganze Gesicht umrahmte.

Obwohl ich bei der Besprechung der Fest- und Sonntagstracht der Frauen und Männer bereits Einiges über die Wochentagskleidungs-

stücke eingeflochten habe, ist es doch nothwendig, über die letzteren noch einige Worte hinzuzufügen. Im Allgemeinen lässt sich darüber bemerken, dass sich an der Wochentagstracht am Lande nicht so viel geändert hat, als an der Sonntagstracht, welche in manchen Gegenden fast ganz städtisch geworden ist. Und in dem Bestreben, es den Städtern gleichzuthun, stehen häufig die Dienstleute, namentlich aber die Dienstmädchen, den Bauernmädchen nicht nach. Wenn man an einem Festtage in manche Dorfkirche kommt, so kann man bemerken, dass der Modehut bei den Mädchen das frühere Kopftuch grösstentheils verdrängt hat. Ja mir ist schon aus den Siebzigerjahren ein Fall bekannt, dass Bauernmädchen deshalb keine Hüte trugen, weil sie sich durch die Kopftücher von den Dienstmädchen unterscheiden wollten. Bei der Arbeitstracht aber ist solcher Wetteifer nicht möglich; sie muss einfacher und billiger sein, als die Sonn- und Festtagstracht. Am allereinfachsten war sie natürlich im Sommer, wo man die Männer meist ohne Jacke oder ohne Rock nur in den Hemdärmeln arbeiten sah. Auf dem Kopfe trug man eine leichte Mütze oder einen billigen Strohhut, dazu eine abgetragene Weste, auch oft gar keine, eine weisse oder blaue Schürze, Hosen von billigem, festem Stoffe. Mitunter fehlte bei grosser Hitze *) auch die obere Hose und man begnügte sich sogar mit den Unterhosen, über welchen natürlich die Schürze nicht fehlen durfte. Stiefel zog man nur an, wenn es die Beschäftigung auf dem Stoppelfelde, im Walde etc. zur Nothwendigkeit machte.

Die Weiber trugen damals, namentlich bei der häuslichen Beschäftigung, ein Knüpftüchel, welches die Haare fast gänzlich verdeckte und das rückwärts mit einem Knoten zusammengehalten (geknüpft) wurde. So fiel kein Haar in die Suppe. Bei der Feldarbeit trug man ein kleines, farbiges Kopftüchel. Besonders beliebt waren die »Gosmontichel« (Cosmanoser Tüchel). Sie waren dauerhaft, liessen sich gut waschen und trugen sich »kühl und milde«. Um den Hals trug man ein billiges Geschmeide, häufig nur ein Bändchen mit einem Kreuzel oder einer kleinen Münze. Hiezu kam ein Halstuch, welches in dem schwarzen oder weissen Leibel festgehalten wurde. Die Hemdärmel wurden kurz getragen, waren an den Achseln etwas aufgebaut und wurden am Oberarm zusammengebunden. Hiezu kam eine einfache, farbige Kattunjacke, eine Schürze und mehrere billige Röcke. Strümpfe trug man im Sommer keine. Gieng man nicht ganz barfuss, so trug man entweder bloss Pantoffel oder bereits abgetragene Lederschuhe. Beim Gange auf das Feld fehlte selten der von Weidenruthen geflochtene Korb, das Raf oder die Butte mit den nothwendigen Schneide- oder Hackwerkzeugen.

*) Die Hitze steigert sich namentlich im Elbethale ganz bedeutend. So erreichte dieselbe zum Beispiel im Sommer des Jahres 1893 bis zu $+ 46^{\circ}$ R. an der Sonne, während die mittlere Jahrestemperatur in Czernosek mit $+ 9.3^{\circ}$ R. festgestellt wurde.

Hatte ich mit dem Voranstehenden hauptsächlich die Elbethalgegend bei Salesel, Sebusein, Zirkowitz und Birnai im Auge, so will ich mit Nachfolgendem noch der *Tracht*, wie sie in der *Umgebung* des hochgelegenen *Tschersing* vor fünfzig Jahren Sitte war, einige Worte widmen. Mir ist auch diese Volkstracht noch aus meiner Jugendzeit gut in Erinnerung geblieben; um jedoch Gedächtnisstäuschungen vorzubeugen, suchte ich Fühlung mit dortigen Volkskreisen zu erlangen, was nur von Vortheil begleitet war. Immerhin kann man zugestehen, dass es wesentlich leichter ist, die Gebirgstracht zu beschreiben als die Thaltracht, denn im Thale sind die Spuren der »alden Moude« nur noch äusserst selten anzutreffen. Das höhere Gebirge hat keinen so regen Verkehr mit den benachbarten Städten, und deshalb vollzieht sich der Umschwung von der alten zur neuen Zeit viel langsamer. Dies gilt nicht bloss von der Tracht, sondern auch von der Sitte und von der Sprache. In der Umgebung von Tschersing war vor fünfzig Jahren die alte Volkstracht fast noch allgemein Sitte bei Jung und Alt, und noch heute sind von alter Volkstracht weit mehr Spuren anzutreffen als bei den Thalbewohnern.

Die Tracht der Tschersinger glich auffallend jener im Erzgebirge bei Ebersdorf, Voitsdorf, Graupen und Zinnwald, auch die vereinzelt Anlage, namentlich des Dorfes Tschersing, sowie auch die Bauart der Häuser hat viele Aehnlichkeit mit jener im Erzgebirge.

Die *Männer*, zumeist kräftige, hohe Gestalten von wetterfestem Aussehen, trugen breitkrämpige, schwarze Filzhüte mit einem schwarzen Bande, das rückwärts in eine herabhängende Quaste auslief. Im Winter trugen sie eine hohe, runde Pudelmütze ohne Schirm. Darunter zog man noch die schwarze Zipfelmütze bis über die Ohren herab. Um den Hals wurde ein verschiedenfarbiges Tuch getragen, welches bei den gemeineren im Nacken, bei vornehmeren vorn am Halse geknüpft wurde. Ueber das Halstuch wurde der »Holsguller« ringsum herausgelegt. Das Hemd wurde im Nacken mit »Bendeln« zusammengebunden, so dass der »Schlitz« nicht auf der Brust, sondern am Rücken war. Das Hemd war von grober, selbstgesponnener Leinwand (»Hausleim«). Flachsbau war damals im Gebirge noch häufig anzutreffen, und man hatte in gut situirten Häusern auch Flachsfasser im Vorrathe. Eine Braut aus einem solchen Hause bekam deshalb auch zum »Geplunder« ein oder mehrere Flachsfasser. Die Weste war hochgeschlossen oder auch überknöpft und ohne Kragen. Sie hatte viele Knöpfe und reichte fast zur Hälfte über das »Hosenthürl« herab. Ausser den zwei Aussentaschen besass sie auch noch inwendig eine grosse »Brusttasche« zur Aufbewahrung von Geld und Schriften. Ueber der Weste trug man eine kurze Jacke von Tuch oder den langen Schossrock. An Wochentagen wurden auch bloss Jacken und Schürzen von grober Hausleinwand getragen. Der lederne, kurze oder lange Pelz war nicht überzogen und reichlich mit

Nähten verziert. Die ledernen Hosen trugen gleichfalls solche Zieraten und Blumen, die oft mit Seide ausgenäht waren. Die wie ein Spiegel glänzenden »Paukenstiefel« wurden nur bei Festlichkeiten und am Sonntage beim Kirchgange getragen, während an Wochentagen die grossen »Karderstiefel«, welche an Sohle und Absatz mit grossen Zwecken beschlagen waren, daran kamen. In diese Stiefel gab man Stroh und umwickelte beim Anziehen noch die Füsse mit »Fussfetzen«. Das Tabakrauchen war natürlich bei den Gebirgschen geradeso beliebt wie bei den Thalbewohnern, und konnte man sich einen gebirgschen Bauer ohne kurze Holzpfeife mit glänzendem Beschlag und Gehänge gar nicht denken.

Bei den *Frauen* und *Mädchen* war das Knüpftüchel noch allgemein im Hause in der Mode. Am Felde gestaltete man oft aus dem Kopftüchel ein solches. Auch die Art, das kleine oder grosse Kopftuch zu tragen, kennzeichnete die »Gebirgschen«. Dasselbe wurde nämlich so gebunden, dass ein Theil desselben wie ein Dachel schief zur Stirne, fast schirmartig herabreichte. Auch diese Sitte habe ich noch heute angetroffen. Als Halsgeschmeide liebte die Gebirgsfrau den gross-thalerigen Schmuck, während die Braut in der Regel nur ihr »Kreuzel« trug. Schnürleibel, Haubenmaschen (die Maschen waren wirklich dabei das Wichtigste und Auffallendste und daher mag auch diese Bezeichnung der bereits früher erwähnten Maschenhauben oder Flügelhauben stammen) waren noch allgemein in der Mode, desgleichen die Bauschärmeljacken mit den oben sehr weiten Aermeln, den Falten am Rücken, der auch mit mehreren Knöpfen verziert war. Man nannte sie auch »Schpenser«. Die riesiggrosse Schürze bedeckte fast den ganzen Rock und war am Rücken mit einer grossen Masche gebunden. Der »kartsche Rouk«, der kaum bis zur Hälfte der Waden herabreichte, war im Gebirge allgemein Sitte, und fast schien es, als wolle man durch die Menge der Röcke seinen Reichthum ausdrücken. Bei den Begräbnissen, die in der Regel nicht mit viel Prunk verbunden waren, wurden ebenso wie im Thale schwarze oder doch sehr dunkle Kleider getragen.

Das weibliche Hemd war in seinem oberen Theile von etwas feinerer Leinwand, der Hemdenstock war von der gewöhnlichen groben Hausleinwand hergestellt.

Weisse, feinere Strümpfe an Sonntagen, blaue oder rothe an Wochentagen und Schnallenschuhe vollendeten die weibliche alte Gebirgstracht, die bei älteren Frauen noch heute häufig anzutreffen ist.

Um meine Abhandlung über die bäuerliche Volkstracht im Leitmeritzer Mittelgebirge noch vollständiger zu gestalten, erschien es mir gerathen, mich auch darüber näher zu informiren, was unsere hiesigen Museen in dieser Hinsicht aufbewahren. Ich besuchte namentlich das *Gewerbemuseum in Leitmeritz* und das städtische *Museum in Teplitz*. Im *Leitmeritzer Gewerbemuseum* trifft man von hiesiger Volkstracht recht wenig an, und wäre es sehr wünschenswerth, wenn dieses

Museum noch durch Volkstrachtenstücke, die allenfalls noch erzielbar sein sollten, bereichert würde.

Unter Glas und Rahmen fand ich zunächst vier kostbare Gold- und Silberhauben mit Zugfalten. Dieselben schenkte der † Schulrath Joh. Maresch, welcher in Leitmeritz geboren wurde. Die drei grossen Hauben wurden von seiner Grossmutter und seiner Mutter getragen. Das kleine blaue, gleichfalls kostbare Häubchen hat er selbst als Täufling getragen. Alle vier Hauben stammen angeblich aus dem achtzehnten Jahrhundert. Ueber diesem Glaskasten hängt ein werthvolles Bild, welches die Unterredung Pius VI. mit Josef II. in Wien (1782) darstellt. Die Trachten und Vorhänge sind aus kostbarem Stoff mit Stickerei hergestellt. Beachtenswerth ist ferner ein Frauentuch, welches Bildnisse aus den Napoleonischen Kriegen enthält. Desgleichen soll man um jene Zeit Tücher getragen haben, welche in den Ecken die Gefangennahme Vandamme's durch Kosaken in der Schlacht bei Kulm aufgedruckt enthielten. Auf einem Bande stand zu lesen: »General — Vandammes — Gefangennehmung.« Dass solche Frauentücher einen guten Absatz gefunden haben mögen, ist nicht zu bezweifeln. Zwei weitere Bilder stellen die Tracht des deutschen Bauern und der deutschen Bäuerin aus dem Leitmeritzer Kreise dar. Diese Bilder dürften aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammen. Stellt man einen kurzen Vergleich mit jener Tracht, wie sie noch wenigstens bei den älteren Frauen und Männern vorfünfzig Jahren Sitte war, an, so findet man immerhin, dass sich die Mode des vorigen Jahrhunderts doch noch in mancher Hinsicht erhalten hatte. Das lange Kopfhaar oder gar der Zopf, die mit sehr eng aneinandergereihten Knöpfen besetzte Weste der Männer, auch der Hut aus jener Zeit waren verschwunden; doch die Art, das Halstuch zu tragen, der lange Schösselrock, die engen Hosen mit den langen Stiefeln waren noch ziemlich verbreitet geblieben. Die Frauen trugen nach diesem Bilde über der Haube ein Knüpftuch, ähnlich so, wie es die Frauen noch heute bei kalter Witterung als Stirntuch zu tragen pflegen. Ueber das Busentuch ragten die Hemdenspitzen heraus, die Aermel der kurzen Jacke waren dagegen ziemlich eng. Die Röcke trug man gleichfalls kurz, die Schürze bedeckte nur die vordere Hälfte des Rockes, die mit einem färbigen Saume oder Bande am untersten Rande geziert war. Weisse Strümpfe, Niederschuhe, mit Schnallen verziert, bekleideten die Füße. — Weiter finden wir noch eine kostbare Goldhaube mit mehreren kurzen Seidenbändern, ein bayerisches Bauernbrautmieder, ein Taufamulet, zwei weisse gestickte Hauben, ein gesticktes Leibchen aus dem vorigen Jahrhundert, einen Brautkranz (Brautkrone), welcher von der Braut am Arme getragen worden sein soll, ein Oberhemdchen eines egerländischen Bauernmädchens, nebstdem einige fremdländische Trachtenstücke, deren Anführung hier zwecklos wäre.

Im *Teplitzer Museum* vermuthete ich in dieser Hinsicht mehr, doch muss ich leider auch von diesem gestehen, dass es bezüglich der Volkstrachtenstücke dem Leitmeritzer Gewerbemuseum nicht überlegen ist, wenigstens insoweit nicht, als diese Stücke in den lichten und geräumigen Sälen bis jetzt zur Schau gestellt sind. Nach Aussage des Herrn Custos sollen sich aber auf dem Hausboden noch einige Kisten mit Trachtenstücken befinden, welche wegen Raum-mangel noch nicht untergebracht werden konnten. Ich fand namentlich mehrere Silber- und Goldhauben, dann weisse Tüllhauben, Tauf-tücher vom Jahre 1720 und 1606, eine an den Rändern und an den Taschen mit Blumen und Blättern gestickte weisseidene alte Weste, goldgestickte Schuhe, Strümpfe, Haarspangen mit Glasperlen verziert, viele mit Edelsteinen besetzte Haarsteckkämmen,*) ein taubengraues, buntgesticktes Seidenleibchen, gestickte Messgewänder, einen dunkel-roth geblumten Regenschirm mit Elfenbeingriff, ein pelzverbrämtes Niederstück und manches Andere. Alle diese Trachtenstücke sollen aus der Teplitzer Gegend stammen.

Auffallend ist, dass das sonst sehr reichhaltige und gut geordnete Museum einen äusserst schwachen Besuch aufweist. Dasselbe wurde am 3. September 1897 eröffnet, und wurde, trotzdem der Zutritt jetzt täglich gegen ein Eintrittsgeld von 30 kr. ermöglicht ist, bis zum 3. August 1898 bloss von 108 zahlenden Personen besucht.

II. Kleine Mittheilungen.

Glocken-Inschriften aus Krumau.

Von Franz Branky, Wien.

Der städtische Rent- und Fondsverwalter der Stadt Krumau in Böhmen, Herr *Alexander Sacher*, stellte kürzlich das Inventar der Krumauer Stadtpfarrkirche zum heil. St. Veit zusammen. In diesem Verzeichnisse gab er von Seite 44 bis 46 die Thurm-glocken dieses Gotteshauses mit ihren Namen, Emblemen und Inschriften an. Seiner Freundlichkeit und Güte danke ich es, dass ich in die bezeichnete Stelle Einblick bekam.

Nach dieser Darstellung besitzt die Krumauer St. Veits-Kirche sieben Glocken; sechs davon sind im Thurme, eine ist im Caplanhause.

Nr. 1 ist die *Sturm- oder St. Veits-Glocke*, welche circa 45 Ctr. oder 2520 kg wiegt, einen Durchmesser von 152 cm hat, reich verziert ist und am oberen äusseren Rande die Umschrift zeigt:

*Gott ruft durch mich das Volk zu sich
hört meine Stimme williglich.*

In der Mitte der Glocke ist ein Relief: „Die Verkündigung Mariae“ mit der Ueberschrift:

*Ave Maria gratia plena
Dominus tecum +*

Unter dem Relief stehen die Namen:

*S. Joannes + S. Matthaues + S. Lucas +
S. Markus + S. Vitus*

*) Der Stechkamm (Kampl) wurde auch vor fünfzig Jahren hier allgemein in den „Porz“ gesteckt.

Auf der entgegengesetzten Seite ist das Relief des heil. Veit. Die Umschrift an dem unteren Rande gibt den Heimatschein der Glocke an:

Goss mich Nicolaus Löw in Prag Anno 1671.

Nr. 2 ist die *Halbzvölf-Uhr-Glocke*, welche 15 Ctr. oder 840 kg schwer ist; der Durchmesser beträgt 114 cm; sie entbehrt der Verzierungen; die Umschrift am oberen Rande lautet:

*A fulgure tempestate libera nos
domine jesu christe +*

In der Mitte der Glocke ist Christus am Kreuz dargestellt, ihm gegenüber der heil. Adalbert, und zwischen beiden gewahrt man je ein Relief, das einen mit Stricken gebundenen Heiligen darstellt. Am unteren Rande der Glocke stehen die Worte:

+ Silvius Creuz goss mich in Linz anno 1748.

Nr. 3. Die *Ave Maria-Glocke*. Sie wiegt 8 Ctr. oder 448 kg, hat einen Durchmesser von 89.5 cm und ist glatt. Am oberen Rande trägt sie die Umschrift:

*jesus + maria + venceslaus + sygismundus +
albertus + kaspar + melychar + baltasar +*

Nr. 4. Die *Horas-Glocke* mit einem Gewichte von 3¼ Ctr. oder 182 kg, einem Durchmesser von 67 cm ist ohne äusseren Schmuck. Am oberen Rande steht die Inschrift:

jesus filius mariae +

Nr. 5. Die *Puls-Glocke* ist 2½ Ctr. oder 140 kg schwer und ganz glatt; der Durchmesser beträgt 59 cm; am oberen Rande steht:

+ Lucas, Marcus, Mateus, Johannes.

Die Pulslocke hätte ihres Namens wegen eine kleine Anmerkung verdient. Puls ist jedenfalls dem lateinischen pulsus (Stoss, Schlag, Trieb, Bewegung, Berührung) entnommen. Die Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen von Fr. Fr. Fronius (Wien, Gräser 1879, S. 258) beschreiben einen *Seelenpuls*, ein Geläute von einer Viertelstunde: Soll Samstag punkt 4 Uhr Nachmittags, und zwar, weil der Entschlafene Ortshann gewesen, mit der grossen Glocke geläutet werden. S. 265 heisst es: „Es ist 4 Uhr Nachmittags, *der Seelenpuls* erklingt vom hohen Thurme ins feierliche Dorf herab, und so weit er im gesegneten Kornfeld vernommen wird, ziehen sie (die Arbeiter) auf einen Augenblick den Hut und sprechen: „Gott gebe ihm eine selige Ruhe.“ Der Sprachgebrauch der Siebenbürger Sachsen kennt auch einen *Pfarrererpuls*. S. 267 ist bemerkt: Unter *dem Pfarrererpuls*, einem kurzen Geläute mit *einer* Glocke, sammeln sich die Geistlichen, Lehrer und Adjuvanten (Musikgehilfen) vor der Kirche und begeben sich — die Schuljugend voran — vor das Leichenhaus. — Bei Schmeller I. 388 liest man: Als öffentliche Freudenbezeugung haben die Regensburger a. 1519 u. a. *eine ganze Stund einen Puls mit dem Geläute geläutet*. — Das DWtb. VII. Sp. 2213 verzeichnet: *allgemeines Festgeläute mit langen Pulsen* und nach einer schlesischen Quelle: *drei Pulse läuten*.

Nr. 6. Die *Sterbe-Glocke* zeigt an der Vorderseite Christum am Kreuz und dem gegenüber das fürstlich Schwarzenberg'sche Wappen. Die Schrift um den unteren Rand besagt:

Georg Wenzel Koller in Budweis 1737

Die siebente Glocke, welche im Caplanhause ist, heisst

Marien-Glocke.

Sie hing ehemals im Thürmchen des Caplanhauses und ist jetzt in der aufgehobenen Hauscapelle dieses Gebäudes untergebracht. Am oberen Rande hat sie eine Verzierung und unterhalb dieser steht die Umschrift:

S. Maria ora pro nobis — C. M. P. Haag 1689.

In der Mitte der Glocke ist ein Relief angebracht, welches die heil. Maria mit dem Jesukinde auf der Mondsichel darstellt.

Diesen Krumauer Glockeninschriften füge ich noch die Thurmuhrinschrift der St. Veitskirche bei. Sacher hat sie auf S. 11 des bezeichneten Inventars mitgetheilt. In der obersten Etage des Thurmes sind die beiden Schellen der Uhr angebracht, eine kleinere

glatte und eine grössere, die am oberen Rande ein kleines Wappen und folgende Umschrift zeigt:

*„ave maria yst ym hymel erwacht
 „hat uns das vater unser auf erden
 „pracht und den glauben haben
 „dye hayly —
 „gen apostel gemacht khayn fromer
 „hat das nye veracht und ym 1559
 „yar pyn ych vam yohst hyn-
 „termayer gemacht.*

Der Brauch beim Essen in den Ortschaften der Pfarre Rothenbaum. (Bezirk Neuern, Böhmerwald.)

Von Josef Blau, Rothenbaum.

Man kennt im Allgemeinen fünf Mahlzeiten; die Morgensuppe, das Neunerbrot, die Mittagsuppe, das Abendbrot und die Nachtsuppe.

Die Morgensuppe besteht aus Milchsuppe mit Brotbrocken und Erdäpfeln, abgebrühten und dann geschmalzenen „Schoarnbladln“,*) zur Zeit der härteren Arbeit auch aus einem Milchmus mit Reis, Gries oder Mehl, letzteres kurzweg „Mous“ genannt. Dann schneidet sich noch Jedes ein Stück Brot ab.

Diese starke Mahlzeit hält nicht lange an, denn „da Lufd zihrd“.**) Dem hilft nun ein Keil Brot ab, der um 9 Uhr herum den Dienstboten verabreicht wird — das Neunerbrot. Doch wird diesem Brauche nicht in allen Höfen gehuldigt. In den nahen bayerischen Orten erhalten die Dienstboten zum Neunerbrot auch Suppe.

Der grosse Knecht ist mit der Mittagsfütterung nahezu fertig. Er schreit zur zweiten Stallthür hinaus, die in den Flur, der Stubenthür gegenüber, mündet: „Ess'n!“

Auf diesen Ruf wird es in der Stube lebendig. Die kleine Dirn deckt auf, spült die Löffel geschwind ab und legt Jedem seinen Löffel auf den bestimmten Platz. Damit sie dieselben auseinanderkennt, hat jeder seine Merkmale, Striche, Kreuze, Sterne, die mit dem Messer eingekratzt wurden. Findet Einer seinen Löffel nicht auf dem Tische, so isst er nicht eher, bis er gefunden ist und wenn das ganze Haus umgedreht werden müsste. Vor einem anderen Löffel würde den Leuten grausen und sie brächten keinen Brocken hinunter, besonders dann, wenn sie den Vorbenützer kannten.***) Der Hütbub läuft schnell um einen Krug Wasser zum Brunnen und stellt ihn aufs Fensterbrett. Während des Essens und zwischen den einzelnen „Richten“ (Gerichten) wird wacker getrunken. Alle trinken aus dem irdenen Krüge. Ist er leer, so hat der Junge wieder zu laufen.

Der grosse Knecht erscheint und Alle nehmen ihre Plätze ein. Den ersten Platz, den in der Ecke, nimmt der grosse Knecht ein. Zu seiner Rechten sitzt der Bauer, zu seiner Linken der Inmann,†) dann der kleine Knecht, der Hütbub, die Kindsdirn, die kleine Dirn, das Inweib, die grosse Dirn. Diese Letztere sitzt an der Ecke, leicht kann sie ihren Platz verlassen, denn sie muss auftragen, während die Bäuerin beim Ofen das Essen herrichtet. Die Bäuerin kommt nicht zum Tische, ebenso auch nicht die Kinder.

*) Das sind dünn gewalkte Blätter aus ungesäuertem Teig, im Backofen nach dem Brote gedörrt; sie haben Kreisform, Durchmesser beiläufig 40 cm. Sie sind tägliche Kost und müssen immer in grosser Zahl bereitet werden. Vor dem Abbrühen werden sie zerbrochen.

**) Die Luft zehrt.

***) Diese Sitte ist verbreitet. Ein Beispiel: Der Schlossermeister Peller im nahen Städtchen Neuern benützt noch immer denselben Löffel, mit dem er 1878 die Occupation Bosniens mitgemacht, und es ist ein ganz gewöhnlicher Blechlöffel. Ich kenne den Mann sehr gut und weiss, dass es nicht Geiz, sondern Gewohnheit ist; ein neuer Löffel würde ihm nicht so zu Munde stehen, vor einem anderen derselben Form ekeln. Auch unter Kindern herrscht diese Sitte.

†) Der mit seinem Weibe zur Arbeit auf dem Hofe verpflichtete Hintersasse. Jeder Hof hat im Inhäusel seine Inleut.

Den Vorsitz bei Tische führt der grosse Knecht. Nach einem kurzen, leise gesprochenen Gebete langt er zuerst in die Schüssel, dann kommt der Inmann, der Bauer, der kleine Knecht und die weiblichen Dienstboten. Verschmäht der grosse Knecht ein Gericht, was selten der Fall ist — wiewohl es bei der gedankenlosen, meist auf Herkommen und Nachahmung gegründeten Kochkunst der grossen Dirn oder Bäuerin manchmal gar kein Wunder wäre — so muss er gleichwohl mit dem Löffel in die Schüssel fahren, damit ein Anfang gemacht ist. An dieser Reihenfolge muss festgehalten werden. Sie drückt so recht die hervorragende Stellung des grossen Knechtes aus, der in manchem Hofe, namentlich da, wo auf die Pferde viel gehalten wird, in wirthschaftlichen und oft auch anderen Fragen mehr gilt, als die Bäuerin.

Die Grundlage jeder ordentlichen Mahlzeit ist die Suppe. „Wer lang Suppen isst, lebt lang,“ sagt man bei uns.*) Die grosse Dirn hat Brot hineingebrockt. In den nördlicher gelegenen Ortschaften besorgt das der grosse Knecht.

Gegessen wird langsam, so dass das Mittagmahl schier eine geschlagene Stunde dauert; ebenso lang braucht man zum Einnehmen der Nachtsuppe.

Da wird langsam und bedächtigt in die Schüssel gefahren, ein Brocken aufgefischt, der Löffel vorsichtig am Schüsselrande abgestreift, damit auf dem Tischtuche keine „Strasse“ aus „voschlöitten“ Tropfen entsteht; ebenso zögernd und vorsichtig wird endlich der Löffel seines Inhaltes entledigt. Während des ganzen Actes wird gesprochen, auch wenn der Mund voll ist, dass man meinte, er oder sie könne nicht „Pfoff“ sagen.**)

Dabei wird der Löffel auf der Spitze stehend gehalten. Gesprächsstoff bietet sich genug. Da hat Einer zwei Brocken auf einmal erwischt. Langsam will er sie zum Munde führen, da ereilt ihn das Verhängnis. „Das ist aber auch nicht schön, wenn Zwei auf einem Rosse reiten,“ sagt da Einer. Alles schaut auf und lacht den Vielfrass aus, der da seinen Magen auf unrechtmässige Weise bereichern will.

Wer weiss, wie lang der das schon getrieben hat, denn auf einmal gehen die Brocken aus. Die Dirn brockt nach. „Annamirl, Du hast Dich ja in den Finger g'schnit'n!“ ruft scheinbar erschreckt der Bauer. Das Annamirl entsetzt sich und lässt das grosse Stück Brot in die Suppe fallen. Diese „Kindstaufe“ gibt viel zu lachen und das Annamirl wird wegen dieses Omens von allen Seiten geneckt.

Aber noch schwimmt der riesige Brocken in der Suppe, keiner mag sich gern desselben annehmen, er wäre ja dann der vielbelachte Gevatter. Da nimmt sich der Hütbub ein Herz und den grossen Brocken sammt dem Gevattertitel.

Hat die Bäuerin von einer Speise zu wenig bereitet, so dass Alles „mit Buz und Stingl“***) aufgezehrt wurde, so wird die Schüssel umgedreht. Das ist für die Hausfrau eine grosse Schande und kommt selten vor.

Von jedem „Richt“ — mit Ausnahme der Suppe — muss ein grösserer Rest in der Schüssel zurückbleiben; diesen verzehren die Kinder des Bauern im Laufe des Tages; einen Theil des Restes erhält auch das Inweib ins „Schissal“, das sie zu jeder Mahlzeit mitbringt. Darin kommt Alles auf- und durcheinander. Die Kinder der Inleute freuen sich aber schon zu Hause den ganzen Tag auf das „Bau'n'schissal“, wie sie es heissen.

Sitzt ein Fremder bei Tische, wenn gerade zum Essen aufgetragen wird, so räumt er natürlich gleich den Platz. Zu dem sagt man nun: „Bleib' nur da sitzen, wir brocken Dich ja nicht ein!“

Kommt Eines vom Dorfe gerade zur Essenszeit in die Stube, so sagt es: „Thut's schon ess'n? Seid's aber heut' spot d'ran!“ oder sonst eine Redensart. Einer von der Stadt oder sonst ein geschliffener Mensch sagt: „Wünsch' best'n Appadick!“†) Die feststehende Antwort darauf ist die: „Hommer's scho' bo da Mitt'!“ oder zu sehr bekannten Leuten: „Vobeigspätzirt!“

*) In den eine halbe Stunde von hier entfernten bayerischen Orten wird die Suppe erst zum Schlusse des Mables aufgetragen, aber meistens nimmer gegessen, weil man schon satt ist.

**) Diese Aufgabe wird scherzweise solchen gestellt, die den Mund voll haben.

***) Buz oder Buzn ist der Blütenrest beim Kernobst.

†) Oder auch Appaditt, was jedoch nicht so mundgerecht ist.

Meist wird man aber zum Mithalten eingeladen.

Nach dem Essen wischt Jedes seinen Löffel ab; dazu muss das Tischtuch erhalten. Der Löffel wird sodann mit dem Rücken aufwärts auf den Tisch gelegt. Die kleine Dirn sammelt die Löffel und erst vor der nächsten Mahlzeit werden sie in warmem Wasser abgespült. Im angrenzenden Bayern hat Jeder für seinen Löffel einen eigenen Platz unter der Tischplatte, wo er ihn mit dem Stiele einzwängt. In einigen Höfen stecken die Dienstboten ihre Löffel sogar in die Klummen der Trambäume, die die Zimmerdecke tragen.

In unseren Ortschaften soll ehemals derselbe Brauch geherrscht haben.

Messer und Gabel kommen bei diesen Mahlzeiten nicht zur Anwendung; Fleisch gibt es nur auf die heiligen Zeiten, als da sind: Weihnachten, Fasching, Ostern, Pfingsten, Kirchweih und auf die sogenannte „Wallfahrt“.*)

Keiner darf seinen Platz eher verlassen, als bis Alle fertig sind. Dann wird gebetet. Der Bauer betet den „Engel des Herrn“ vor und schaut dabei zum Fenster hinaus; die Bäuerin steht beim zweiten Fenster, beim dritten beten die Knechte, die Mägde beim nächsten; der Hütbub lehnt mit dem Rücken an der Stubenthür.

Zum Abendbrot (um 3 Uhr herum**) wird immer eine Schüssel saure Milch gebracht, die vorher sorgfältig abgerahmt wurde. Darenin wird wieder Brot gebrockt. Zur Zeit der Arn oder im Heuget wird die Milch aufs Feld nachgetragen. Eine solche Mahlzeit im Freien bietet immer ein malerisches Bild. Die Esser liegen sämtlich auf der Erde, denn wer sich's am bequemsten macht, der kriegt das Meiste; die Mädchen und Frauen freilich mit mehr erhobenem Oberkörper, den die eine Hand stützt; der Hütbub liegt aber ganz und gar auf dem Bauche und hebt den Kopf nur dann, wenn ihm der Löffel eine neue Ladung bringt.

Die Nachtsuppen wird erst eingenommen, wenn die Arbeit in Feld, Hof und Stall beendet ist, darüber wird es oft 9 Uhr Abends. Im Winter dauert das natürlich nicht so lange.

Sie besteht aus drei Richten: Milchsuppe mit Brocken und Erdäpfeln sammt der Haut, die heiss auf den Tisch kommen und wie Mittags zur Suppe gegessen werden; Schoarnbladla in der oben erwähnten Zubereitung, dann ein Milchmus aus Mehl, Reis oder Gries. Im Winter bis Lichtmess, dem Beginne des neuen Dienstjahres, entfällt das dritte Gericht.

Auf einen Knecht, der nicht viel isst, wird nicht viel gehalten; fest soll er einhauen und fest soll er sich „anhauen“, denn „wie man isst, so arbeitet man“, sagt der Bauer.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

4. Echte Tiroler Lieder, unter Mitwirkung mehrerer Freunde herausgegeben von *F. F. Kohl*. Wien 1899. Im Selbstverlage des Herausgebers (Wien, XVIII. Canongasse 19). 8. XLII, 302 Seiten.

Dem Zuge unserer Zeit folgend, welche Bildung und Natur in Einklang zu bringen strebt, hat der Deutsche Volksgesangverein in Wien sich die Pflege des deutschen Volksliedes zur Aufgabe gestellt. Die begeisterten Verehrer desselben mischten sich unter das Volk, erlauschten dessen Weisen, sammelten Schätze, das Unechte und Minderwertige ausscheidend, und wirkten durch Flugschriften und mustergiltige Vorführungen aufklärend, das Interesse belebend. Wenn heute das Volkslied, auf das man noch in der Mitte unseres Jahrhunderts geringschätzig hinabsah, in weiten Kreisen der Gebildeten eine geachtete Stellung einnimmt, so ist das nicht zum geringsten Theile das Verdienst des Deutschen Volksgesangvereines und seines unermüdlichen Begründers und Obmannes, des Professors *J. Pommer*. Diesem zunächst gebührt dem Obmannstellvertreter *F. F. Kohl* Dank und Anerkennung durch die Herausgabe echter Tiroler Lieder.

*) Das Fest des Kirchenheiligen.

**) Der Nachmittag heisst „Abend“ und der Abend beginnt schon um 12 Uhr. Um 11 Uhr ist Mittag.

In einem einleitenden Aufsätze verbreitet sich der Herausgeber über das Wesen des Volksliedes im Allgemeinen, bespricht „das Lied im Volkstone“ als gefährlichen Schädling sowie das „volkstümliche Lied“ und kennzeichnet diese beiden letzteren Kategorien durch eine Reihe von Beispielen.

Die echten Volkslieder theilt er in specifisch tirolische und solche echte „Weisen, welche durch ihre weite Verbreitung im Alpengebiete auf grösseres Alter schliessen lassen und bei ihrem allgemeineren Inhalte den engeren Entstehungsbezirk nicht verrathen, vielmehr dem Wesen der ganzen deutschen Alpenbevölkerung entsprechen“. Ich halte gerade vom volkskundlichen Standpunkte aus die Aufnahme solcher Lieder in tirolischer Sangesart für einen glücklichen Griff, weil aus den Varianten sich mitunter ein werthvoller Schluss ergeben kann.

Dankenswerthe Aufschlüsse, wie das Tiroler Lied gesungen wurde und wird, eine Zusammenstellung und scharfe, aber durchaus berechtigte Kritik der verbreitetsten Liedersammlungen und die Erörterung der Einflüsse, welche das echte Volkslied schädigen, bilden den Schluss des instructiven, mit warmer Empfindung geschriebenen Aufsatzes.

Die Sammlung selbst umfasst 219 Gesänge: 123 für vierstimmigen Männergesang, 32 für gemischten Viergesang, 38 für eine oder zwei Singstimmen mit einfacher Lautenbegleitung, 26 Jodler (ein- bis vierstimmig).

Da den Herausgeber das Bestreben leitete, „im deutschen Tirolervolke die Liebe zum heimatlichen Liede recht zu beleben, namentlich aber beim gebildeten Theile desselben das Verständniss zu wecken“, so musste er auf möglichste Treue und Objectivität bedacht sein. In der That ist der Tonsatz einfach und durchaus volksgemäss. Bei jedem Liede ist sorgfältig angemerkt, wer es gesungen, aufgezeichnet und gesetzt hat; dagegen lässt die mundartliche Fixirung des Textes manchmal zu wünschen übrig.

Inhaltlich verbreiten sich die Lieder über alle Seiten des Volkslebens; sie werden dadurch zu einer reichen Fundgrube für den Forscher, wie sie durch Frische der Unmittelbarkeit jedes Herz erfreuen.

Die Ausstattung des Werkes ist mustergiltig, die Einbanddecke — entworfen von A. Delug, Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien — prächtig in ihrer stylvollen Einfachheit. Der Preis beträgt für ein geheftetes Exemplar 2 fl. 45 kr., für ein gebundenes 3 fl. 35 kr.; er ist für ein gediegenes Notenwerk in so schöner Ausstattung sehr mässig und wird zweifellos dazu beitragen, demselben eine weite Verbreitung zu sichern, was im Interesse der Sache lebhaft gewünscht werden muss.

Prof. P. Passler.

5. Die Zeugung in Sitte, Brauch und Glauben der Südslawen. Paris. H. Welther, éditeur 1899.

Dieser vom Verfasser der Guslarenlieder und des rühmlichst bekannten Buches: „Sitte und Brauch der Südslawen“ (1885) anonym herausgegebene Ausschnitt aus den *Κροπτόδια*, Band VI (en vente à la librairie H. Welther) ist eigentlich als solcher nicht für den Buchhandel bestimmt. Wer Volkskunde betreiben will, darf sich nicht scheuen, auch im Schmutze des Volkes sein Material zu sammeln. Dies vorausgesetzt, wird der Folklorist auch dieses Buch lesen müssen, mag ihn auch der Inhalt — die gemeinsten Zoten der Südslawen im Urtext und in deutscher Uebersetzung — als abscheulich erscheinen. Um Urzustände kennen zu lernen, brauchen wir wahrlich nicht zu den sogenannten Wilden zu reisen; sie liegen dem offenen Beobachter oft ganz nahe. Das Buch, das von einem deutschen Gelehrten aus selbstgesammeltem und selbstgehörtem Materiale aus der Durchschnittsmenge des südslawischen Volkes auf einer Forschungsreise 1884 geschrieben und nun mit dem offenen Muth eines nur der Wissenschaft lebenden Mannes veröffentlicht wurde, ist eine neue Quelle der Belehrung für den Folkloristen und Sprachforscher, ein werthvoller Beitrag zur Anthropologie und Volksmedizin. Die aus dem Munde des Volkes gewonnenen Reigenlieder beim südslawischen Mummenschanze sind die Hauptquelle des Buches; es gibt uns Aufschlüsse über Onanie, lesbische Liebe, Sodomie, Masochismus, Päderastie, Sadismus, über die verschiedenen Arten des Coitus, die Toilette der moslimischen und christlichen Frauen an den Pudendae. Die Vergewaltigung der Frauen,

die altdeutsche Nothnunft geschieht nicht durch gewaltsame Betäubung (oberbayerisch: „zusammenhauen“), sondern durch Erhebung der Weibesbeine bis zur Manneschulter, womit der slawische Held das Weib zu Fall bringt und sie in dieser wehrlosen, fast schwebenden Stellung, die der Verfasser aus dem Frauenraube ableitet, sich seiner Mannesgewalt anfügt, eine Begattungsform, die nach dem Verfasser dort die fast ausschliessliche geblieben ist. Der deutsche Bankert und Bastard entspricht dort dem Beischlafe auf einem Hundefelle oder im Strassengraben. Die (deutschen) „Fräulein“ (Frajla) in den südslawischen Hôtels besorgen dieses Geschäft als vom Hôtelier angestellte Huren; dies gilt ebenso schimpflich wie der Beischlaf ohne Liebe. Die Vergewaltigung hat Entmannung von Seite der Sippe (in Niederbayern: dengeln) zu erwarten. Der Glaube, dass man eine Gonorrhoe durch den Coitus einer reinen Jungfrau heilen könne, findet sich auch dort.

Die Cultureigentänze und die Reigenlieder in der Erntezeit erinnern ebenfalls an die germanischen Sonnenwend- (St. Peter, St. Veit und St. Johannes) Tänze mit der orgienhaften Ausgelassenheit und Liebesfreiheit. Die dem Büchlein beigegebenen 2 Abbildungen („Crowotische Kolotänzerinnen aus der Gegend von Otok“ und „hochzeitliche Reigentänzerinnen aus Oriovci im Savelande“) zeigen, dass die Tänzerinnen auch dort als Männer verlockendes Costüm etwas dem oberbayerischen „Hansel“ oder dem deutschen „Petermännchen“ (ein äusserst kurzes Unterröckchen) Aehnliches tragen. Die Steatopygie gilt dabei als besonderes Zeichen der Fruchtbarkeit. Die ständige Reigenweise und der Canon des Dudelsackpfeifers, um den herum getanzt wird, ist am Schlusse des Werkes in Noten und Text abgedruckt. Die Freiheit der Liebe, wie sie in solchen Volkstänzen sich äussert, ist bei den Südslawen eine offenkundige Volkssitte, sie ist auch bei sogenannten höher cultivirten Völkern nicht ganz verschwunden, beim oberbayerischen Volke z. B. noch ganz leicht erkennbar im sogenannten Polsterltanz angedeutet; auch der schwäbische Füdle-Schucker ist eine Art Kolo-Tanzbewegung. Die Dorfkeuschheit verträgt sich wie bei den Südslawen, so auch in Oberbayern mit einer Anzahl illegitimer Kinder; diese dürfen aber nur der Liebe, und zwar der Liebe zu *einem* Manne ihre Existenz verdanken. Hurerei ist hier wie dort arg verpönt. In der natürlichen Befriedigung des Geschlechtstriebes sieht die Jugend kein Vergehen. „Auf der Alm“ (wohin sich die letzten Spuren der Sonnenwend-Orgien beim oberbayerischen Volke zurückzogen) „auf der Alm, da gih't's kein' Sünd'“. Als vor einigen Jahren ein Pfarrer unterm Taubenberge gegen die Sitten des illegitimen Geschlechtsverkehrs der Jugend einen Tugend- oder Jungfernbund gründete, wurde derselbe durch offene und heimliche Chikanen gezwungen, aus seiner Pfarrei abzuziehen. Jugend hat eben einmal keine Tugend. Um Urzustände kennen zu lernen, haben wir es, wie gesagt, nicht nöthig, zu den „Wilden“ zu wandern. Die Volkssitte lässt das Natürliche, die dem Menschen angeborne Befriedigung seiner Bedürfnisse als durchaus nichts Unrechtes, Unmoralisches oder Verwerfliches annehmen. Die feinste Dame, die von dem Ursprunge des „Hansels“ keine Ahnung hat, verlangt heute noch in Oberbayern im Modegeschäfte den kurzen Unterrock als „Hansel“; die frühere Volkssitte hatte dieser Bezeichnung eben alles Unsittliche schon vorweg genommen. So sehen wir also auch in solchen Kleinigkeiten des Alltagslebens, dass der Begriff des Sittlichen ein wandelbarer ist. Das Ausarten der natürlichen Eigenschaften erst macht diese zu Lastern, macht sie unmoralisch. Es ist moralische Schlechtigkeit, wenn bei den Südslawen die deutschen Culturträgerinnen („Fräulein“) zu Huren sich hergeben; es ist aber keine solche, wenn Crowotenmädchen im Kolotanze ihre Sinnlichkeit öffentlich äussern; moralisch roh ist noch nicht moralisch schlecht. Die moralisch roheren Völker aber müssen vor den höher cultivirten Völkern unterliegen oder zurückweichen. Dem moralisch intacten Folkloristen kann die Lectüre des ungewöhnlichen Inhaltes in diesem besprochenen Buche unbedenklich empfohlen werden; er wird daraus lernen, dass das Rohe bei primitiven Völkern eine Durchgangsstufe der Cultur ist, die jedes Volk einmal früher oder später durchgemacht haben muss; ganz und gar und auf einmal verschwindet dieses volle Roheitsstadium nirgends, es hinterlässt bei jedem Volke Rudimente, die zu sammeln und zu erkennen um so leichter ist, wenn man das Vorbild des vollen Stadiums zugänglich oder vor Augen hat; ein solches Vorbild des mehr oder weniger rohen Culturstadiums hat uns der verdienstvolle Erforscher der

Guslarenlieder geliefert; dasselbe ist um so werthvoller, als die hereindringende Cultur auch dort bald Rudimente schaffen wird und weil es nur Wenigen möglich ist, in diese lichtscheuen Seiten des Volkslebens mit der Fackel des Beobachters und Forschers einzudringen.

—r.

6. Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. Gesammelt, wissenschaftlich untersucht und herausgegeben von *J. J. Ammann*. II. Theil. (Beiträge für deutsch-böhmische Volkskunde, II. Bd., 2. Heft.) Im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen geleitet von Prof. Dr. *Adolf Hauffen*.

Nachdem der erste in dieser Zeitschrift, IV. S. 128, angezeigte Band der „Volksschauspiele aus dem Böhmerwald“ fünf geistliche Spiele gebracht hatte, erhalten wir in der vorliegenden, sehr erwünschten Fortsetzung des Werkes sechs weitere Spiele, die zumeist bekannte Legendenstoffe behandeln. Es sind die folgenden: 1. Das Volksschauspiel von *H. Eustachius*, welches im unteren Böhmerwald überall bekannt und in mehreren handschriftlichen Ueberlieferungen erhalten ist, auch zu wiederholten Malen aufgeführt wurde. 2. Das Volksschauspiel von *H. Alexius* (nach mehreren Spielbüchern). 3. *Das türkische Sultanspiel*, welches von einem heidnischen Könige in Irland und seiner schönen Tochter handelt. 4. Das bekannte *Genoveva-Spiel*, das, überall verbreitet, im Böhmerwald in zwei Fassungen bekannt ist. 5. *Das Hirlanda-Spiel*, welches ähnlich wie das Genoveva-Spiel ein sehr beliebter Stoff der Volksschauspiele geworden ist. 6. *Heinrich von Eichenfels*, ein aus den Volksbüchern bekannter Stoff, der in dramatisirter Form im Böhmerwald handschriftlich nicht sehr häufig vorkommt.

Wie der verdiente Herr Herausgeber mittheilt, beabsichtigt er noch ein drittes Heft mit solchen Volksschauspielen folgen zu lassen, worauf in einem vierten Hefte genauere Untersuchungen und Mittheilungen gegeben werden sollen. Wir sehen dieser abschliessenden Publication mit Freude entgegen.

Dr. M. Haberlandt.

7. Dr. M. Höfler: Krankheitsdämonen. Separatabdruck aus dem Archiv für Religionswissenschaft. Freiburg i. B. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck.) S. 86—164.

Der um die Erforschung der deutschen Volksmedizin vielverdiente Herr Verfasser stellt in dieser Abhandlung sehr lichtvolle Untersuchungen über die physiologische und psychologische Basis des unter allen primitiven Völkern und auch in den unteren Volksschichten Europas eingewurzelteten Glaubens an Krankheitsdämonen an. Dem Unlusttraum mit Druckgefühlen, Athemnoth und Beklemmung entspringen die Hallucinationen von Alp- und Druckgeistern, aus dem Lusttraum entspringt die Vorstellung von Minnegeistern. Die abnorm gestalteten Missgeburten regen ebenso die Phantasie zur Schaffung mythischer Wesen als Ursachen hiefür an. Ein Schritt weiter in der dämonistischen Aetiologie war die Erklärung des Fiebertraumes als ein Werk der elbischen Krankheitsdämonen. Auch die Geisteskrankheiten mit ihren schreckhaften und unverständlichen Erscheinungen sind sicher ein genetisches Element bei der Entstehung von Krankheitsdämonen in der Denkweise des Volkes. Mit besonderer Gründlichkeit und ausgezeichnet durch die Vereinigung gediegenen medicinischen Wissens und der Beherrschung des einschlägigen Stoffes aus dem allgemeinen Volksglauben bespricht nun Verfasser die verschiedensten durch die Sprache, den Mythos, das Märchen, den Aberglauben, die volksmedizinische Procedur gewährleisteten Vorstellungen von Krankheitsdämonen, wobei die durchwegs durchgeführte allgemeine Auffassung die ist, „dass hinter jedem solchen Dämonenwesen irgend ein Erfahrungsbegriff stecke, den unsere Ahnen früher oder später im Causalitätsdrange einstmals in handelnde mythische Gestalten umgesetzt hatten“.

Dr. M. Haberlandt.

8. Dr. Alexander Peez: „Erlebt — erwandert.“ I. Wien 1899. Verlag von Carl Konegen. 136 S.

Sieben gehaltvolle Abhandlungen des bekannten Volkswirthes und Volksforschers *Dr. A. Peez* sind in diesem Büchlein in angenehmer Form vereinigt. Es sind die folgenden Arbeiten: 1. Ueber die Rossköpfe auf den deutschen Bauernhäusern. 2. Aus Titian's Heimat. 3. Ueber das fränkische Bauernhaus. 4. Ein Besuch in Herrenhut. 5. Von der deutsch-italienischen Sprachgrenze. 6. St. Leonhard in den Ostalpen. 7. Antike Technik und altdeutsche

Holzcultur. Für die österreichische Volkskunde fällt also, wie aus dieser Inhaltsangabe allein hervorgeht, manches Werthvolle aus dem Büchlein ab. Wenn man auch mit allen Ansichten und Ausführungen des Verfassers, insbesondere wenn sie sich auf linguistischem oder prähistorischem Boden bewegen, nicht einverstanden sein kann, wenn auch vieles Vorgebrachte völlig veraltet erscheint, so hat man doch überall den Eindruck, dass der Verfasser vor Allem viel gesehen und gut gesehen hat, auch vielfach früher gesehen hat als Andere. Insbesondere möchte ich in dieser Beziehung seine Studie über das *fränkische Bauernhaus* hervorheben, welche zum bedeutenden Theile die auf die Erforschung des österreichischen Bauernhauses gerichtete, so dankenswerthe Bewegung und Thätigkeit angeregt und inauguriert hat. Ein fesselnder Styl macht die Lectüre des Werkchens Jedem recht genussvoll.

Dr. M. Haberlandt.

V. Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

Vermehrung der Sammlungen 1899.

Ethnographische Sammlung.

1. *Taufmünze* aus Silber, aus Prag. Geschenk des Herrn *Joh. Presl*.
2. Eisernes *Crucifix*, Neudorf, Mähren. Geschenk des Herrn *Fr. X. Grössl*.
3. *Rosenkranz*, aus Neudorf, Mähren. Geschenk des Herrn *Fr. X. Grössl*.
4. Fünf *Gratulationskarten* und Bilder, aus dem Anfang des Jahrhunderts; von Allerheiligen, Steiermark. Geschenk der Frau *Marie Marx*.
5. 2 *Ablassrosenkränze*, aus Neudorf, Mähren. Geschenk des Herrn *Fr. X. Grössl*.
6. 13 diverse *Gegenstände*. Geschenk des Herrn *Robert Grössl*.
7. *Gypsabguss* einer Verzierung auf der kleinen Glocke der St. Alberti-Kirche in Leitmeritz (2 Dudelsackpfeifer darstellend) und 4 *Goldgewichtchen*. Geschenk von Herrn *H. Ankert* in Leitmeritz.
8. *Goldwaage* mit Gewichten in Holzetuis. Geschenk des Herrn *Hugo v. Preen* in Osterberg.
9. 23 *Wallfahrtsandenken* und Beichtzettel. Geschenk des Herrn *Robert Grössl*.
10. *Weinkrug*, 1799, von Altenbach. Geschenk des Herrn *Fr. X. Grössl*.
11. Weibliches *Corset* und *Taufkämpchen* aus Schärding. Geschenk des Herrn *Georg Wieninger*.
12. Geschriebenes *Gebetbuch* mit bunten Initialen; aus Dobern bei Böhmischem-Leipa und *Zuckerzange* aus dem Anfange des Jahrhunderts. Geschenk des Herrn *J. Presl*.
13. Eiserner *Geldtruhe* und eiserner *Kleiderrechen* mit getriebenen Ornamenten, (Vogel und Rosen) slowakisch. Geschenk des Herrn *Carl Tagleicht*.
14. *Handspitze* aus Allerheiligen, Steiermark. Geschenk der Frau *Marie Marx*.
15. 2 *Heiligenbildchen*. Geschenk des Herrn *Fr. X. Grössl*.
16. 2 *Kaffeekannen*, 1 *Hauer-Trinkgefäss*, *Kinderrodel*, *Zinndose* von Weierburg bei Jedendorf im Thale, Niederösterreich. Geschenke des Fräuleins *Ludmilla Schonthaner* in Oberhollabrunn.
17. 4 *Teller*, 2 *Spanhalter*, 1 *Küchenmesser* und 1 *Butterformbrett* von Schreibendorf in Mähren. Geschenke des Herrn Lehrers *Benj. Kroboth* in Oberthemenau.
18. Slowakischer *Männerrock*, innen und aussen gestickt. Von Hrozna Lhota. Geschenk Seiner Durchlaucht des Herrn regierenden Fürsten Johann von und zu *Liechtenstein*.
19. 10 eiserne *Votivthiere*, und zwar: 2 Kühe, 4 Pferde, 2 Stück Jungvieh, Kalbin oder Stierl (Oechsl), 1 Ziege, 1 Biene; durch freundliche Vermittlung des Herrn Lehrers *Josef Blau* in Rothenbaum bei Neuern.
20. 5 *Ostereier*; 2 von Herrn *Josef Hickel*.
21. 8 *gestickte Muster* als Vorlage für Stickereien der Rutenen in der Bukowina. Ankauf *A. v. Kochanowski*.

(Fortsetzung folgt.)

I. Abhandlungen.

Alte Stein-Kreuze und Kreuz-Steine im nordwestlichen und westlichen Böhmen.

Mit 2 Figurentafeln.

Von Franz Wilhelm, Pilsen.

Bei der Verfolgung der Literatur über die noch immer häufiger, als meist geglaubt wird, vorkommenden alten Stein-Kreuze und Kreuz-Steine in unserem engeren und weiteren Vaterlande kommt man zu der Ueberzeugung, dass das westliche und nordwestliche Böhmen — namentlich aber das letztere — mit *bestimmten* Nachrichten von dem Vorkommen und Aussehen solcher Zeugen alten Lebens und Webens nur sehr spärlich vertreten sind, aus welchem Umstande aber keineswegs, wie die folgenden Zeilen zeigen werden, auf das gänzliche Fehlen oder auch nur minder häufige Vorkommen dieser Wahrzeichen längst vergangener Zeiten in unserer Gegend geschlossen werden darf. Man braucht nur bei unseren Landleuten, namentlich jenen in Gebirgs- und Waldgegenden, unter dem Schlagworte »Schwedenkreuze« (im östlichen Böhmen und in Mähren bekanntlich »Cyrill-Kreuze« genannt) anzuklopfen und wird gar bald hören, dass hier und da ein solches Kreuz steht, und dass vor Jahren auch dort und dort noch solche Kreuze standen, über deren Alter, Zweck u. s. w. allerdings die bekannten »ältesten Leute« — von verschiedenen, daran sich knüpfenden Sagen, die aber auch als solche bezeichnet werden, abgesehen — weiter keine Auskunft zu geben wissen.

Wohl begann der um die Heimatskunde seines engeren Bezirkes wie darüber hinaus verdiente Leiter der »Erzgebirgs-Zeitung«, Dr. M. Urban, im ersten Jahrgange der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« (S. 289) eine Topographie der in Rede stehenden, namentlich in der Plan-Tachauer und Egerer Gegend, wie es scheint, ziemlich häufig vorkommenden »Kreuz-Steine« (steinernen Kreuze), die im dritten Jahrgange (S. 79) u. a. a. O. durch den gleichfalls um seine Heimat, besonders in volkskundlicher Beziehung verdienten Egeraner Alois John, und später an verschiedenen Orten durch Dr. Urban selbst noch, wie auch in einer eigenen Schrift »Ueber die Bedeutung der Kreuz-Steine, insbesondere des Ascher Gebietes« von K. Alberti eine Fortsetzung fand. Leider haben uns aber die genannten Herren Verfasser auch nicht *ein* Bild der von ihnen, für eine richtige

Vorstellung zumeist auch nur sehr unzulänglich beschriebenen Steine gebracht, und doch wird Jedermann zugeben müssen, dass die einfachste Zeichnungsskizze eines Objects in der Regel mehr spricht, als die ausführlichste Beschreibung. Ist es in dieser Zeitschrift doch auch schon bei der Besprechung einer Sammlung von Grab- und Hausinschriften, Wirthsschildern, Trinkstubenreimen u. s. w. von massgebender Seite als eine nicht ganz entschuld bare Versäumniss empfunden und hervorgehoben worden, »dass man in solchen Sammlungen leider noch immer der bildlichen Darstellung fast völlig vergisst, welche die Sprüche schmücken und illustriren, weil auch sie verdienen festgehalten, verglichen und erforscht zu werden, nicht nur der literarische Ausdruck, den der Gedanke des Volkes gewonnen hat«. (s. IV. Jahrg. 1898, S. 308.) Umsomehr wird eine Erläuterung durch bildliche Darstellung bei unseren, in den verschiedensten Ausführungen, Gestalten und Grössen auftretenden Kreuzen — bei denen wegen der zumeist fehlenden Inschriften, jedoch öfter vorhandenen Zeichnungen (Eingrabungen, Ausmeisselungen) fast *Alles* auf die *Form* ankommt, die sich durch bloss e Worte überhaupt nicht oder doch nur sehr unvollkommen wiedergeben lässt — nicht nur erwünscht, sondern geradezu geboten erscheinen.

Wie sehr willkommen war uns die Abhandlung »Ueber alte Stein-Kreuze und Kreuz-Steine in der Umgebung Salzburgs« von M. Eysn im dritten Jahrgange dieser Zeitschrift (S. 65), der sechs Abbildungen als glückliche Auswahl von 46 zur Verfügung stehenden Skizzen beigegeben waren, und welche die Haupttypen der in der Umgebung Salzburgs vorkommenden Stein-Kreuze und Kreuz-Steine — zugleich in trefflicher Ausführung — zur Anschauung brachte.

Wir möchten hier aber gleich bemerken, um freundlich gesinnte Mitarbeiter, die unsere Absichten fördern wollen, nicht von vornherein abzuschrecken, dass es unseres Erachtens gar nicht einmal nöthig ist, sogenannte bessere oder gar vollendete Darstellungen dieser Kreuze zu bringen. Eine einfache Umriss-Skizze der *Vorderansicht* und Eintragung der etwa vorhandenen *Inschrift* und der sonstigen Eingrabungen mit Angabe der *Hauptdimensionen* und vielleicht noch der Hinweis auf die grössere oder geringere Aehnlichkeit mit bereits bekannten (veröffentlichten Abbildungen von) Stein-Kreuzen (oder Kreuz-Steinen) dürften in den meisten Fällen genügen, dem Leser ein anschauliches Bild von dem gemeinten Object zu geben. Wird dann noch der *Standort*, das *Material* und die etwa an den Stein sich knüpfende *Tradition*, falls nicht schriftliche *Urkunden* darüber vorliegen, mitgetheilt — was auch jedem Laien zu erfahren leicht möglich ist — so hat man Alles, was der wissenschaftlichen Erforschung unseres Gegenstandes dienen kann und nützlich sein wird. (In diesem Sinne wurden auch die meisten unserer Figuren in den beigegebenen Tafeln angefertigt — obwohl es selbstverständlich ein

Leichtes gewesen wäre, jede einzelne Figur weiter auszustatten, beziehungsweise ausstatten zu lassen — und die ohne Abbildung gegebenen Beschreibungen eingerichtet.)

Sehr zu empfehlen sind auch *photographische* Aufnahmen dieser Kreuze, wie überhaupt der volkskundlichen (und aller anderen bemerkens- und erhaltenswerthen) Gegenstände. Bei der gegenwärtig schon ziemlich stark verbreiteten »Amateurphotographie« sind »Lichtbilder« ja auch leicht zu haben, man braucht die betreffenden »Liebhaber« nur für unseren Gegenstand zu interessiren, wiewohl — dem Schreiber dieser Zeilen wenigstens — eine halbwegs sachkundige Aufnahme durch einen Zeichner in den meisten Fällen lieber ist, als eine nicht *ganz* gut gelungene photographische Aufnahme, die denn doch oft mit verschiedenen Hindernissen und Abträglichkeiten (ungünstige Lichtverhältnisse, unbequemer Standplatz etc.) zu kämpfen hat.

Auch in dieser Beziehung darf die obenerwähnte Abhandlung von M. Eysn — weil die richtige Mitte haltend — sowie auch wegen der in Fussnoten beigegebenen zahlreichen, werthvollen Literaturnachweise und der ebenso in formeller Beziehung zweckmässigen Anlage (wie sie von massgebender Seite [siehe »Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung von Kunst- und historischen Denkmälern« 1893, S. 107] ausgesprochen wurde, beziehungsweise gewünscht wird) als mustergiltig hingestellt und zur weiteren Darnachachtung empfohlen werden. Nur hätten wir, insbesondere zur Unterstützung des Vorstellungsvermögens und aus Gründen der Uebersichtlichkeit, namentlich in Betreff der Grössenverhältnisse, die Darstellung der sämtlichen beschriebenen (46) Kreuze, wenn auch nur in ganz einfacher Ausführung und in sehr verkleinertem Massstabe — etwa auf eine oder mehrere Tafeln zusammengedrängt — gewünscht, da, wie schon bemerkt, auch die einfachste Zeichnung gerade über diese zumeist nur wenig beachteten Objecte mehr spricht, als die ausführlichste Beschreibung.

Unter Festhaltung dieser Gesichtspunkte will auch die vorliegende Arbeit einen kleinen Beitrag zu der Materialforschung über unseren Gegenstand durch Beschreibung und Abbildung einiger Steine in dem bisher in der Gesammtliteratur über Kreuz-Steine und Stein-Kreuze nur wenig vertretenen westlichen und nordwestlichen Böhmen liefern, »denn eine wissenschaftliche Erforschung im Ganzen hierüber darf erst dann mit einiger Aussicht auf Erfolg versucht werden, bis eine grössere Anzahl solcher Steine sachverständig aufgenommen, in der Zeichnung gegenseitig verglichen, ihre Standorte auf der Landkarte genauer verfolgt und weiter auch sonst noch in Betracht kommende Daten herbeigeschafft sind«.

Wenn nun auch die schliessliche Verarbeitung des gesammelten Stoffes tiefer geschulten Fachleuten überlassen werden muss und

nach der obenerwähnten Abhandlung von M. Eysn und den Einleitungen zu zwei tabellarischen Zusammenstellungen mit Beschreibung und Abbildung von 43 und 57 in Mähren, namentlich bei Brünn und Olmütz, vorkommenden Stein-Kreuzen, beziehungsweise Kreuz-Steinen in den »Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung von Kunst- und historischen Denkmälern«, 1893, S. 106 und 1899, S. 1, von dem k. k. Obergeringieur und Conservator A. Franz im Allgemeinen nur wenig Neues mehr über den Gegenstand sich wird sagen lassen, so kann doch, wie schon oben erwähnt, bei der im Einzelnen noch vielfach herrschenden Ungewissheit über Herkunft, Alter, Zweck u. s. w. nie genug Material gesammelt und aufgezeichnet werden, da das neu Hinzukommende einerseits in vielen Fällen als weiterer Beleg für bereits früher ausgesprochene Ansichten, andererseits aber auch als Gegenbeweismittel, beziehungsweise vollständige Entkräftung für ältere Behauptungen dienen kann. Denn gerade in letzterer Beziehung bedarf es bekanntlich, insbesondere der Tradition gegenüber, noch gar sehr der Aufklärung, da es beispielsweise selbst schon nach dem bisherigen Stande der Forschungen über unseren Gegenstand so ziemlich ausser Zweifel steht, dass die Steine mit allem anderen Behaupteten mehr, als mit den Schweden oder Cyrillus, dem bekannten Slavenapostel des neunten Jahrhunderts, zu thun haben, und doch wird sich das Volk seine Benennungen, wie »Schwedenkreuze«, *) »Cyrill-Steine« u. s. w. noch lange nicht nehmen lassen.

Nach den bisher gewonnenen Erfahrungen dürften auch die in unserer Gegend vorkommenden Stein-*Kreuze* und Kreuz-*Steine* — von

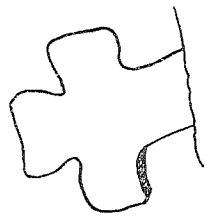
*) Auch die in der hiesigen Gegend (beim Ackern) ziemlich häufig gefundenen kleinen (Pferde-) Hufeisen werden „Schwedeneisen“ genannt, mögen diese von Schwedenpferden herrühren oder nicht. (Sonst ist es in neuerer Zeit hier gebräuchlich geworden, Alles was Einem neu oder unbekannt vorkommt, mit „amerikanisch“ [Aepfel, Birnen, Nüsse, Kaninchen, Maschinen etc.] zu bezeichnen). Man ersieht aus den oben angeführten, mit dem Bestimmungsworte „Schwede“ zusammengesetzten Benennungen, dass die Schweden, obwohl es schon über dritthalbhundert Jahre her ist, seit die Hufe ihrer (nicht gerade klein zu nennenden) Pferde unsere heimischen Fluren stampften, sich kein gutes Andenken bei den Landbewohnern bewahrt haben, und dass weiter das Volk überhaupt mit grosser Zähigkeit an vorgefassten Meinungen und einmal gewonnenen Eindrücken festhält. Heisst es ja auch noch in einem unserer bekanntesten Kinder- (Knie-, Reiter-) Lieder:

Reiter zu Pfër,
 Der Satl is leer,
 Der *Schwed* is kumma,
 Hot alls mitgnumma,
 Hot d' Fenza eig'schlôgn,
 Hot s' Blei davô trôgn,
 Hot Kugln draus 'gossen,
 Hot d' Bauern (oder 's Büberl) d'rschoss'n.

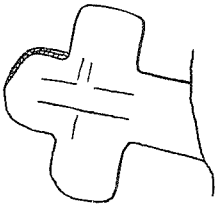
In Mähren, namentlich im Záhořer Lande, knüpfen sich ähnliche Erinnerungen und Andenken bekanntlich an den furchtbaren Tatareneinfall von 1241—1242.

Tafel I.

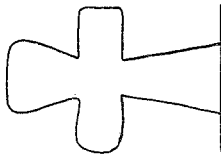
Alte Stenkreuze im nordwestlichen Böhmen.
Maßstab 1:55



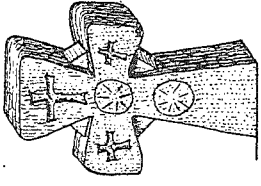
1. Neusattl.



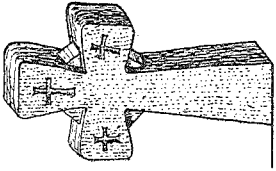
2. Neusattl.



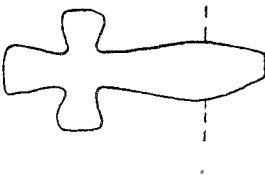
3. Elbogen.



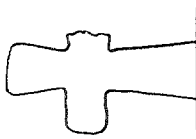
4. Elbogen.



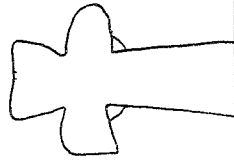
5. Elbogen.



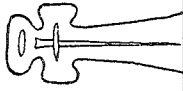
7. Altsattl.



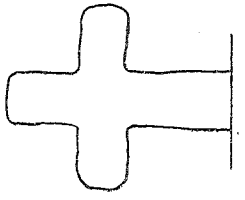
6. Altsattl.



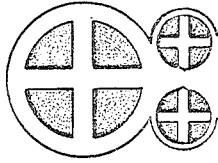
8. Wudingrün.



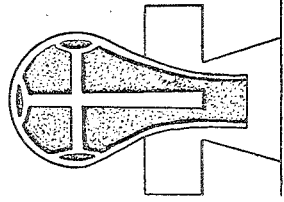
9. Komolau.



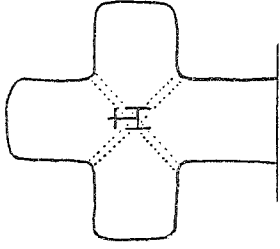
10. Komolau.



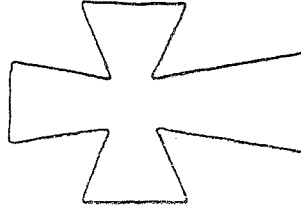
11. Neudorf (Mies). 12. Steben (Jednitz).



13. Alberitz.



14. Zieditz.



15. Wurxmes.

den letzteren haben wir nur im westlichen Böhmen einige Vertreter getroffen*) — zumeist (nach altdeutschem Rechte) für einen begangenen Mord errichtete *Sühnkreuze* — vorausgesetzt natürlich, dass diese Deutung auch für die übrigen in anderen Gegenden befindlichen, ganz ähnlichen Kreuze zutrifft — und nur selten Gedenksteine zur Erinnerung an einen anderen unvorhergesehenen Unglücksfall sein, in welchem letzterem Falle es nicht ausgeschlossen erscheint, dass immer auch noch die erste Deutung zutrifft, da sich in der Nähe eines solchen *alten* Kreuzes ja auch in *späterer* Zeit wieder ein Unglücksfall ereignet haben kann, der auf dem schon vorhandenen Steine dann durch eine Inschrift mit Jahreszahl u. s. w. noch näher gekennzeichnet wurde.

Für diese Annahme, die auch den vorstehenden Zusatz nicht auszuschliessen braucht, spricht insbesondere auch die Thatsache, dass unsere Steine am zahlreichsten und dichtesten gedrängt namentlich in solchen Gegenden vorkommen, welche schon frühzeitig eine kräftige kirchliche Patronanz hatten, die sich, wie in anderen Dingen, so auch in Bezug auf die *kirchliche* Sühnung eines Mordes ihren Einfluss gewahrt haben wird, wenn dieser sich auch niemals durch unmittelbare Theilnahme am Gerichtsverfahren äusserte. So ist es gewiss nicht ein bloss zufälliges Zusammentreffen, dass wir eine grössere Anzahl von Stein-Kreuzen, Kreuz-Steinen und Marterln, was unseren zunächst im *westlichen* Böhmen gelegenen Betrachtungskreis betrifft, gerade in dem Bereiche der dem Prämonstratenser-Orden schon seit mehr als 700 Jahren gehörigen Herrschaften *Tepl* und *Krukanitz* (Stift *Tepl* gegründet 1193), dann — mit einer grösseren Lücke nach Süden hin — erst wieder in dem Wirkungskreise der ehemaligen (um 1108 gegründeten, 1785 aufgehobenen) Benedictinerabtei *Kladrau* (bei Mies) — auch die alte Prämonstratenser-Stiftung *Chotieschau* liegt in der Nähe — und weiter in und um die alten in früherer Zeit je mit mehreren Klöstern versehenen Städte *Plan* und *Tachau* sowie in Bezug auf das *nordwestliche* Böhmen besonders bei den alten Vohburgischen Gründungen in und um *Eger* und *Elbogen*, die gleich *Asch* und *Komotau* im Mittelalter vom Deutschen Ritterorden verwaltet wurden, finden. Bei oder in diesen genannten Orten selbst befinden sich auch schon seit alter Zeit Gnadenbilder, zu welchen heute noch alljährlich viele Tausend Menschen wallfahrten.

Dieselben Erwägungen, welche unseres Wissens für unsere heimatlichen Steine, etwa in der Weise, wie dies von O. Rieder in seinen Untersuchungen über »Todtschlagsühnen im Hochstift Eichstädt« geschehen, noch nirgends in nachdrücklicher Weise angestellt und in ihren Folgerungen gebührend hervorgehoben wurden, gelten auch für die an anderen Orten, in entfernteren Gegenden, so namentlich

*) Auch in Mähren finden sich die *Stein-Kreuze* mehr im nördlichen und die *Kreuz-Steine* vorwiegend im südlichen Theile des Landes.

für die in östlichen Böhmen (Hořitz, Königgrätz), in Mähren (Brünn, Olmütz, Wellehrad), im sächsischen Vogtlande (Plauen), Salzburg, Bayern (Eichstätt) u. s. w., immer je in grösserer Zahl vorkommenden Stein-Kreuze und Kreuz-Steine, über welche uns zusammenfassende Nachrichten vorliegen. Man braucht darum nicht gleich von einem eigentlichen Blutbanne oder von Grenzsteinen einzelner geistlicher Besitze hinsichtlich *sämmtlicher* Kreuze zu sprechen, wie dies bezüglich der bei Plauen vorkommenden (mit Anwendung auf alle übrigen in der näheren und weiteren Umgebung, namentlich auch jener im Egerlande noch vorfindlichen derartigen) Steine einmal der Fall gewesen ist, welche Meinung aber inzwischen von ihrem Autor selbst, dem Herrn Steuerrathe E. Trauer in Dresden, in einer brieflichen Mittheilung an den Verfasser dieser Abhandlung bedingungslos fallen gelassen wurde. Indess darf hier nicht verschwiegen werden, dass auch in unserer Gegend, z. B. einige bei Brüx befindliche Kreuze (s. 15 und 20) heute noch als Grenzsteine zwischen (dem Brüxer und Tschauscher) Kirchensprengeln bezeichnet werden, so dass man für einzelne der Stein-Kreuze vielleicht doch diese oder eine ähnliche, bisher nur wenig betonte ursprüngliche Bestimmung voraussetzen darf, wie noch insbesondere aus den folgenden Mittheilungen geschlossen werden kann, die wir, wenn auch etwas weiter ausholend, hier einzuschalten für nöthig finden.

Obzwar der Mörder oder Todtschläger sowohl nach altdeutschem Rechte als auch nach anderen Rechtssatzungen und Bräuchen im Allgemeinen für »frei erklärt war und von Jedermann busselos getödtet werden konnte«, so gab es doch, wie bekannt, bei allen Völkern schon frühzeitig Stätten, die dem missethätigen Menschen ihre schützenden Pforten öffneten und wohin der Arm der den Todtschläger verfolgenden Gesippen nicht reichte. Schon Moses gewährte, um die Blutrache zu beschränken, unvorsätzlichen Todtschlägern sechs Freistädte. (Moses 4., 35.) Später wurde auch der Tempel zu Jerusalem eine solche Freistätte. In Griechenland galt — neben besonders bevorrechteten und allgemein anerkannten Asylen — überhaupt jeder den Göttern geweihte Ort als ein solches. Im alten Rom schützten die Tempel und später auch die Adler der römischen Legionen sowie die Statuten der Kaiser vor augenblicklicher Gewaltthat.

Von den heidnischen Tempeln ging seit Constantin dem Grossen das Asylrecht auf die christlichen Kirchen, später selbst auf die Wohnungen der Bischöfe und Geistlichen, auf Klöster, Hospitäler u. s. w. über. Einzelne Päpste setzten jedoch bald fest, dass grobe Verbrecher von der Wohlthat des Asyls ausgeschlossen sein sollten, und mit der zunehmenden Befestigung der weltlichen Justiz musste das Asylrecht ganz verschwinden, wenn man — nebenbei bemerkt — bekanntlich auch heute noch von einem Asylrechte in dem Sinne sprechen darf, dass man darunter die Nichtauslieferung von Verbrechern (namentlich von

politischen) von dem einen Staate an den anderen versteht.*) (In gewisser Beziehung — wenn auch auf anderen, als den hier vorausgesetzten Erwägungen fussend — gehört übrigens auch noch die in constitutionellen Staaten vorgesehene Immunität der gewählten Volksvertreter hierher.)

Bei den heidnischen Germanen waren es — wenn auch nichts Sicheres darüber bezeugt ist, wie aber die späteren Gepflogenheiten mit grosser Wahrscheinlichkeit für das Zutreffen dieser Annahme vermuthen lassen — Wohnung und Nähe des Fürsten, die Behausungen der Priester sowie vor Allem die Opferstätten, welche den flüchtigen Todtschläger vor der Wuth der nacheilenden Bluträcher schützten und von welchen Orten aus auch unter Vermittlung der Gottesdiener, als Theilhaber der öffentlichen Gewalt, eine Unterhandlung mit den Verfolgern — sine ira et studio — angeknüpft, beziehungsweise beim Scheitern des Vergleiches dem Todtschläger auch zur Flucht, etwa in ein neues Asyl oder über die Grenze des Gerichtsbezirkes verholfen werden konnte. Der historisch nachweisbare Bestand, beziehungsweise Beginn der Freistätten — wenn man von dem Hausfrieden, den die vier Pfähle des eigenen Heims nicht bloss dem Herrn desselben, sondern auch den Hausgenossen und jedem anderen Hineinflüchtenden in bedingter Weise gewährten, absieht — fällt erst in die Zeit der Ausbreitung des Christenthums unter den Deutschen, fand alsdann aber auch eine um so weitgehendere Pflege.

Ohne nun auf die weitere Entwicklung des Asylrechtes näher eingehen zu wollen, muss hier wegen der folgenden Deductionen doch noch des *Fron-* oder *Herrenhofes* in seiner Herausbildung zur *Freistätte* Erwähnung gethan werden, deren Schutzrecht dem Hausfrieden nahe verwandt, aber ungleich reicher entwickelt war, und das — um mit den Worten Paul Frauenstädt's zu reden — in den davon handelnden Weisthümern zugleich die Poesie im Rechte ihre schönsten Blüten zeitigen liess. Näheres darüber kann in dem lehrreichen Buche P. Frauenstädt's »Blutrache und Todtschlagsühne im deutschen Mittelalter« nachgesehen werden. Ebenda (S. 71) finden wir auch die uns hier besonders interessirende Anmerkung nach *Haltaus*

*) Es ist vielleicht nicht uninteressant, bei diesem in unsere Zeit hereinreichenden Ueberreste aus einer allgemein noch ziemlich rechtsunsicheren Zeit an ein anderes, ebenfalls hierher gehöriges Ueberbleibsel aus diesen längst verwichenen Tagen, dem wir — als seinerzeit gang und gäbe — in alten „Vertzaichnuße aines durch gutte und Ehrliche Leuth krefftligch verricht vnnd vertragen wordenen Sühnvertrages oder vergleichung vor eine erschreckliche thatt“ häufig begegnen (siehe die zwei im III. Jahrgange dieser Zeitschrift, S. 72 und 73, abgedruckten Salzburger Urkunden), nämlich an eine erst jüngst (December 1898, also in der *neuesten* Zeit) vom Obersten Gerichtshofe (in Wien) erflossene Entscheidung über die Klage der Verwandten eines Ermordeten, dahingehend zu erinnern, „dass der Thäter ausser den Begräbnisskosten etc. auch die *Kosten des üblichen Todtenmahles*, das die Familie des Verstorbenen den an der Trauerfeier theilnehmenden Verwandten und Freunden bereitet, zu ersetzen hat.“

(Glossarium, S. 631) über Schloss und Markt *Hohenberg* bei *Eger*, welche lautet: »Das Freiheitsrecht des Schlosses wird durch vier Geleitsäulen (früher Kreuze) angedeutet, welche eine ziemliche Weite vom Markte stehen. Wenn sich ein Todtschläger denselben so weit nähert, dass er seinen Hut über diese Säulen hineinwerfen kann, so ist er von der Verfolgung des Bluträchers frei. Diejenigen, welche ohne Vorsatz einen Todtschlag begangen und sich hierher flüchten, die bei dem hochfürstlichen Beamten angeloben, den Freiheitsartikeln nachzuleben und 21 gute Groschen erlegen, finden daselbst Sicherheit. Sie dürfen frei aus- und eingehen, doch nicht über die Gerichtssäulen hinaus.« In sachlicher Anlehnung an diese Bemerkung sei nur noch kurz hinzugefügt, dass statt der hier speciell für unsere Gegend erwähnten vier Kreuze, beziehungsweise Säulen, manchmal auch schon das Erreichen eines bestimmten Steines oder des Ringes an der Thürpforte, das Stellen mit dem Rücken unter das Vordach der Hofmauer und andere Formalitäten, ja zum Verschnaufen des meist wie ein Wild gehetzten Mörders sogar ein Paar aufgerichtete Eggen im freien Felde »für so lange genügten, als man an einem Wecken für einen Pfennig isst«.

In den schon erwähnten zwei Artikeln über »Alte Stein-Kreuze und Kreuz-Steine in Mähren« in den »Mittheilungen der k. k. Central-commission« von A. Franz werden nun auch vier Kreuz-Steine aus der Umgebung von Vorkloster *Tischnowitz* bei Brünn beschrieben, die um die ehemalige (1233 gegründete) Cistercienser-Nonnenabtei Himmelspforte (»Porta coelic«) nahezu die Eckpunkte eines Quadrats bilden und alle dieselbe (mit unseren Kreuz-Steinen 18 und 19 fast ganz gleiche) Profilirung der schlichten Kreuzesform, ja selbst auch die gleiche Erbreiterung des Haupt- (Mittel-) Stammes nach untenhin zeigen.

Bezüglich dieser vier Steine ist es im Zusammenhalte mit der oben hinsichtlich der einstigen Bestimmung der vier Kreuze bei Schloss und Markt *Hohenberg (Eger)* angeführten Bemerkung auch nicht ganz ausgeschlossen, dass sie einem ähnlichen Zwecke gedient haben könnten wie diese. Hiernach könnten dann auch unsere Kreuz-Steine 18 und 19 Ueberreste einer solchen Freistättenmarkirung sein. Die Localität sowie die ganze Situation sprechen nicht gegen diese Annahme, und die Sage, dass bei dem Steine 19 ein Mann von dem Schlosse Kopetzen aus infolge einer Wette mit einem Pfeile getödtet worden sei, könnte diese Vermuthung nur bestätigen. Was aber die auf dem Steine 18 eingeritzten Räder betrifft, welche jedenfalls den Anlass zu der Sage von dem hier stattgehabten Fuhrmannsunglück gaben, die der im Voranstehenden gemachten Annahme einigermaßen im Wege stünden, wird erstens zu beachten sein, dass heute auf Steinen vorhandene Zeichnungen auch erst viel später an denselben angebracht worden sein können, als die Errichtung des Steines

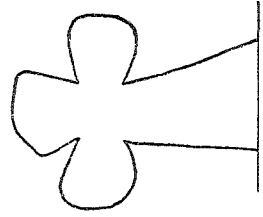
geschah, und dass zweitens, wie weiter unten noch des Näheren ausgeführt werden wird, die Tradition überhaupt nur ein sehr unzuverlässiges Mittel in Bezug auf Zweck- und Altersbestimmung unserer Steine ist. Beide Annahmen sind aber bezüglich unseres Kreuz-Steines berechtigt. Insbesondere glauben wir, wenn die »Räder« schon ursprünglich auf demselben mit vorgesehen gewesen wären, dass man diese, ebenso wie die Kreuzesform, erhaben angebracht und nicht bloss einfach eingeritzt hätte.

Hiernach hätten wir einzelne der Kreuz-Steine (und Stein-Kreuze) vielleicht doch als Grenz- oder Markierungssteine, wenigstens in dem gewissen, oben näher berührten Sinne aufzufassen. Weitere Forschungen in dieser Beziehung sind dringend nöthig.

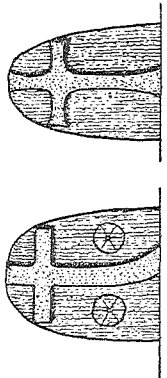
Wir möchten hier auch noch darauf aufmerksam machen, dass trotz des offenkundig verschiedenen Alters unserer, wie auch der meisten anderen bisher beschriebenen Steine der weiteren und engeren Umgebung eine unverkennbare Aehnlichkeit sowohl hinsichtlich der im Allgemeinen nur wenig variirenden Dimensionen, als auch in der Ausführung der Kreuzesform, sowie der mitunter auf den Steinen angebrachten Zeichnungen besteht, wiewohl andererseits auch wieder kein Kreuz mit einem anderen wirklich gleich ist, wodurch die Annahme, dass diese Kreuz-Steine sämmtlich Grenzsteine gewesen sein könnten, hinfällig wird, da die Grenzsteine eines Besitzes wohl immer gleiche Formen oder doch wenigstens gleiche Zeichen — etwa wie die vorhin erwähnten — besessen haben würden, sowie man ja auch heute noch viele Grenzsteine (auch verschiedenen und profanen Besitzes) mit dem Kreuzeszeichen — wenn auch nur in ganz einfacher Form und Ausführung — versieht.

Wenn nun einige Steine eine *grössere* Aehnlichkeit untereinander zeigen, wie z. B. Tafel I, Fig. 4 und 5, 3 und 6, oder Tafel II, Fig. 18 und 19, 22 und 24, so erklärt sich dies leicht dadurch, dass diese wohl in nahe derselben Zeit und vielleicht auch von demselben Steinmetz hergestellt worden sind, welche letztere Voraussetzungen bezüglich der Steine Tafel I, Fig. 4 und 5, oder Tafel II, Fig. 22 und 24, wie nach Form und Zeichen, sowie auch nach den benachbarten Standorten geschlossen werden kann, vielleicht sogar als bestimmt zutreffend angenommen werden dürfen, wenn es in dieser Beziehung auch wieder nicht ausgeschlossen, sondern — wie im Einzelnen, so auch im Ganzen und im Allgemeinen betrachtet — sogar sehr wahrscheinlich ist, dass ein späterer Meister sich das Werk eines seiner Vorgänger — wenn auch nur so von ungefähr — zum Muster genommen haben kann. So stimmen die auf unserem Bad-Neudorfer Kreuze (Tafel I, Fig. 11) im kreisrunden Felde (erhaben) ausgemeisselten Balkenkreuze — freilich auch wieder eine naheliegende ornamentale Ausstattung — fast ganz genau überein mit dem in gleicher Zeichnung aus Stein massiv ausgehauenen Kopfe und den beiden Seiten-

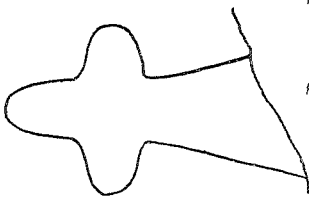
Alte Steukreuze und Kreuzsteine im westlichen Böhmen. *Tafel II.*



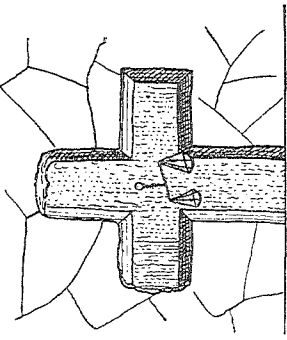
20. Brüce.



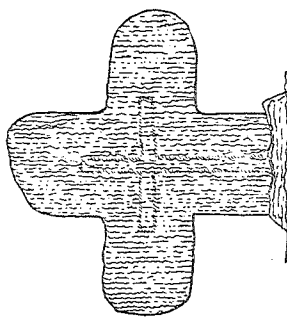
18. Meßhals. 19. Prostibor.



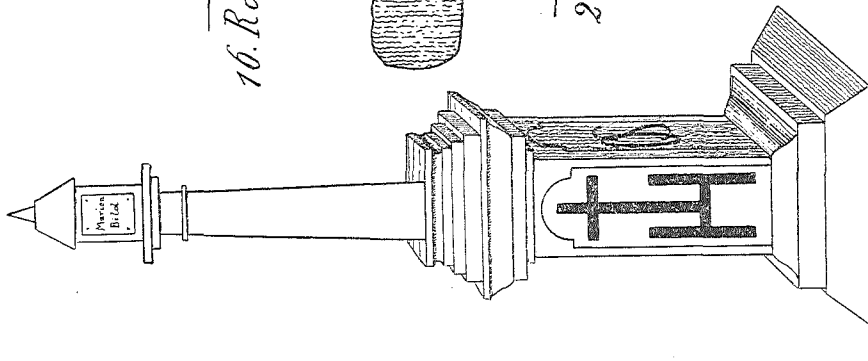
16. Ratzeau - Wöllitz. 17. Ratzeau - Darmschlag



22. Plan.

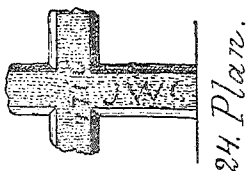


21. Plan.

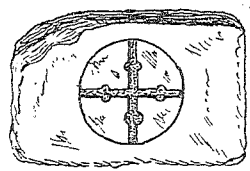


1:25

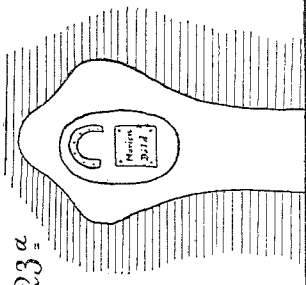
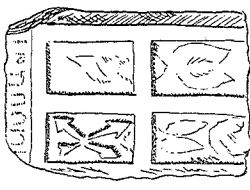
25. Falkenau.



24. Plan.

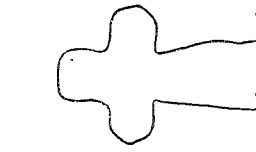
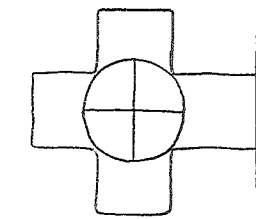


23. - Plan - 23^a



1:35

30. Altsall.



29. Pollinken.

28. Weseritz.

27. Leskau.

Maßstab 1:30

theilen des auch schon an anderen Orten*) beschriebenen Kreuz-Steines bei *Steben*, Bezirk Jechnitz (Tafel I, Fig. 12).

Bezüglich dieses letztgenannten Kreuz-Steines darf die Annahme nicht ganz ausgeschlossen werden, dass er ein Grenzstein gewesen sei, da für solche schon in alter Zeit »Steine von besonderer Art« (Form) gefordert wurden. Doch wird auch diese Annahme durch einen in der Nähe (bei *Alberitz*, Haltestelle der in Pladen von der Pilsen-Priesener Eisenbahn nach Petschau abzweigenden Localbahn) befindlichen Stein, der sowohl zu den Stein-Kreuzen als auch zu den Kreuz-Steinen gezählt werden kann und seiner Gestalt und Zeichnung nach (Tafel I, Fig. 13) eher zur Sühne, denn als Grenzsteine aufgerichtet worden sein dürfte — trotz der grossen Aehnlichkeit, beziehungsweise Gleichheit der auf den beiden ersten Steinen (Fig. 11 und 12) befindlichen Zeichen — wieder einigermaßen in Frage gestellt, obwohl auch der Stein 13 ein Grenzstein gewesen sein könnte.**). Das Letztere behaupten Einige auch von dem Kreuz-Steine Tafel II, Fig. 23, während Andere ihn für einen Denk-, beziehungsweise Sühnstein für einen an der Stelle begangenen Mord halten. Vielleicht ist es aber ein Grabstein gewöhnlichen (oder eigentlich richtiger: besseren!) Schlages, wie deren die alte Pfarrkirche zu Maria Himmelfahrt in Plan, die den Errichtungsbüchern zufolge schon 1384 bestand, eine ganze Reihe, und zwar theils mit lateinischer, theils mit deutscher Inschrift enthält, der entweder gleich bei der Anfertigung oder erst später (durch irgend einen Zufall) hierher versetzt wurde.***)

*) „Mitth. d. k. k. Centr.-Comm.“ Bd. IX (1883) und „Sbornik velehradský“, II.

**) Die Behauptung von J. Havelka im „Sbornik velehradský, I und II., dass Stein 12 als Cyrill-Kreuz aufzufassen sei, kann nach dem heutigen Stande der Forschungen über unseren Gegenstand wohl überhaupt nicht mehr aufrecht erhalten werden.

***)) Zu den mannigfachen Deutungen, welche unseren Stein-Kreuzen und Kreuz-Steinen gegeben worden sind, beziehungsweise thatsächlich zugrunde liegen, darf hier vielleicht auch an die Stelle in *Schiller's* „Tell“ (V. Act, vorletzte Scene) erinnert werden, in welcher *Tell* dem flüchtigen Herzoge Johannes Parricida, der seinen Oheim, den König Albrecht I., ältesten Sohn Rudolfs von Habsburg, (1. Mai 1308) ermordet hat, zunächst den Rath gibt, sich nach Rom, der „St. Peters-Stadt“, zum heiligen Vater zu begeben, um von diesem Vergebung für seine schwere Schuld zu erflehen und hierauf, ihm den Weg (durch das Reussthal und weiter) über den St. Gotthard beschreibend, fortfährt:

Am Abgrund geht der Weg, und viele *Kreuze*
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniss
Der Wanderer, die die Lawin' begraben.

Für die Rechtsanschauung, die der Dichter bezüglich eines Mordes der Zeit der Handlung seines Dramas — ganz in Uebereinstimmung mit unserer heutigen Kenntniss von dem Gegenstande — unterlegt, mögen, neben dem Inhalt der ersten Scene, in welcher die „grauenvolle That“ bekannt wird, noch die Worte in der vorletzten Scene des fünften Acts beachtet werden, die Tell zu Johannes Parricida spricht:

Weisst Du, dass Dich die Acht verfolgt, dass Du
Dem Freund verboten und dem Feind erlaubt?

Auch Gustav *Freytag* gedenkt in seinem Roman „Die Ahnen, Marcus König“ eines *steinernen Kreuzes* „im fernen preussischen Ordenslande“, das gewiss auch thatsächlich

Von den anderen Steinen wollen wir noch die unter 30 abgebildete und beschriebene, bei dem Dorfe Altsattl (Bezirk Elbogen) nächst der alten Egerbrücke, am linken Ufer des Flusses in den Felsen eingehauene Kreuzesform mit einem *Hufeisen* besonders hervorheben, da der daran sich knüpfenden Sage, »die *Windsbraut* habe hier einen Hirten getödtet und der *Waldkönig* sei so heftig mit seinem Pferde gegen den Felsen geritten, dass man den Eindruck des Hufes heute noch sehen kann«, ohne Zweifel ein tieferer Sinn innewohnt. (Das heute dabei erscheinende Marienbild dürfte ehemals wohl durch eine Darstellung der »Windsbraut« vertreten gewesen sein.) Offenbar haben wir es in dieser Erzählung mit »Wuotan« (Wodan), dem höchsten Gotte aller deutschen Stämme, dem »Odin« des Nordens, zu thun, »der in voller Waffenherrlichkeit, mit Helm, Brünne (Brustharnisch), Schwert und Speer auf hohem, die *Lüfte* durchfliegenden und die *Wasser* überschreitenden, achtfüssigen (also wunderschnellen) milchweissen Rosse (Sleipnir) dahinstob, dass dessen Hufe die Spitzen der Aehren und die Kämme der Wogen kaum berührten«. Der Huf des »göttlichen Rosses« konnte bekanntlich auch der Erde oder dem Felsen Quellen (ursprinc) von wunderbarer Kraft entlocken. In älteren Bauernstuben, durch ganz Deutschland, von Ostpreussen bis Schwaben und Tirol, findet man heute noch nicht selten ein »zufällig mit allen Nägeln« gefundenes Hufeisen an den Unterzugsbalken, über den Thüreingang oder auf die Thürschwelle genagelt, »als dauernde Schutzwehr gegen allen bösen Zauber«, namentlich aber gegen Feuersgefahr, besonders »wenn es von einem zum ersten Male beschlagenen Füllen herrührt«.

Auch dieser Brauch gehört zum Wodans-Cult: Es ist das Hufeisen vom Pferde des »Wilden Jägers«, der in unserer Sage als »Waldkönig« zur »Windsbraut« in Beziehung getreten ist und der auch sonst in Sagen häufig auftritt. So gibt es beispielsweise einen ganzen Kranz von Erzählungen, in denen sich Gott Wodan sein Pferd — selbstverständlich gegen gute Entlohnung — von einem menschlichen Schmiede beschlagen lässt. In unserer Sage ist die *Windsbraut* wahrscheinlich »das fliehende Weib« (Freyja), das der »Wilde Jäger« als »Waldkönig« verfolgt — ob wegen der Tödtung des Hirten? — Darüber lässt uns die Sage im Zweifel. Wie wir aber wissen, ist Wodan-Odin auch Wind- und Todtengott, »der seine Gemahlin Freyja zu jedem Kampfe entsendet, denn die Hälfte der in

vorhanden ist oder seinerzeit doch vorhanden war, da Freytag, als Culturhistoriker der bedeutendste Schilderer altdeutschen Lebens, auch als Dichter (wie Ebers) mit Vorliebe an wirklich Bestehendes anknüpft und in Preussisch-Schlesien, der Heimat des Dichters, und weiter hinauf, wie wir von Frauenstädt und Anderen wissen, sich sehr viele »Mord«- („Sühn“-)Kreuze befanden, beziehungsweise noch befinden. — Ein solch' steinernes Kreuz (ähnlich dem in unserer Figur 10 dargestellten) gehört auch zum Ausstattungsrequisit von Hermann Sudermann's bekanntem Märchendrama „Die drei Reiherfedern“.

der Schlacht Gefallenen gehört ihr, die andere Hälfte ihm«. Nach mecklenburgischen, pommerschen und holsteinischen Sagen zieht Wod (Wodan) und in der Priegnitz auch Frau Gode geradezu an der Spitze der »Wilden Jagd«, und in Schonen, dem südlichsten, zunächst Deutschland gelegenen Theile Schwedens, heisst ein von Seevögeln in November- und Decembernächten verursachtes Geräusch »Odens-Jagd«. Uebrigens verfolgt der »Wilde Jäger« (nach verschiedenen älteren und jüngeren Sagen, wie z. B. im »Eggenlied«, in »Etzels Hofhaltung«, in der bayerischen Sage vom Holzweiblein, in der thüringischen vom Moosfräulein, der schlesischen vom Rüttelweibchen u. s. w.) überhaupt nicht selten Frauen. Nach Wuttke (»Der deutsche Volksaberglaube«) erscheint er in der Oberpfalz auch als ein gefürchtetes Waldgespenst (Hoymann), das wir wohl mit unserem »Waldkönig« als identisch bezeichnen dürfen, namentlich wenn man noch das von Schönwerth (»Aus der Oberpfalz«. Sitten und Sagen. II. 313) mitgetheilte Märchen von einem »König Woud und Gemahlin Froid« beachtet. [Man vergleiche hierzu auch noch die in der neueren und neuesten Zeit wiederholt (erzählend, dramatisch oder musikalisch) bearbeiteten Sagen vom »Hans-Heiling«, »Rübezahl«, »Waldschratt« und »Nickelmann«!] Der »*Hehmann*« (Haimôa[n]) ist aber auch unserem Heimatslande und speciell der von uns betrachteten Gegend nicht ganz fremd. So berichtet Dr. M. Urban in seinem »Sagenbuch des Gerichtsbezirkes Plan« unter Nr. 38, dass »viele Leute, die spät Abends die Flur »Klopfer« bei Bruck (Plan) passirten, öfter ein wüstes Geschrei gehört haben wollen, aus dem deutlich die Worte: »Häi-i, Häi-i!« herausklangen« und die eben von dem die Gegend »unsicher« machenden »Häimôa(n)« herrühren sollen, der auch einmal einen Müllerburschen, der ihm auf einer Brücke entgegentrat, kurzweg ins Wasser warf. Auch in der Umgebung von Karlsbad und Elbogen kennt man den *Häimôa*, dessen Bezeichnung in der hiesigen Gegend übrigens auch als Eigennamen vorkommt, sehr gut. (Man vergleiche hierzu auch: Bechstein 665, 728, Grimm 167, Grohmann [»Sagen aus Böhmen«] 162 u. A.). Und auch die »*wilde Jagd*« ist hier vertreten, die Viele nicht nur über der Kuppe des Tillenberges, sondern auch im Palitzer Walde (bei Eger) und insbesondere über dem Torfmoor »Tännabruck« unweit der Ruine Borschengrün in stürmischen Nächten mit Peitschengeknall, Rüdengebell und wildtönendem Hussasassa beim »schwarzen Teiche« und der »rothen Marter« vorüberziehen gesehen haben wollen.

In der Umgebung des eingehauenen Kreuzes, zu beiden Seiten der hier überbrückten Eger, befindet sich, was vielleicht auch noch hervorgehoben zu werden verdient, derzeit ein junger *Eichenwald*, der sich, wie heute, so wahrscheinlich auch schon seit jeher, nicht durch eine geregelte Aufforstung, sondern lediglich durch natürliche (»wilde«) Besamung erneuert. In der Nähe entspringen auch mehrere

recht ergiebige Quellen, deren eine beispielsweise heute die Stadt Elbogen in ausreichendem Masse mit gutem Trinkwasser versorgt. Der Quell-(Wasser-)Cultus war aber bei unseren heidnischen Vorfahren bekanntlich überhaupt besonders ausgebildet. Drei Brunnen*) lagen schon an den Wurzeln der allnährenden Weltesehe Yggdrasil u. s. w., und Wodan-Odin's Sohn Thôr-Donar, sonst wohl vornehmlich »Gott des rollenden Donners« wird uns auch als *Brückengott* dargestellt. Die Oertlichkeit war also mit Rücksicht auf den allgemeinen Gottesbegriff in altersgrauer Zeit sehr wohl zur Entstehung der mitgetheilten Sage geeignet. Ob nun die (beiläufige) Kreuzesform mit dem Hufeisen schon kurz nach der Entstehung der Sage oder erst später eingemeisselt worden ist, kann als ziemlich belanglos angenommen werden. Der Inhalt unserer Sage verliert als eine höchst werthvolle Ueberlieferung vom geistigen Lebensborn unserer Ahnen, auch unter der letzten Voraussetzung, nicht das Geringste von seiner culturellen Bedeutung.

Dass wir es in dieser Gegend aber überhaupt mit alten Culturstätten und insbesondere mit Erinnerungen an altgermanische Gottheiten zu thun haben, bezeugt unter Anderem auch der Name des an dem eine erkleckliche Zahl von Mühl- und Hammerwerken treibenden Lobsbache gelegenen Dorfes *Wudingrün* (zwischen Falkenau a. E. und Altsattl), bei dem sich auch eines unserer alten (vielleicht ältesten) Steinkreuze (8) befindet. Dieser Name (Wudingrün) ist wahrscheinlich ebenso wie der des Pfarrdorfes Godesberg (dabei alte Ruine) bei Bonn, der noch im 13. Jahrhunderte *Wudinsberg*, d. i. Wodansberg lautete, wie der Gudensbergs (in der Nähe ebenfalls Ruine) bei Geismar in Hessen, das im 12. Jahrhunderte *Wuodenesberg* hiess und an welcher Stätte der heilige Bonifacius (Winfried) im Jahre 732 n. Chr. die dem alten Donnergotte Thôr (Donar, Sohn Odin's) geweihte heilige Eiche der Deutschen fällt, auf Wodan zurückzuführen. In weiterer Verfolgung dieser Wortsippe ist dann vielleicht auch noch der Name des 8 km in nordwestlicher Richtung von Falkenau gelegenen Marktflleckens *Gossengrün* (Godangrün) hierher zu zählen, denn *Gôdan* ist die fränkische Form von Wôdan, und fränkisch ist noch heute die Sprache (Mundart) des Egerlandes. (Ob das bei Rossbach-Asch gelegene *Gottmannsgrün*, bei welchem sich nach Alberti ebenfalls zwei sehr alte Stein-Kreuze befinden, sowie das schon in Sachsen, jedoch knapp an der böhmischen Grenze gelegene *Göttengrün* auch noch zu dieser Wortfamilie gehören, will ich nicht entscheiden.)

Uebrigens lebt das Andenken an diesen höchsten Gott der Germanen neben dem schon erwähnten Annageln des Hufeisens und der

*) Wie der eine derselben, „Urds Jungbrunnen“, in einem noch heute in allen deutschen Landen geübten Charsamstagsbrauche fortlebt, hat der Verfasser in „Unser Egerland“, III. 2, näher dargehan.

gemeindeutschen Bezeichnung des ihm heiligen Wochentages, des Donnerstags, auch noch in verschiedenen anderen volksthümlichen Benennungen und Bräuchen fort; denn wenn der Landmann unserer Gegend bei der Ernte ein Büschel Getreide »für *Wodens Pferd*« oder die ihm heiligen *Vögel (des Himmels)* stehen oder (absichtlich) einige Aepfel »für den *Alten*« am Baume hängen lässt, so ist dies, wie die Niederlegung der Abfälle, beziehungsweise Ueberbleibsel vom »Heiligen Abende« unter einem alten Baume des Gartens »für den *Bérn*« (oder Ruprich) ja doch nichts Anderes, als ein Dank und eine Fürbitte (*captatio benevolentiae!*) zugleich: die den Vögeln, dem Pferde oder dem Gotte (»Alten«) selbst dargebrachte Gabe soll diesen für Verleihung günstigen Wetters zum fröhlichen Gedeihen der neuen Frucht stimmen.

Von weiteren Anklängen an die alte Götter- und Sagenwelt darf hier noch an eine grössere Zahl, nicht bloss hierzulande, sondern ziemlich allgemein verbreiteter und eben in der jüngsten Zeit wieder zu Ehren gelangenden alten, *volksthümlichen Pflanzennamen*, wie *Donnerwurz*, *Donnerkraut*, *Donnerbart*, *Donnerdistl* u. s. w. erinnert werden, die bekanntlich ebenfalls auf Donar, als Gott des friedlichen Ackerbaues, zurückgehen, zu denen sich noch eine Anzahl *Donnersberge* in deutschen Landen — auch unser Mieschauer (im böhmischen Mittelgebirge) gehört hieher — gesellen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Aufmerksamkeit der berufenen Kreise auf eine unseres Wissens bisher nirgends gebrauchte, im Uebrigen auch noch hieher gehörige Bezeichnung für Seidelbast, nämlich *Ziobeer*, lenken, welchen Namen ich für die anderwärts auch Kellerhals, Heiland, Buschweide, Bergpfeffer, Bergnagel, Zwilinde, Waldlirbeer u. s. w. genannte und bekannte Frühlingspflanze *Daphne Mezereum* L. im westlichsten Theile des Erzgebirges (besonders in der Umgebung der alten Bergstadt Graslitz) constatirte, mit welcher neu hinzugekommenen Benennung die schon wiederholt zur Erklärung des weiter verbreiteten Namens Seidelbast unternommenen Schritte vielleicht wieder in die von Simrock und Grimm gewiesenen Pfade, dass nämlich Seidelbast aus *Ziolinta*, *Ziolindebast* entstellt (und nicht auf *zidel-weide* = Bienenzucht, zurückzuführen) sei, geleitet werden.

Nach dieser Erklärung — d. h. wenn sie als zutreffend angenommen werden kann — hätten wir dann auch noch in der Bezeichnung *Ziobeer* ein Ueberbleibsel aus jener Zeit, in der unsere Altvordern *Zio*, den Sohn Wuotan-Odin's und Gott des Krieges, verehrten, von dem, wie bekannt, auch noch die Benennung Dienstag (*Ziestag*) des Gemeindeutschen übriggeblieben ist.

Bezüglich der in den zwei besonders alt aussehenden Steinkreuzen »8. Wudingrün« und »27. Leskau« obenauf (im Kopfe) befindlichen Löcher, zu denen — als besonders bemerkenswerth und wegen des aller Wahrscheinlichkeit nach gleichen Zweckes — auch

noch die Durchbohrungen des Stein-Kreuzes »14. Zieditz« gezählt werden dürfen, möchten wir zu der unserer Zeit am nächsten liegenden Erklärung, dass die Oeffnungen einmal eiserne Kreuze (oder Stäbe) enthalten oder doch zur Aufnahme solcher bestimmt gewesen sein könnten — wenn die geringe Tiefe derselben diese Deutung auch nur als wenig zutreffend annehmen lässt — eine neue, recht ansprechende, wie es scheint, für eine grössere Zahl von Steinen auch glaubwürdige Deutung hinzufügen, die A. Franz in seinem früher erwähnten zweiten Artikel über »Alte Stein-Kreuze und Kreuz-Steine in Mähren« in den »Mittheilungen der k. k. Centralcommission« gibt, nach welcher die Bohrlöcher auf den Brauch und Glauben unserer Altvordern zurückzuführen seien, das aus diesen Löchern gewonnene *Pulver**) als prophylaktisches Mittel gegen Krankheiten aller Art (auch gegen Unfruchtbarkeit) einzunehmen oder in diese Haupthaare Schwerkranker einzulegen, um deren Leiden zu lindern oder endlich dieselben mit Fett auszufüllen, um es zu seiner Zeit als Heilmittel besonders für Schwertwunden zu verwenden.

(Schluss folgt.)

Jugend- und Volksspiele in Niederösterreich.

Von Professor Dr. Robert Weissenhofer, Seitenstetten.

(Schluss.)

Volksspiele.

Die Spiele und Belustigungen unseres Landvolkes tragen, ganz seinem Wesen entsprechend, das Gepräge harmloser Fröhlichkeit an sich, welche Prunk und Lärm eher meidet als sucht. Man vergnügt sich im Ganzen mehr daheim als ausser Hause.

Die beliebtesten häuslichen Spiele sind folgende:

Das Kartenspiel. Unser Landvolk kennt jetzt noch die »deutsche« Karte ungleich besser als die französische; seine Spiele, wie das »Saunigeln«, »Batzenlippeln«, »Höllfahren« oder »Höllpumpen«, »Mariaschen« oder »Zwicken« u. a. setzen nicht die mindeste Kunstfertigkeit voraus, sondern beruhen einfach darauf, mit der Karte, wie sie fällt oder wie man sie aufhebt, möglichst oft zu »stechen«. Das

*) Zu diesem weiterhin bekannten, Gesundheit verleihenden Steinpulver darf auch das *Zusammenscharren des Glücksstaubes* in Karlsbad seine Erwähnung finden, das in jeder Sylvesternacht eine ansehnliche weibliche Gemeinde auf den »Kirchenstaffeln« versammelt. Dicht ver mummt, regungslos und — stumm hocken oft hundert und noch mehr Frauenzimmer, darunter auch manchmal Mädchen aus besseren Häusern („der Hetz' wegen“) auf den bekanntlich sehr zahlreichen, den hoch gelegenen Haupteingang der katholischen Kirche in weitem Bogen umziehenden Stufen und harren des Glockenschlages, der die Mitternachtsstunde verkündet. In feberhafter Eile wird dann — „während es schlägt“ — so viel als möglich Staub zusammengerafft und als Glück bringende Reliquie nach Hause gebracht. Doch soll man vor dem Verlassen des Platzes noch „dreimal auf den Kirchthürdrücker puschen“ (d. h. an der Klinke rühren).

Atout heisst »Trumpf« oder »Tanz«, das As in der deutschen Karte »Sau«.

Nur ein Spiel mit deutscher Karte verlangt grosse Uebung und Aufmerksamkeit, da man verschieden operiren muss, nämlich das »Brand'ln«. Dieses interessante Spiel sollen die Franzosen bei uns in Niederösterreich gelernt haben.

Gewöhnlich spielt man im Familienkreise um Nüsse oder Bohnen, deren soundsoviele zusammen erst einen Kreuzer gelten. Dass es unter den Bauern hie und da auch echte Wirthshaus- und zugleich Hazardspieler gibt, ist leider wahr.

Brett- oder Bohnenspiele. Die landläufigsten sind: »Mühlfahren« und das »Fuchs- und Hühnerspiel«. Bei beiden liegt die Kunst darin, den Gegner aus seiner Stellung zu drängen, ihn Schritt für Schritt zu schlagen oder einzusperren und so dessen Bohnen wegzukapern.

Weiter liebt man verschiedene Kraftspiele. Unter diesen wird das »Hakziehen« (Hakenziehen) am öftesten geübt. Die beiden Gegner fassen sich an den gekrümmten Zeige- oder Mittelfingern, stemmen sich mit je einem Fusse gegeneinander und suchen einer den anderen aus der Stellung zu bringen. Früher war auch das Fausttauchen ein nicht unbeliebtes Kraftspiel.

Eine etwas plumpe Unterhaltung ist das allbekannte »Stockschlagen«. Der »Ausgelöselte« birgt in gebückter Stellung seinen Kopf im Schosse des »Richters«, während die Umstehenden nacheinander auf ihn losschlagen. Erräth er den Namen eines derselben, so muss dieser für ihn eintreten und die Schläge aushalten. Aehnlich ist das Spiel »Esel, wer reitet auf«, in welchem der blinde Esel einen der Reiter errathen muss, welche der Reihe nach sich auf seinen Rücken schwingen.

Beim »Rehbockschiessen« muss sich der »Rehbock«, von zwei Burschen, »Jägern«, auf einer Stange getragen, gegen die Schläge derselben wehren, welche sie ihm mit dem Fusse versetzen, um ihn »herabzuschliessen«. Hat er sich trotz dieser glücklich dreimal um die Stange geschwungen, so haben die Jäger »gefehlt« und müssen Strafe zahlen. (Als Jugendspiel im V. O. M. B. unter dem Namen »Richterherabschlagen« bekannt und beliebt.)

Schläge setzt es auch, wenn man den »Fuchs in d'Lucka treibt« und dieser beim Herumkriechen zwischen den Füßen eines der mitspielenden Burschen stecken bleibt.

In »Müller und Mühlrad« dreht sich die Gesellschaft im Kreise herum, während ein unter der Ofenbank liegender Bursch mit einem Stocke ein klapperndes Geräusch macht. Auf den Ruf eines zur Thüre Hereintretenden: »Je, die Mühle brennt!« wird der »Mehlsack«, d. i. einer der Spielgenossen, welchen der »Bauer« auf den Schultern in die Mühle gebracht hat, mit einem »Sechter« (Kübel) voll Wasser begossen.

Beim »Mohrfahren« und »Vogelmalen« läuft der Spass auf das Anschwärzen des Gesichtes eines der Mitspielenden hinaus. (Die letztgenannten Spiele liebt besonders das gesellige Volk am Wechsel.)

Unter den Kunstspielen ist das landläufigste das »Nadeleinfädeln« oder »Lichtanzünden«, wobei man mit gekreuzten Beinen auf einem Nudelwalker oder sonst einer Walze sitzt. Die unsichere Haltung macht die angedeuteten Handlungen schwer möglich und der »Künstler« schneidet unwillkürlich die komischsten Gesichter.

»s Vögerlfanga«. Dieses Spiel wird am Wechsel gewöhnlich von einer Tischgesellschaft aufgeführt. Auf ein kaum daumenlanges Spanhölzchen wird in der Mitte ein brennendes Kerzlein aufgeklebt. Ein Spieler fasst nun das Spänchen mit den Lippen, welches ihm der Nachbar, der das »Vögerl« (Zeisig, Gimpel u. s. w.) kaufen soll, gleichfalls mit den Lippen abnehmen muss. Eine verbrannte Nase, ein »aufpluschender« Schnurrbart erregen viel Spass.

Ein anderes Tischspiel ist »s Ant'nhand'ln« (Entenhandeln). Es ist zuerst ein lang ausgedehntes Frage- und Antwortspiel, welches in jeder einzelnen Abtheilung die ganze Gesellschaft Glied für Glied durchgeht, dann immer wieder zum Anfangsgliede zurückkehrt, um an die Wiederholung der vorausgehenden Fragen und Antworten jedesmal neue anzufügen. Da heisst es zu Anfang: »Kaf ma mein' Ant'n a!« — »Wia theuer?« — »Drei, drei!« — Weiter: »Wia gengan s'?« — »Wikldiwokldi.« — »Wia schrei'n s'?« — »Schniderischnoderi.« — »Hab'n s' Flügel?« — »Flügel hab'n s'.« — »San s' eppa g'stohl'n?« Nach der letzten Wiederholung der ganzen Reihe von Fragen und Antworten macht der Vorspieler einen »Wispeler« und hebt warnend den Finger. Nachdem beides Alle erst einzeln, dann mit einem lauten Piff gemeinsam wiederholt haben, wird ein Kübel mit Wasser über den Tisch entleert, so dass Alle nass werden. — Ein so naives Spiel ist nur bei dem kindlichen Wechselvolke möglich.

Allbeliebt sind Räthsel- und Lügenspiele. Bei letzteren sollen neun »gedruckte« (handgreifliche) Lügen in einem Athem hergesagt werden.

In manchen Familien oder in einer Wirthsstube vergnügt man sich an der »Stossbudl« (dem Brettkegelspiel), welche oft die so beliebte Kegelbahn, besonders im Winter, ersetzen muss. Ebenso übt man in der genannten Jahreszeit im Zimmer eine Art Scheibenschüssen in der Form des »Taubenschüssens«. Hier trifft eine an einer Schnur aufgehängte, aus Holz geschnitzte Taube in weiter Schwingung auf die Scheibe und bleibt daran mit dem an dem Schnabel befestigten Stifte haften.

Das weitaus beliebteste Winterspiel aber wird im Freien auf dem Eise getrieben, nämlich das »Eisschiessen«. Der dazu nöthige »Eis-

stock« ist ein kegelförmig abgedrehtes Holzstück (hartes Holz), welches an der breiten, mit einem Eisenringe eingefassten Grundfläche etwa 30 *cm* im Durchmesser hat, sammt dem eingesetzten ovalen Griffe ungefähr 20 *cm* hoch ist und mittelst einer ausholenden Handbewegung auf der glatten Eisbahn von 10—20 *m* Länge nach dem Ziele »geschossen« (getrieben) wird. Dieses Ziel ist an den beiden Enden der Bahn ein kleinerer Holzwürfel, die »Taube« genannt. Ehe das Spiel beginnt, müssen sich die Theilnehmer »zusammenschliessen«, wodurch sie, je nachdem sie dem Ziele nahegekommen sind, in »Enge« und »Weite« sich theilen und ihren Führern, dem »Eng«- und »Weitmeier«, als »Helfer« sich unterordnen. Die Kunst des Spieles besteht nun darin, möglichst viele Stöcke in die nächste Nähe der »Taube« zu bringen und die »feindlichen« durch gutgezielte kräftige »Schübe« oder »Schüsse« davon zu entfernen. Die beiden Meier, oft auch die ersten Helfer, haben das Vorrecht eines zweiten Schubes. An Stelle ihres »Stockes«, den sie dabei ausheben, legen sie je einen kleinen Holzwürfel, im Oetschergebiet »s Buri« genannt, der zur »Taube« getrieben so viel zählt, als der Eisstock selbst. Oft wird die Taube getroffen und dadurch »geholt«, d. i. fortgetrieben, wodurch für den entsprechenden Gang im Spiele das Ziel zuweilen um ein bedeutendes Stück über die gewöhnliche Bahnlänge hinausgerückt wird. Das Spiel endet nach einer bestimmten Zahl von Gängen und zwar schon nach dreien, wenn die eine Partei jedesmal die andere schlägt, sonst nach vier oder fünf. Das »Eisschiessen« kann, weil mit Körperbewegung verbunden, ebenso als eine der Gesundheit zuträgliche wie erheiternde Unterhaltung bezeichnet werden.

Eine andere Winterbelustigung ist das »Goasslfahr'n«. Man fährt nämlich auf Schlitten, deren Kufen vorne ähnlich wie die Ziegenhörner (»Goasshörndl«) gekrümmt sind daher der Name. Auf dem Lunzer See (Oetschergebiet) bot diese Unterhaltung früher oft einen malerischen Anblick. Die Burschen brachten die Schlitten durch Schiebstangen in sehr rasche Bewegung.

Nur ein Spiel, noch jetzt an einigen Orten, namentlich im Flachlande des V. O. W. W. gebräuchlich, verdient einigermaßen den Vorwurf der Grausamkeit, nämlich das »Hahn erschlagen«. Die Theilnehmer an dem Spiele schlagen nacheinander mit verbundenen Augen mittelst eines Knüttels nach einem Hahn, welcher an der langen Schnur, womit er an einem Pflock angehängt ist, im Kreise herumgejagt wird. Die wuchtigen, hundertmal ins Leere geführten Streiche üben auf die Zuschauer eine überaus komische Wirkung. Nicht selten kommt der Hahn völlig unversehrt davon. Einst war das Spiel auch bei Hochzeiten üblich.*)

*) Der slovakische Bräutigam im Marchfelde schlug nach einem vor ihm hergetriebenen Hahn und schloss von dem Geschehe, mit welchem er das Thier tödtete, auf das Glück in der Ehe.

Völlig harmlos sind die »Hahnentänze« in dem an Oberösterreich stossenden Flachlande des V. O. W. W. Ein Mädchen, die »Hahnenbraut«, erkiest sich einen Burschen zum »Hahnenbräutigam«, ohne dass er davon weiss. Sobald sie mit ihm den ersten Ländler tanzt, wird ein Schuss abgefeuert, worauf sie dem Auserwählten den Hut vom Kopfe nimmt und mit einem grossen Strausse schmückt. Zum Schlusse wird dem Hahnenbräutigam unter allgemeiner Heiterkeit der Hahn überreicht. Denselben Preis bekommt, wer im »Hahnenwettlauf« zuerst zur »Hahnensteige« gelangt.

Im Anschlusse an die zuvor beschriebenen »Hahnentänze« mögen hier noch einige andere niederösterreichische Tanzspiele vorgeführt werden. Da ist vor Allem zu nennen der besonders im Wechselgebiete beliebte »Strohschneidertanz«. Bei diesem werden die Burschen von den Mädchen geworben. Die Tänzer reichen sich gegenseitig »übers Kreuz« die Hände und ziehen diese wie geigend hin und her, und zwar unter tactmässigem Strampfen mit den Füssen. Diese malerischen Bewegungen wechseln mit eigentlichem Tanze (meist Polka) ab, wozu gewöhnlich die Zither oder Ziehharmonika gespielt wird.

Ein anderes, fast allbekanntes Tanzspiel ist der »Polsterltanz«. Die Spieler bilden einen Kreis, in dessen Mitte ein Bursch oder ein Mädchen ein Polster schwingt und dabei singt:

»Untern Kopf und obern Kopf
Lass ich mein Polsterl schwingen;
Und bald ich zu mein Schatzerl kumm',
Lass ich mein Polsterl sinken.«

Hierauf legt der Sänger das Polster rasch vor eine der Spielerinnen, die eben nicht darauf gefasst ist, nieder und kniet sich darauf, was auch die Ueberraschte sofort thun muss, widrigenfalls sie auf den Boden zu knien kommt; war sie schnell genug, so stehen Beide miteinander auf, und der Bursch singt:

»Jetzt nimm ich mein Schatzerl
Und gehen zum Tanz;
Dirndl, ich lieb' Dich,
Die Freiheit (?) ist ganz.«

Nun tanzen Beide herum, halten dann plötzlich still, und die Tänzerin »haut« dem Tänzer das Polsterl »hinauf«, welcher rasch durch den Kreis ausbrechen muss, wonach die Erstere die Rolle des Vorgängers übernimmt und das Spiel neu beginnt. Zum Schlusse löst sich der Kreis plötzlich in Paare auf, und nun geht es allgemein zum Tanze. Wer »unpaarig« übriggeblieben ist, wird ausgelacht und öfters auch zur Thüre hinausgejagt.

Tanz- und Heiratsspiel beim »Brechelhahn«. Im Wechselgebiete, wo man, wie anderwärtig, auch den »Schnitthahn«, die »Mahdhenne«

und den »Stadhahn« (V. O. W. W. »Tendelboss«) mit einem Festmahle feiert, spielt der »Brechelhahn« eine ganz besondere Rolle, indem mit der üppigen Mahlzeit einige volksthümliche Spiele verbunden sind, welche mit Tanz abwechseln. Erwähnung verdient schon ein origineller Spass am Ende des Festmahles. Als letzte Richt kommt nämlich ein »Backsimperl« (Backkörbchen) voll Brennesseln mit einem Rosmarinsträusschen in der Mitte auf den Tisch. Dies geschieht durch die Bäuerin, aber zuvor löscht ein Bursch (etwa der »Grossbua«) das Licht aus. Nun tapen Alle ins »Simperl«; wer den Rosmarin erwischt, wird »geehrt«, die Anderen lachen sich einander gegenseitig aus. Hierauf folgt das »Heiratsspiel«. Es beginnt mit dem »Einsagen« bei den Dirndl durch einen »Ueberhacker« (Grobarbeiter beim Brecheln — die Weibsleute besorgen das Feinmachen). Dieser geht von Dirndl zu Dirndl, wispelt jedem derselben den Namen eines der mitspielenden Burschen ins Ohr, der nun ihr Bräutigam sein soll. Darauf erhebt sich ein Werber und geht, einen Stock in der Hand, »bitt'ln«, nämlich zu dem Dirndl, bei welchem er Aussicht zu haben meint. Er beginnt: »I that gern heirat'n.« Sie: »Ja, heirat'n! I eh ah — aber Di nit.« Er: »Weg'n was denn nit?« Nun werden dem Werber in oft gar drastischer Weise allerlei körperliche und anderweitige Mängel »hinaufdisputirt«, so z. B. dass er buckelig sei, ein »gaglbamers G'stell« (schwache oder missgeformte, wackelige Beine) habe, kein Vermögen besitze u. dgl., worauf ihm die Spröde zum Zeichen endgiltiger Abfertigung mit einer raschen Wendung den Rücken zukehrt. Der verunglückte Freier stellt sich gewaltig erzürnt, »schmeisst« den »Bitt'lstock« weg und geht auf seinen Platz. Kommt hingegen zu einem Dirndl der »Rechte«, nämlich der »Eingesagte«, so wird er geehrt, und zwar darf er sich unmittelbar an die Seite der Schönen setzen. Nun versucht ein anderer Freier sein Glück, und das geht so fort, bis alle »Ueberhacker« ihre Bräute haben, worauf getanzt wird. Nach dem Tanze beginnt das Spiel von Neuem, jedoch mit dem Unterschiede, dass jetzt die Dirndl »einsagen« lassen, und zwar durch einen »Ueberhacker«; »bitt'ln« gehen sie dann selbst.

Eine specifisch niederösterreichische Volksbelustigung ist das am Feste des heiligen Leopold, des Landespatrons von Niederösterreich, zu Klosterneuburg bei Wien noch heute übliche »Fasslrutschen«. Man gelangt auf der einen gewölbten Seite des grossen Fasses auf Staffeln auf den Rücken desselben und rutscht auf der anderen Seite sitzend hinab. An dieser so einfachen Unterhaltung vergnügt sich alljährlich eine grosse Zahl von Theilnehmern und Zuschauern.

Nur mehr wenige Anhänger zählt das einst so allgemein beliebte »Sacklaufen«.

An die ritterlichen Spiele des Mittelalters erinnern die Wettläufe und Wettrennen, wie sie einst in der Gegend von Baden (V. U. W. W.)

am Ostermontag üblich waren, sowie der Schwerttanz zu Braiten am Feste der heiligen drei Könige. Besonders berühmt war das »Kübelrennen« zu Gutenstein (ebenfalls im V. U. W. W.), welches alljährlich zur Sonnenwende stattfand. Am Johannistage nach der Vesper wurden die festlich aufgeputzten Reiter vor der Kirche aufgestellt. In entsprechender Entfernung war an zwei gekreuzten Stangen mittelst Strickes ein mit Wasser gefüllter Kübel aufgehängt, welcher oben und unten mit einer Art Handhabe versehen war, die in der Mitte ein Loch hatte. Jeder Bursch musste nun dreimal im Galopp anreiten, dabei seine Stange durch die untere Handhabe stecken und zugleich den Kübel umstürzen, ohne sich dabei mit Wasser zu begiessen. Wem durch schnelles Reiten dies gelang, der bekam einen Preis. Nach Beendigung des Kübelrennens fand ein Wettlaufen der Burschen und ein solches der Dirnen statt, worauf man zum Tanze ging, an welchem sogar die »Herrschaft« mit ihren Beamten theilnahm.

Auch von diesen Spielen berichtet uns längst kein Augenzeuge mehr, doch die Erinnerung daran lebt noch fort und verdient weiter überliefert zu werden.

Grabschriften aus Leonding in Oberösterreich.

Von Dr. Arthur Petak, Klagenfurt.

Aus dem Bestreben des Vereines für österreichische Volkskunde, das auf culturellem Gebiete vorhandene Volksgut zu sammeln und mitzutheilen, bevor es dem Untergang und der Vergessenheit anheimfällt, sei es dass dieses Material sogleich oder erst in absehbarer Zeit zum Gegenstande von Studien gemacht werden kann, ist auch der Wunsch hervorgegangen, den Verkehr des deutschen Volkes in Oesterreich mit seinen Todten zu beobachten und im Besonderen die Friedhofverse auf ihren Gehalt an Volksthümlichkeit zu untersuchen. Es ist dies eine lange Arbeit, welche nur stückweise und nicht ohne Betheiligung Vieler fertig werden kann. Wer immer daher Gelegenheit hat, Beiträge auf diesem Gebiete zu leisten, soll die kleine Mühe nicht scheuen und auf einzelnen Zettelchen verzeichnen, was er findet, dazu immer Ort und Zeit sowie kurze Angaben über die Person des Verstorbenen. Solche Sammlungen wären dann einzusenden und könnten der dankbarsten Anerkennung und ausreichender Würdigung sicher sein, auch da, wo sie wenig oder gar keine neuen Verse bringen, weil ja gerade die Wiederkehr für die Beurtheilung von der grössten Wichtigkeit ist.

So bieten auch die vorliegenden Grabschriften, die ich dem Sammeleifer eines meiner Schüler verdanke und welche sich als Fortsetzung an die gleichartigen Veröffentlichungen in Band I dieser Zeitschrift p. 138 ff. und Band IV p. 107 ff. anreihen, zunächst mehrere

Verse dar, welche auch in den Sammlungen anderer Orte nicht fehlen; denn sie sind, wenn man diesen kühnen Vergleich, ohne missverstanden zu werden, anwenden darf, in der Gräberpoesie das, was gewisse Volkslieder in der Lyrik; sie lassen sich zeitlich und örtlich nicht fixiren. Und je mehr solcher weitbekannter Inschriften sich nach und nach feststellen lassen, um so grösser wird die Bedeutung dieser Volkslyrik.

Aus Leonding sind als Beispiele dieser Art anzuführen:

- [1] Unheilbar ist die Wunde,
Die Dein früher Tod uns schlug,
Unvergesslich uns die Stunde,
Wo man Dich zu Grabe trug.

Auch in Verbindung mit einem ähnlichen Gedanken auf dem Grabe eines Jünglings:

- [2] Ach, zu früh bist Du verblichen,
Du Trost für unser Herz.
Unnennbar ist der Schmerz,
Seit Du von uns gewichen.
Denn schmerzlich ist die Wunde,
Die Dein Tod uns schlug,
Unvergesslich ist die Stunde,
Wo man Dich zu Grabe trug.

Oder:

- [3] Meine Jahre sind zu Ende,
Ich muss in das kühle Grab;
Richten werden Gottes Hände,
Was ich mir verdienet hab'.

Ebenso:

- [4] Traurig blicken die Verwandten
Deiner irdischen Hülle nach,
Alle weinen, die Dich kannten,
Dass so früh Dein Leben brach.

Von Kindergräbern der typische Vers:

- [5] Ruhe sanft, geliebtes Kind,
Du bist jetzt dort, wo Engel sind.

Oder das noch bekanntere:

- [6] Ich liege hier im Rosengarten,
Thu auf meine lieben Eltern warten u. s. w.

Eine Umgestaltung eines vielverbreiteten Grabverses für ein Kindergrab liegt vor in den Worten:

- [7] Im schönsten Frühling Deiner Tage
Eilest schon dem Grabe zu;
Ohne Thräne, ohne Klage,
Schlafst Du sanft in guter Ruh'.

In derselben Sammlung in anderer Form aus jüngerer Zeit:

[8] In dem Frühling seiner Tage
Eilte er dem Grabe zu;
Ohne Thräne, ohne Plage
Schläft er nun in süsser Ruh'. —

Gleichfalls oft zu finden ist die folgende Inschrift, in welcher sich der Todte gegenüber den Lebenden glücklich preist:

[9] Schmerzvoll hab' ich ausgelitten
Und ging der Gottes Heimat zu,
Ich hab' den letzten Kampf gestritten
Und schlumm're nun in sel'ger Ruh.

Während nach einem typischen Eingang der Nachruf gebildet ist:

[10] Hier ruht im kühlen Schoss der Erde
Die gute Mutter voll Beschwerde,
Wer Dich gekannt, der muss es sagen,
In Dir hat stets ein edles Herz geschlagen.

Die übrigen Grabschriften des Ortes mögen in drei Gruppen besprochen werden.

I. Die Inschriften auf den Gräbern der Erwachsenen.

Innerhalb derselben ergeben sich drei Abtheilungen nach der Form. a) Zunächst jene Inschriften, in welchen *der Todte redend* eingeführt ist. Da erscheint das bekannte Motiv der Aufforderung an die Ueberlebenden, nicht zu weinen:

[11] Weinet nicht, Ihr meine Lieben,
Deren ich so viele hinterliess,
Einst sehen wir uns wieder
Dort vereint im Paradies.

Ganz ähnlich:

[12] Meine Lieben weinet nicht,
Dass mein Aug' im Tode bricht;
Ich sterbe ruhig, glaubensvoll,
Ihr Kinder und Enkel lebet wohl.

Ebenso:

[13] Trauert nicht um meine Hülle
Und kränkt Euch nicht unnütz ab,
Denkt, es war des Höchsten Wille,
Der mich rief so früh ins Grab.

Oder das ebenso gern variirte Motiv der Ausmalung der Himmelsfreuden; vergleiche:

[14] Wie ein Kind bin ich entschlafen,
Und dem Himmel eil' ich zu,
Weil mein Gewissen so beschaffen,
Gibt mir Gott die ew'ge Ruh.

Dasselbe mit abstractem Anfang:

[15] Der Tod führt uns dem Himmel zu
Und aus der Arbeit in die Ruh',
Geht es gleich über Dornen hin,
Wenn ich nur dorten selig bin.

Dann wieder bittet der Todte Gott um die ewige Ruhe:

[16] Süßsen Schlaf erbitt' ich mir,
Bester Vater jetzt von Dir,
Schenke mir die süße Ruh'!
Wenn ich schlafe, wache Du.

Noch wirkungsvoller in den Worten:

[17] Lange bin ich gepilgert auf Erden,
Müde gemacht von des Lebens Beschwerden,
Halte jetzt Rast in der friedlichen Gruft,
Bis wieder der Heiland mich ruft.

Es finden sich überhaupt innerhalb der I. Gruppe für diese Abtheilung die besten Inschriften, sowohl was individuelle Gedanken als was volksthümlich-naive Form anbelangt. Noch einige Beispiele dafür. Der Todte spricht z. B.:

[18] Hab' ich Euch Allen
Etwas Leids gethan,
So bitt' ich Euch Alle,
Verzeiht mir's dann.

Dann derselbe Gedanke an die im Leben begangenen Sünden:

[19] Ihr wisset es nicht,
Wie es mir geht,
Schicket mir öfters
Ein frommes Gebet.

Deutlicher ausgeführt:

[20] Vor dem Gerichte Gottes
Da muss ich jetzo steh'n,
Denn jetzt werd' ich gerichtet
Fürs ewige Leben.

Oder auch mit einem Rückblicke auf das vergangene Leben verbunden:

[21] Sechsendvierzig Jahre lebte ich auf dieser Welt,
Sie sind vergangen doch so schnell,
Es kam der ernste Scheidepunkt,
Die bitt're, bitt're Todesstund' ;
Ich musste hin vor das Gericht,
Das strenge, unerbittlich ist.

Scheinbar befremdend für unser Gefühl, aber in der Natur solcher Volksdichtung ist es gelegen, wenn die gestorbene Mutter sagt:

[22] Meine Kinder denkt daran,
Was ich für Euch gethan,
Und jetzt kommt die Frag',
Wie ich Euch erzogen hab'.

Ein anderes Mal thut es der Vater:

[23] Denket an die Arbeit,
Die ich für Euch gethan,
Und schaut nur öfters
Meine Grabstätte an.

b) In einer anderen Abtheilung wenden sich umgekehrt *die Ueberlebenden an den Verstorbenen*. Hier ist der Inhalt recht einförmig. Immer wieder wünscht man ihm ewige Ruhe und spricht die Hoffnung auf Wiedersehen aus. Vergleiche:

[24] O ruhe sanft, o ruh' in Frieden,
Du Vater, stets von uns beweint,
Auf ewig sind wir nicht geschieden,
Einst werden wir mit Dir vereint!

Ebenso:

[25] O ruhe sanft in Frieden,
Leb' wohl auf Wiederseh'n!
Und denk' in Himmelsfreuden
An uns im Kampfesweh'n!

Oder es fehlt sogar eines der beiden Themen:

[26] Theure beste Eltern schlaft in Frieden,
Einst ruft Gott zum grossen Erntetag,
Reicher Lohn ist jenseits Euch beschieden,
Denn Euch folgen gute Werke nach.

Oder:

[27] Schlumm're sanft, Du guter Vater,
Das Grab entriss Dich uns zu früh;
Du warst uns Schutz und treuer Rother,
Ach, wir vergessen Deiner nie.

Ebenso:

[28] Hier, guter Vater, schlummerst Du,
Entfesselt von den eiteln Sorgen,
Bis an des ew'gen Lebens Morgen
In sanfter, stiller Ruh.

Dann auf dem Grabe eines Jünglings:

[29] O ruhe sanft in Frieden,
Du Sohn und Bruder lieb!
Des Paradieses Krone
Dir ja zum Antheil blieb.

Derselbe Gedanke in etwas breiterer Ausführung und Ausmalung der Himmelsfreuden, allerdings ziemlich gekünstelt:

[30] Ausgekämpft sind Deine Leiden,
Mit dem Tod wich jede Pein,
Zu des Jenseits hehren Freuden
Rief der Ewige Dich ein.
Blick' herab aus jener Ferne,
Wo nur Geist dem Geiste nah,
Jeder Gute denkt Dein gerne,
Der Dich dulden, sterben sah.

Dann wieder in schlichterer Form:

- [31] Theuerster, Du hast ausgelitten,
Sank' st uns zu früh ins kühle Grab.
Der Schöpfer lässt sich nicht erbitten,
Der Dir ein besseres Leben gab.

Durch weniger gekünstelte Form und etwas individuelle Färbung erhebt sich über diese Nachbarn:

- [32] Ruhe sanft, der treu gewesen
Jedem Recht und jeder Pflicht;
Gottes Erde drückt die Bösen,
Gute Menschen drückt sie nicht.

Desgleichen das Urtheil über die böse Welt:

- [33] Du bist nun hingegangen
Ins schöne Himmelszelt,
Gott hat Dich weggenommen
Aus dieser bösen Welt.

In anderen Inschriften wieder handelt es sich bloss um die Hoffnung aufs Wiedersehen, z. B.:

- [34] Die Nacht des Grabes wird verschwinden,
Dies lindert uns're Traurigkeit,
Wir werden Dich einst wiederfinden
Im Lande der Glückseligkeit.

In anderer Variation:

- [35] Es wird einst schlagen die schöne Stunde,
Wo wir froh uns wiederseh'n,
Und vereint im schönsten Bunde
Vor dem Throne Gottes steh'n.

Besser auf dem Grabe einer Frau:

- [36] Blick' auf den Gatten, auf den Sohn hernieder,
Sie stehen jetzt im Leben ganz allein,
Ein Trost nur ist: Wir sehen einst uns wieder,
Und werden dauernd dort vereinigt bleiben.

Vergleiche auch:

- [37] Oft werden wir Deiner gedenken,
Dein Grab mit unsern Thränen tränken,
Doch stille unser traurig's Fleh'n
Der Trost, dass wir Dich wiederseh'n.

Weit über dieses bis zum Uebermass variirte Thema erhebt sich der individuelle Gehalt, der in der Bitte des Kindes liegt:

- [38] Zur Himmelmutter hoffest Du,
Lieb Mütterchen, zu gehen;
In ihren Schutz befehl' ich Dich,
Leb' wohl auf Wiedersehen!

Und ebenso:

[39] In Mariens Schutz empfehle ich Dich!
 Liebe Mutter mein,
 Wie Du uns hier,
 Möge sie Dir dort
 Eine gute Mutter sein!

Den momentanen schmerzlichen Eindruck geben die Worte wieder:

[40] Nach langen, schweren Prüfungsleiden
 Musst Du von diesen, die Dich liebten, scheiden.
 Der Trennung tiefer Schmerz
 Verwundet unser Herz.

Oder in epigrammatischer Kürze:

[41] Ihr geht voran, wir betauern Euch,
 Doch ewig nicht, wir folgen Euch.

Gleich dem früheren Verse ein Menschenalter hinaufreichend, im Uebrigen aber offenbar ein Eindringling aus der Kunstpoesie, ist folgender Abschiedsruf:

[42] Es hat Dein edles Herz nun ausgeschlagen,
 Und Deine Seele zog zum Schöpfer hin,
 Was Du auf Erden duldend oft getragen,
 Dies sei Dir jenseits bleibender Gewinn;
 Drum schlumm're ruhig hin in stillem Frieden,
 Ist auch Dein Scheiden für uns thränenschwer,
 So ist ein Wiederseh'n uns dort beschieden
 In jenem Land, wo keine Trennung mehr.

Anlehnung an den Marien-Cultus zeigt die Grabschrift einer Mutter:

[43] Wie dornenreich war Deines Lebens Bürde,
 Wie thränenreich, Du treues Mutterherz!
 Du trugst die Leiden christlich still mit Würde
 Und warst in Gott ergeben auch im Schmerz.

c) Als eigene Abtheilung sind dann jene Inschriften anzuführen, in welchen sich die Ueberlebenden nicht an den Verstorbenen, sondern an den unbetheiligten Besucher des Grabes mit einer *Mittheilung über den Todten* wenden. Ein charakteristischer Vertreter dieser Art ist:

[44] Still und einfach war sein Leben,
 Treu und thätig seine Hand,
 Ruhig sein Hinüberschweben
 In das bessere Vaterland.

Oder auch:

[45] Sie war sanft und christlich mild,
 Jeder Tugend frommes Bild,
 Die beste Mutter, treu und gut,
 Und Tag auf Tag voll Arbeitsmuth.
 Dass wir verlieren dies edle Herz,
 Ist unseres Lebens grösster Schmerz.

Fällt schon hier die schematische Aufzählung der Vorzüge unangenehm auf, so dürfte umsomehr als gekünstelt abzuweisen sein:

[46] Gib dem Herzen sanften Frieden,
 Hoffnung! Denn die Theure ist geschieden,
 In ein besseres Land zu geh'n,
 Aus der Erde Pilgerlande
 Ging sie hin zum Vaterlande,
 Wo wir einst uns wiederseh'n,
 Wiederseh'n, o! mit Entzücken
 Lasst uns auf zum Himmel blicken.

Dagegen sind noch in diese I. Gruppe Inschriften zu stellen, welche, individuell beginnend, mit einem allgemeinen Gedanken schliessen. So wenn der Todte Abschied nimmt und dabei zu einem ersten Leben ermahnt:

[47] Lebt wohl, Geschwister und Verwandte!
 All ihr Freunde und Bekannte.
 Drum, o Mensch, nimm es ernst,
 Das Leben ist kein Spiel,
 Bedenke oft Dein Ziel:
 Denk' an den Tod und das Gericht,
 Das auch Dich erwartet ganz gewiss.

Oder wenn die Angehörigen sich mit dem Gedanken an die menschlichen Leiden trösten in den schönen Worten:

[48] Schmerzvoll war Dein frühes Scheiden,
 Ach, wohl bitter ist der Tod,
 Doch er endet alle Leiden
 Und befreit von aller Noth.

Vergleiche auch:

[49] Er, der Vater, wird es wissen,
 Warum er mich so früh entrissen;
 Drum bete seine Weisheit an,
 Was Gott thut, das ist wohlgethan.

II. Allgemeine Gedanken.

Die letzten Inschriften bilden uns schon den Uebergang zu einer neuen Gruppe von Grabversen, welchen jede Bezugnahme auf persönliche Verhältnisse fehlt, zu den Erbauungs- und Belehrungsversen *allgemeinen Inhaltes*. So anklingend an die obigen Verse:

[50] Was Gott thut, das ist wohlgethan,
 Greift uns es auch schmerzlich an,
 Dulden ist des Menschen Pflicht,
 Ewig trennt der Tod ja nicht.

Derselbe Ausblick auf das Wiedersehen im Himmel in den Worten:

[51] Freunde trauern, Eltern und die Brüder weinen,
 Sehnen sich nach Wiederseh'n,
 Bis wir Alle uns vereinen,
 Bis wir Alle aufersteh'n.

Oder in etwas ungeschickter Form:

- [52] Dies gibt dem Herzen frommes Gottvertrauen,
 Wenn uns're Seele will im Schmerz vergeh'n,
 Der Mutter theu'res Grab hilft uns die Brücke (sic!) bauen,
 Damit wir jenseits uns im Himmel wiederseh'n.

Vergleiche auch:

- [53] Leiden oder Sterben
 Macht mein Opfer rein,
 Dich nur will ich erben,
 Herr, bei Dir nur sein.

Dann zwei Trostsprüche für die verstorbene Seele:

- [54] Seele, gib dich nun zufrieden,
 Jesus kommt und stärkt die Müden.
 Nur vergiss nie sein Gebot:
 Sei getreu bis in den Tod!

Und:

- [55] Der Körper ruht in dieser Gruft,
 Bis ihn des Richters Stimme ruft.
 Er bleibt im dunklen Grabe nicht,
 Denn Jesus kommt und hält Gericht.

Einige Sprüche von der Vergänglichkeit:

- [56] Was geboren ist auf Erden,
 Muss zu Staub und Asche werden.

Dann auf dem Grabe eines Jünglings:

- [57] Ich bitte Euch, Ihr jungen Leute,
 Sehet, wie uns Gott schnell machen kann zu einer Leiche,
 Leget ab die Eitelkeit, dass Ihr kommt zur Seligkeit.

Und:

- [58] Hier, Mensch, lerne, wer Du bist,
 Lern' was unser Leben ist.
 Ein Sarg und ein Leichenkleid
 Bleibt von aller Herrlichkeit.

Auch andere Ermahnungen an die Ueberlebenden:

- [59] Erziehet Eure Kinder
 Fürs ewige Leben,
 Den Lohn wird Euch Gott,
 Der Allmächtige geben.

Und:

- [60] Lebet nur fromm
 Und betet recht gern,
 So könnt Ihr bestehen
 Vor Gott, unserm Herrn.

Ein Spruch für die Kinder:

- [61] Selig sind die Kleinen,
 Frei von Erdschmerz;
 Denn als reine Seele
 Lassen sie das Herz.

III. Kindergrabverse.

Die ansprechendsten Verse bieten wieder die Kindergräber, obwohl kaum ein Fünftel der Inschriften des Ortes umfassend. So, wenn das Kind spricht:

[62] Ich war noch jung zum Sterben,
Doch alt genug zum Himmelerben,
Ich sterbe jung und klein,
Doch geht der Geist in die Freude ein.

Auch wieder das bekannte Motiv der Aufforderung, nicht zu weinen:

[63] Weinet nicht, Ihr lieben Eltern und auch Brüder,
Trocknet Eure Thränen ab,
Betet für mich zu Gott dem Vater,
Der uns noch nie verlassen hat.

Nach einem öfter zu findenden Grabverse ist die elliptische Inschrift entstanden:

[64] Aus der zarten Kinderschaar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust.

Man ergänzt »wurde ihr dieses Kind entrissen«. Sonst aber werden diese Worte nicht auf ein Kind gebraucht, sondern auf ein junges Weib. Die betreffenden Schlusszeilen (dass der Tod sie dem Gatten geraubt hat) sind natürlich bei dieser Vertauschung weggeblieben.

Den Schmerz der Eltern um ein besonders geliebtes Kind sprechen die Worte aus:

[65] Schlumm're sanft, o edles Wesen,
Das uns Glück und Liebe gab,
Das uns Alles ist gewesen,
Ruhe sanft im kühlen Grab.

Dasselbe Thema behandeln zwei Inschriften, die als Kunstlyrik abzuweisen sind:

[66] Schlumm're sanft im kühlen Grabessande,
Geliebtes Kind! Schlumm're sanft und leicht,
Droben in dem bess'ren Vaterlande
Werde Dir des Lohnes Kranz gereicht.
Friede Deinen schlummernden Gebeinen,
Deiner Liebe denken wir und weinen,
Bis auch uns der frohe Tag erscheint,
Der im Himmel uns mit Dir vereint.

Und:

[67] Dich, holder Knabe, uns're Freude,
Entriss des Todes schonungslose Hand,
Du lässt uns hier allein mit uns'rem Leide
Und eilst voran in jenes bess're Land,
Um oben in den Himmelsphären
Die Schaar der Engel zu vermehren.

In gleicher Weise gekünstelt sind die folgenden Verse, die im Tone einer vielverbreiteten Grabinschrift beginnen:

[68] In der Blüthe Deiner Jahre,
Gutes Mädchen, gingst Du heim;
Schmerzvoll rasch, denn Niemand ahnte
In Dir schon den Todeskeim.
Thränen netzen Deine Bahre,
In den Herzen lebst Du fort;
Engel weben neues Leben —
Und wir seh'n uns einstens dort.

Dann wieder findet sich statt der directen Anrede die erzählende Form; so auf dem Grabe eines jugendlichen Mädchens:

[69] In stiller, unschuldsvoller Jugend
Floss ihre kurze Lebenszeit.
Der Himmel lohne ihre Tugend
Mit seiner seligen Ewigkeit.

Stark formelhaft klingt die Inschrift:

[70] Aus unserer Mitte scheidest Du
Dahin zur kühlen Grabesruh',
Doch dort an jenem Freudenort
Lebst Du als unser Schutzgeist fort.

Derselbe Glaube, dass die kleinen Kinder zu Engeln werden, in den viel schöneren Worten des Kindes:

[71] Ihr Eltern liebtet mich gar sehr,
Gott aber liebte mich noch mehr;
Er nahm mich in sein Himmelreich
Und macht' mich seinen Englein gleich.

Der naive Kinderton liegt in dem Versprechen:

[72] Wenn ich werd' erlangen
Das himmlische Reich,
So werd' ich vergelten:
Ich bitte für Euch.

Dieselbe Beachtung von Seite des Inhaltes und der volksthümlichen Form verdient die Inschrift:

[73] Kaum bin ich hervorgegangen
Wie ein Blümlein auf dem Feld;
Hat der Tod mich schon empfangen
Und weggerissen von der Welt.

Derselbe Gedanke unter Vermengung zweier Bilder, den Eltern in den Mund gelegt:

[74] Ach, die jugendlichen Wangen
Schmückt nicht mehr das zarte Roth,
Kaum dass es halb aufgegangen,
Brach sie schon der frühe Tod.

Oder wenn die Eltern klagen:

[75] Eine Blüthe für das Leben,
Eine Blume für das Grab,
Gott mit Schmerz zurückgegeben,
Der es uns zur Freude gab.

Ebenso dann die spruchartige Bitte:

[76] Unter Blumen, unter Blüten,
Blüht ein Veilchen wunderschön,
Mög' der Himmel es behüten,
Nicht im Sturm es untergeh'n.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, dass mehrere der mitgetheilten Inschriften sich zweimal in Leonding finden, also besonders beliebt zu sein scheinen.

II. Kleine Mittheilungen.

Die unglücklichen Tage des Jahres.

Mitgetheilt vom Lehrer Heinrich Moses, Pottschach.

Unter den Hausschriften eines hiesigen Bauernhauses fand ich ein moderiges Blatt, worauf mit noch etwas leserlicher Handschrift eine genaue Beschreibung der Unglückstage des Jahres sich befindet. Wie aus der Überschrift des Blattes zu schliessen ist, dürften diese Aufzeichnungen einer alten gedruckten Quelle nachgeschrieben worden sein. Nach dem Papiere und der Handschrift zu urtheilen, stammt dieses Blatt aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts.

Die Beschreibung lautet wie folgt:

Welches in ihro königlichen Meyestätt bestelthen bibliothek ist gefunden worden.

Wie folgt.

Als nemlich 42 Täge sind unglücklich in den ganzen jahr, wie (s)olches ein griechischer autor bezeuget als welcher an denen her nachgesetzten Tagen kran(k) wird komet nicht leicht dafon.

Als

Jener 1. 2. 6. 11. 17. 18.

Hornung 8. 16. 17.

Märzn 1. 12. 13. 15.

April 1. 3. 15. 17. 18.

May 8. 10. 17. 30.

Juny 1. 7.

July 1. 5. 6.

Augusti 1. 3. 18. 20.

Sebtember 15. 18. 30.

October 15. 17.

Nofember 1. 7. 17.

December 1. 11. 7.

So ein Kind in diesen dagen gebohren wird bleibt nicht lang beim leben und so es gleich beim leben bleibt wird es armselig und elend.

Wan sich einer in disen tagen verheirathet die verlasen gern einander und leben in streit und armuth.

Wan einer reisen thut komt er unglich ungesund nach haus oder leitet an leib oder seinen schaden.

So soll man auch an disen dagen keinen bau anfangen kein jung ficherl absetzen das zur zucht bleiben sohl es hat kein gedheien viel weniger etwas auf saen oder pflanzen man fangt an was man wihl (fehlt) komt alles zu schaden.

In disen abgesezten 42 dagen sind 3^{ter} 5 tag die ungleich darinen man auch nicht (fehlt) sohl.

als

den 13^{ten} merz, den 17 august den 1^{ten} 2^{ten} und 30 september hirbei ist wider zu merken das drey dag sind die gar ungleichlich sind, und welcher mensch sieg blut lass der stirbt gewis in 7 oder 8 tag als (fehlt)

den 1^{ten} april ist judas der verather gebohrn.

den 1^{ten} auguste ist der teufel von himl geworfen.

den 1^{ten} december ist sodoma und kumora versunken.

Welcher menschen disen 3 tagen den ungleichlichsten gebohren der stirbt eines bosen tods oder wird von der welt zu schanden und auch selten alt.

Isop in wein gesotten und getrunken reiniget die mutter stille der mutter den magen.

Die „Neidkrankheit“.

Mitgetheilt von Dr. Hans Schukowitz, Graz.

Ethisch und psychologisch erscheint es höchst beachtenswerth, dass nach unserer Volksmeinung jener menschlichen Leidenschaft, von der man behauptet, sie biete ihren Nutzniessern kaum ein Vergnügen, die bösartigsten influenzirenden Eigenschaften anhaften sollen, durch die ab und zu gar einer schuldlosen Umgebung Gesundheit und Leben gefährdet erscheint. Auf dieser volksthümlichen Ansicht fussen augenscheinlich die mannigfachen Entstehungsursachen der unter dem Volke bekannten Neidkrankheiten. Treten wir zum Beispiel in die Gesindestube eines *oberösterreichischen* Bauern, in der man just bei der Mahlzeit sitzt, so bemerken wir, dass Alle auffällig die Essgeräthe aus der Hand legen. Und warum das? Weil sie Angst haben, wir könnten sonst Einem oder dem Anderen aus der gesundheitstrotzenden Tischrunde den Bissen „in die Seele hinein verneiden“. Als Beleg für diese weitverbreitete und scheinbar uralte Volksansicht gebe ich nun einen beachtenswerthen Passus aus den handschriftlichen Kalendaraufzeichnungen des *Mauthausener* Marktsyndicus Ignaz *Reimann* aus dem Jahre 1832 wortgetreu wieder:

... „Es war in der Schnitzzeit, am Jacobitag, und ich war dazumals noch junger Brutigam, hätt sollen in Bälde die väterlich Wirthschaft versorgen, da werd ich sterbenskrank. Es ist so geschehen: Das Gesind war just beim Eilfermahl und ich unter ihnen. Komt dasig ein Krüppel vor die Schwell und bittelt. Ich geh zum Hofbrunn und hohl mir ein frisch Trinkwasser. Und mir wird mit einmahl der Becher centnerschwer, ich werd todtmüd und verlier das Bewusstsein. Hast sicher weitergessen, meint meine Mutter... wie der bittelt hat. Und das Uebel wird immer ärger. Ich werd spindeldürr. Gebt dem Naz den Rosenkranz in die Händ, sagen die Nachbarsleut. Ich schlaf in einfort und der Mund steht mir offen zum Essen. Und grad das Essen macht mich hungrig und grad der Schlaf immer matter und mägerer. Der Mutter wird himmelsbang. Sie wüsst sich kein Rath mehr, sagt sie. Der Steinbrecher, rath die Auwinkelwirthin, sollt bei so was helfen können; aber man dürft halt nit bitten und nit danken für sein Rath. Und so nimmt mich unser Großknecht auf sein Schulter und tragt mich glockenschwer über die Aecker. Der meßt und meßt. Es wär die Neidkrankat, meint er. Ein Glied hätt noch gefehlt, und er hätt mir nimmer helfen können. Dann bekreuzt er sich und mich etlichmal und fangt selber an zu fiebern, weil er die Krankheit aufgenommen hätt. Der Mutter aber gibt er den Rath, ich sollt ein Häfen warme Geißmilch so lang einrühren, bis der Löffel stecken bleibt. Aus dem Teig macht sie Pulver und ich nimm Tag für Tag beim Sonnenaufgang eins und bet ein Vaterunser für die, die in der Krankheit gestorben... Drauf werd ich am 9. Fiebertag so schlecht, daß mich versegn lassen wollen. Wart zu, sagt der Steinbrecher zu meiner Mutter, bis zum letzten Pulver. Und wirklich, ein Ass kommt um das ander, unter der Achsel, am Hintern... in der Fußsohl. Lauter gelbes Wasser geht daraus ab. Am zwölften Tag bin ich munter aus der Bettstatt gesprungen und war geheilt von der Neidkrankat. Seithier iss ich vor kein Fremden nimmer.“

Die Beziehungen der Pflanzen zu den Kinderspielen in Niederösterreich.

Von Emil K. Blümmel und Fr. Höfer, Wien.

Als harmlosen Zeitvertreib, durch welchen jedoch auch eine gewisse Anstelligkeit, Genauigkeit, Witz, Wetteifer, sogar einigermaßen Schönheitsgefühl und Erfindungsgabe zur Entwicklung gelangt, liefern die Kinderspiele ein nicht zu unterschätzendes Bildungsmittel, was auch dadurch erwiesen scheint, dass man Kindergärten errichtete und noch errichtet.

Doch wie überall so ist auch bei den Spielen, beim Spielzeuge ein Unterschied zwischen hoch und nieder, zwischen arm und reich zu erkennen. Der Reiche kann seinem Kinde Alles bieten, nicht so der Arme. Doch auch die Kinder der Städter unterscheiden sich in ihren Spielzeugen und Spielen von den Kindern der bäuerlichen Landbevölkerung. In der Stadt ist das Leben viel gespreizter, unnatürlicher als auf dem Lande, wo sich Alles gibt, wie es ist, in seiner vollen Urwüchsigkeit, und so geben sich auch die Spiele, deren Beschreibung jedoch oft eine sehr schwierige Sache ist; man muss sie eben gesehen oder mitgespielt haben, um ein richtiges Urtheil und eine richtige Vorstellung davon zu bekommen und auch wiedergeben zu können.

Zuerst wird bei solchen Spielen immer die Armseligkeit des Spielzeuges auffallen. Was ist es oft? Nichts als ein Stückchen Holz, ein Glas- oder Topfscherbe u. dgl., und dabei sind die glücklichen Besitzer dieser Nichtigkeiten doch so entzückt und fröhlich, als ob sie ein Kaiserreich hätten. Sie sind eben genügsam, sie wissen nichts Besseres, die Zeit wird ihnen ja auch lange, und so sehen sie sich, da ihnen ihre Eltern kein Spielzeug kaufen, nach etwas um, was etwa ihren Zwecken entsprechen würde. Das Fehlende ergänzen sie sich einfach durch die rege Phantasie, denn wer würde in einem Topfscherben Kühe u. dgl. erblicken, und doch sind es solche, freilich nur für die Kindesphantasie. Es gelangen daher als Spielzeug nur solche Gegenstände zur Anwendung, die leicht erreichbar sind und dabei nichts kosten und allenfalls auch Abwechslung bieten.

Dazu sind aber keine besseren Gegenstände zu finden als die Pflanzen. Das Bild der Vegetation ändert sich ja immer, wenn auch unmerklich, vielleicht weil Uebergangsformen da sind, aber doch stets. Wären keine vermittelnden Zwischenräume, so würde sich freilich das Bild rasch verändern, so aber sind eben Vermittlungsglieder da. Diese stete Veränderlichkeit bietet nun den Kindern eine Unmenge von Spielzeug in allen Farben und in allen Formen, und es wird auch reichlich von ihnen benützt, was wohl auch daraus ersichtlich sein mag, dass in einem einzigen Dorfe oft über fünfzig Pflanzenarten von den Kindern zum Spielen verwendet werden und auch ihre eigenen Namen besitzen. Und wenn sie nichts machen, so binden dieselben „Busch'n“ und schmücken die Muttergottesbilder u. s. w. damit, die ja am Lande nicht zu den Seltenheiten gehören. In grösseren Städten freilich, da begnügt man sich mit so einfachen Sachen nicht, daher auch die Verwendung der Pflanzen zu Spielen nicht oder wenigstens nur in sehr beschränktem Masse stattfindet.

Wie mannigfaltig die einzelnen Anwendungen der Pflanzen am Lande zu Kinderspielen nun sind, mögen die folgenden Zeilen zeigen, obwohl damit gewiss noch nicht alle Verwendungen erschöpft sind, denn viel ist vielleicht schon verlorengegangen, da ja die Landkinder heute auch schon feiner sind, „von der Cultur beleckt“, wie *Seume* von den Indianern sagte und lieber mit Puppen spielen, die sie aus der Stadt erhalten, als mit solchen, die sie sich in früherer Zeit aus Fleckerln, Fetzen u. dgl. machten und „Dogga“ nannten, während heute der Name Puppe an dessen Stelle trat. Wieder bewährt sich der Spruch: „Tempora mutantur et nos mutamur in illis.“ Doch heute ist es noch Zeit, das Wenige, was von früher übergeblieben ist, zu retten und für die nachkommenden Generationen aufzubewahren. Es möge daher auch der folgende Beitrag eine Anregung zur weiteren Arbeit auf diesem Gebiete geben.

1. Akazienblüthe (*Robinia Pseudacacia*, L.), Beinwell- (*Symphytum officinale*, L.), Taubnessel- (*Lamium spec.*), Wiesenklee- (*Trifolium arvense*, L., Volksname für das

Blüthenköpfchen: Himmelsbrot) und Löwenmaulblüthen (*Antirrhinum majus*, L.). Zum Aussaugen des süßen Saftes aus den Blüthenröhren, daher auch „Sutzbleaml“ genannt.

2. Apfel- (*Pyrus malus*, L.) und Birnbaumfrüchte (*Pyrus communis*, L.) werden im jungen Zustande als sogenannte Arwln (Marbela) zum Scheiben in Grübchen verwendet, ersetzen die Kugeln der Städter.

3. Binsen (*Juncus spec.*) dienen zum Flechten von Körbchen und Karbatschen.

4. Birnbaum (*Pyrus communis*, L.). Blätter zum Pfeifen; Blüthen zum Essen wegen des Blüthensaftes; Früchte s. Nr. 2.

5. Blasenstrauch (*Colutea arborescens*, L., im Volksmunde Klescherlstaude), Enzian (*Gentiana spec.*), aufgeblasenes Leinkraut (*Silene inflata*, Sm.), Waldnachtelke (*Melandrium silvestre*, Röhl.), Klatschmohn (*Papaver Rhoeas*, L.) Zum Schnalzen, Klatschen (Kleschen). Kelch, unreife Früchte oder Blüthe wird auf die eine Hand gegeben, mit der anderen darauf geschlagen, und nun geht die Klescherei los, d. h. der Kelch etc. springt und die herausströmende Luft verursacht einen eigenthümlichen Knall.

6. Bohne (*Phaseolus vulgaris* L.). Die Früchte dienen als Geld.

7. Borstengras (*Nardus stricta*, L.). Die Aehren werden zum Körbchenflechten verwendet.

8. Distel (*Cirsium spec.*). Die Dornen davon dienen zum Schreiben oder Stechen auf grossen Blättern.

9. Eberwurz (*Carlina acaulis*, L.). Die Blüthenstände finden als Bürsten Verwendung.

10. Eiche (*Quercus spec.*). Die Schüsselchen dienen zum Pfeifen, die Gallen als Kugeln zum Scheiben, während die Blätter mit steifen Bürsten so lange geschlagen werden, bis bloss das Blattgerippe mehr übrig bleibt, auf welches dann Bildchen geklebt werden.

11. Engelwurz (*Archangelica officinalis*, Hoffm.). Die Stengel dienen zu Pfeifen.

12. Enzian (*Gentiana spec.*). Siehe Nr. 5.

13. Erdapfel (*Solanum tuberosum*, L.). Die Knollen werden in Scheiben zerschnitten und als Ladung von Knallbüchsen, die früher aus Federkielen, jetzt aber meist aus Hollunderröhren bestehen, verwendet. Auch Hölzchen werden in die Knollen gesteckt und stellen dieselben dann Thiere vor.

14. Fichte (*Picea excelsa*, Link.) und Tanne (*Abies alba*, Mill.). Die Zweige werden auf Zwirnsperlen aufgesteckt und stellen Miniaturbäumchen vor, während das Holz zum Schnitzeln, Verfertigen von Waffentücken, wie hölzernen Säbeln u. s. w. Verwendung findet.

15. Flieder (Spanischer Holler, *Syringa vulgaris*, L.). Die Blüthen, und zwar mit dem Grunde der Blüthenröhre, werden auf das erste Daumenglied aufgestellt; gepresst und ineinander gesteckt, dienen sie zum Formen von Kreuzen, Ringen und Herzen.

16. Föhren (*Pinus silvestris*, L.). Die dicke Rinde dient zum Schneiden (Schnitzen) von Schiffchen und Würfeln. Das Holz zum Flohspiel.*)

17. Grasblätter zur Nachahmung des Hahnenrufes.

18. Hasel (*Corylus avellana*, L.). Die Blätter zum Klatschen, das Holz zu Pfeilbogen und Reifen, die Kerne und Nüsse zu Spinnrädern.

19. Hollunder (*Sambucus nigra*, L.). Die Aeste zu Knallbüchsen, wozu sie sich wegen ihres leicht entfernbaren Markes ausgezeichnet eignen, ebenso zu Wasserspritzen; der Fruchtsaft dient zum gegenseitigen Bespritzen und als Tinte, sowie zum Bemalen des Gesichtes; die jungen Triebe in Verbindung mit einem Süßgrashalme als Läutbrunnen (Pumpe) und das Mark zu sogenannten „Manderl steh' auf“.

20. Huflattich (*Tussilago Farfara*, L.). Die Blüthen zu Kränzen.

21. Käsepappel (*Malva silvestris*, L.). Die Früchte (sogenannte Laibchen) zum Essen und zum Spielen, wobei sie Brot u. dgl. vorstellen.

22. Karde (*Dipsacus silvester*, Huds.). Die Fruchtköpfchen haben die Bestimmung, als Kämme zu dienen.

*) Der sogenannte Floh ist eine auf beiden Seiten zugespitzte Walze, der dann mittelst einer Dachsindel etc. weiter befördert wird, da durch das Aufschlagen auf eine Spitze das Ding hüpfet. In Wien heisst dieses Spiel „Titschkerlspiel“.

23. Kirschlorbeer (*Prunus Cerasus*, L.). Die Stengel der Früchte dienen zum Prüfen der Zugfestigkeit (Reissen), die Kerne zum Schnellen, wohingegen die Früchte selbst als Ohrgehänge verwendet werden (jedoch nur die, die aus zwei Früchten oder mehreren bestehen, deren Stengel einen gemeinsamen Punkt aufweisen, von dem sie ausgehen) sowie auch zum Bemalen des Gesichtes, d. h. also zum Schnurrbart u. dgl. machen, Anwendung finden. Zeigt ein Kind eine solche Bemalung, so sagen die anderen zu ihm: Du hast an Hund dabiss'n (Braunsdorf, Oberhollabrunner Bezirk).

24. Klatschmohn (*Papaver Rhoeas*, L., et *somniferum*, L.). Die Fruchtköpfe zu Puppen. Siehe auch Nr. 12.

25. Kornblumen (*Centaurea Cyanus*, L.) und

26. Kornrade (*Agrostemma Githago*, L.). Die Blüten von beiden zu Kränzen.

27. Klette (*Lappa officinalis*, All., et *tomentosa*, Lmk.). Blütenköpfe zum Bewerfen und zu Körbchen. Blätter zu Schirmen.

28. Kugeldistel (*Echinops sphaerocephalus*, L.). Die Blütenstände, d. h. Körbchen, dienen als Käme.

29. Kürbis (*Cucumis Pepo*, L.). Die hohlen Blattstengel dienen zum Blasen, die Früchte zu Larven, Fässern, Laternen und Thieren, welche letztere wieder durch Einstecken von Holzstücken erreicht werden.

30. Kukuruz (*Zea Mays*, L.). Die starken Stämme dienen zu Klappern (Trommeln) sowie zu Geigen.

31. Löwenmaul. Siehe Nr. 1.

32. Löwenzahn (*Taraxacum officinale*, Weber). Die hohlen Schäfte dienen zum Verfertigen von Ketten, zum Blasen und zum Spiel „Apfelbaum, Maibam“, die Fruchtköpfchen als Lichter. Der Vers, der beim obigen Spiel gesprochen wird, lautet:

Maibam, Birbam, Apflbam, Zweschpnbam,

Dra ma mein Schlüsserl z'sam.

Dabei werden die hohlen Schäfte an der Spitze eingekerbt und in den Mund genommen. Durch die Erwärmung sowie durch das Herumwerfen des Schaftes im Munde rollen sich die eingekerbten Abschnitte wie Spiralen nach auswärts um, wobei dann der Schaft ein ganz eigenthümliches Aussehen hat. Aus den Blüten werden auch Kränze verfertigt.

33. Leimkraut, aufgeblasenes (*Silene inflata*, Sm.). Siehe Nr. 5.

34. Marille (*Prunus Armeniaca*, L.). Die Kerne sowie die Nüsse zu Spinnrädern und zu Pfeifen.

35. Mauergerste (*Hordeum murinum*, L.). Zum Spiele: Hansl schlief. Die Aehre wird nämlich in das Gewand gesteckt und beginnt dieselbe ihre Wanderung, natürlich unter Kitzeln.

36. Moos (Musci). Zur Ausstattung von Krippen.

37. Nachnelke, Wald- (*Melandrium silvestre*, Röhl.). Siehe Nr. 5.

38. Nussbaum (*Juglans regia*, L.). Die Schalen dienen zur Nachahmung des Krähenrufes und zu Fröschen, die Blätter zum Klatschen und die Zweige zu Tabakröhren.

39. Pappelbaum (*Populus alba*, L.). Die Rinde zu Pfeifen und Klatschen.

40. Primel (Himmelsschlüssel, *Primula officinalis*, L., *veris* L.). Zum Trompetenblasen.

41. Reiherschnabel (*Erodium cicutarium*, L'Hérit.). Die Früchte werden auf die Aermel gesteckt, dienen auch zu Ubrradeln (Spiralen).

42. Rohr, spanisches (*Arundo Donax*, L.). Zu Pfeilbogen und als Pfeifen zum Rauchen.

43. Rosskastanie (*Aesculus Hippocastanum*, L.). Die Stengel der Früchte zum Proben der Druckfestigkeit (Reissen), die Früchte zum Scheiben und an Schnüren gereiht zum Umbängen, zum Schleudern und zu Tabakpfeifen, in letzterem Falle jedoch mit Stacheln und Stengeln oder ohne dieselben in Verbindung mit einem Holz, wobei in die Frucht ein Loch gebohrt ist.

44. Runkelrüben (*Beta vulgaris*, L.). Die rinnigen Blattstiele zu Geigen. Im Winter werden die Wurzeln in den Keller geschafft und wachsen hier meist aus, diese farbigen

Auswüchse dienen nun beim Hochzeitspielen als Aufputz für die Braut, den Bräutigam u. s. w., auch beim Leichenspielen werden die Träger damit geputzt, wenn der Verstorbene ein Jüngling, oder die Trägerinnen, wenn die Verstorbene eine Jungfrau ist.

45. Rübe, rothe (*Daucus Carota*, L.). Aus den Wurzeln werden Thiere geschnitten, die dann mit Hölzchen versehen werden, auch Krapfen, Braten etc. werden beim Hochzeitspielen daraus geschnitten.

46. Taubnessel, siehe 1.

47. Teufelszwirn (*Lycium halimifolium*, Miller). Die Blüten, entweder einzeln oder mehrere zusammen, zum Aufstellen auf das erste Daumenglied, die Früchte auf einen Zwirnsfaden befestigt als sogenannte „Halsbeten“ zum Umhängen um den Hals und als Handbracelets, auch zu Ohringen.

48. Strohhalme zum Erzeugen von Seifenblasen.

49. Schilfrohr (*Stuccatur*-, *Calamagrostis spec.*). Wird zu Papagenoflöten und Tremolopfeifen sowie zu Pfeilen verwendet.

50. Waldrebe (*Clematis Vitalba*, L.). Die Zweige zu Leitseilen beim Pferdespielen, die zottigen Fruchtschweife als Aufputz.

51. Weiden (*Salix spec.*). Zu Hutschen, indem sich die Kinder an einen starken Ast hängen und nun hutschen, bis derselbe abreisst. Die Knospen (Palmkätzchen) zum Schlucken am Palmsonntag, die Zweigrinde zu verschiedenen Pfeifen (Pfarzen und Plären) und zu Klatschen.

52. Weinrebe (*Vitis vinifera*, L.). Die Aeste zu Rebpfeifen (Zungenpfeifen), die Beeren zum gegenseitigen Bespritzen.

53. Wermuth (*Artemisia Abrotanum*, L.). Es werden daraus Hütten gebaut und Besen gemacht.

54. Wiesenklees (*Trifolium arvense*, L.). Siehe Nr. 1.

55. Wilde Rose (*Rosa canis*, L.). Die Früchte auf Schnüren oder Zwirn aufgefasset, als Ketten.

56. Zeitlose (*Colchicum autumnale*, L.). Die Samenkapseln mit vier Hölzchen gestützt, dienen als Kühe.

Ausserdem dienen noch verschiedene Hölzer als Schleuderstecken.

Das Glöckelgehen im Salzkammergute.

Mitgetheilt von Jenny Kaesbacher, Ischl.

Einer der hübschesten und ältesten Gebräuche der ländlichen Bevölkerung im Salzkammergute ist unstreitig das Glöckelgehen am Abend des heiligen Dreikönigtages. Jung und Alt, Gross und Klein, Alles freut sich des einzigen Tages im Jahre, wo dieses echt ländliche, frische, harmlose und doch mit hohem Ernste seine selbstgenehmigten Statuten handhabende Schauspiel stattfindet. Die Glöckler sind keine armen Leute, es sind meist Söhne wohlhabender Bürger und Bauern; sie strömen von benachbarten Höfen und Dörfern in einen grösseren Marktflücken zusammen und vereinigen sich da zu diesem Zwecke. Es werden nur Eingeborene zugelassen, kein Fremder erfreut sich dieser Ehre. Die Glöckler sind weiss gekleidet, weisse Jacken, weisse Hosen, Larven vor dem Gesicht, und tragen ihren Witz wenn auch nicht immer *im* Kopfe, so doch Alle *auf* dem Kopfe; wahre Gebäude aus Pappendeckel, welche meist das Gewerbe des Trägers, oft aber auch nur Scherz und Spässe repräsentiren. Da sieht man voran einen kolossalen Hirschkopf, der seine Bande mit sichtlicher Oberherrlichkeit anführt, dem folgt anderes Gethier, Wald- und Haushiere, Alles in kolossalen Dimensionen, dann ebensolche Tabakpfeifen, Schlüssel, Hammer, landwirthschaftliche Geräte, Hütten, Paläste, Kirchen, Stiefel, Geissböcke, Wiegen, Fatschenkinder etc. Alle diese Emblemes sind transparent ausgestaltet, so dass aus ihrem Innern die Lichteffecte entströmen. — Die Aufgabe der Glöckler ist: Stets zu laufen, ihr Einzug geschieht im Laufschrift unter grässlichem Geläute ihrer Kuhschellen und Gejohle von Seite des Publicums. Da mag das Wetter wie immer sein, ob haushohe Schneewände

vom Schneepfluge erbaut, nur die kleinste Schlucht zum Vorwärtswaten ermöglichen, ob es unaufhörlich neue Massen schneit, der Sturm wie wüthend in Schnee und Eis rumort, Einem Gesicht und Sinn umwirbelt, oder ob Thauwetter eintritt — wobei das Reinigungsamt ganz und gar dem lieben Herrgott überlassen bleibt und der Mensch erbarmungslos, weit über die Grenzen des Erlaubten, in beispiellosem Brei versinkt und nur schweiss- tiefend sich Bahn brechen kann — Alles gleich, die Strassen, wenn man im Winter sie auch so nennen darf, sind dicht besetzt, Alles harrt, Seel' und Leib vergessend, der kommenden Glöckler!

Muthwillige Buben rufen: Sie kommen! Sie kommen! Doch nein, es ist wieder Täuschung, welche jedes Mal mit allgemeinem Gelächter endet.

So sehr liegt es in der menschlichen Natur, langes Warten sich mittelst Narreteien zu verkürzen.

Doch endlich wird es Wahrheit, die vielen Leuchten werfen ihre Strahlen auf Häuser und Höhen, und die zahllosen Kubglocken, welche sie anhängen haben, verkünden ohrenzerreissend das wirkliche Nahen der Glöckler! Also werden sie mit brausendem Jubel empfangen. Nun beginnen sie ihre Kreise zu bilden, erst vor den Wohnungen der Honoratioren, und tanzen und schellen hier ihr Ständchen. Hierauf geht es von einem Gasthof zum anderen, das Publicum zieht nach, wie ein grosser Schwarm schwarzer Käfer auf weissem Grunde.

Nun strömen auch die Gäste aus den Wirthshäusern heraus, längst schon der fröhlichen Glöckler harrend.

In alten Zeiten — das Glöckelgehen greift weit in *verflossene Jahrhunderte* zurück — hat man den Glöcklern Branntwein und Schnaps offerirt, doch heute schickt sich das nimmer; heute credenzt man auf grossen Platten Wein und Bier, in kommenden Zeiten vielleicht Champagner, bis wiederum der Fusel zu Ehren kommt. Geld darf man den Glöcklern nicht bieten, das wäre Beleidigung, jedoch einen frischen Trunk und etwas zum Beissen, Krapfen, Wuchteln etc., verschmähen sie nicht. Nun eben beginnt ihre Kunst. Die Glöckler dürfen keinen Augenblick ruhen, sie sind ganz dem Gesetze ewiger Bewegung verfallen, sie müssen das Dargebotene tanzend und laufend erfassen, die Gläser leeren, das Compacte einstecken; sie dürfen dabei den Kreis nicht verlassen, sonst sind sie für alle Zeit aus diesem himmlischen Reigen ausgeschlossen und werden noch obendrein zum Andenken an ihr unsühnbares Verbrechen von ihren olympischen Collegen tüchtig durchgeprügelt. Und so stürzen sie denn, ihrer Ehre eingedenk, die kalten Getränke im Fluge in ihre erhitzten Lungen hinein. Und da wundert sich noch die ländliche Einfalt: „Woher nur die späteren Erkrankungen?“

Bedenkt man nun noch dazu, dass wohl fast jeder dieser Glöckler sein Liebchen hat, welches ohne Zweifel unter den Zuschauern sich befindet und in ihrem Liebsten einen Musterglöckler erblicken möchte, ja dass vielleicht sogar manches Jawort von dieser Heldenthat abhängen mag, denn in puncto Tollheit bewähren sich Landmädchen und einstige Ritterfräulein am meisten, so begreift man vollkommen, dass so ein Glöckelritter eher den Todestrunk nimmt, als sich vor seiner Schönen zu blamiren oder gar sein Schätzchen zu verlieren.

So endet dieses tolle Spiel erst spät in der Nacht beim letzten Wirthshaus. Jeder sucht nun — doch fragt nur nicht wie — seine Heimstätte auf, mit wahrhaftem Bedauern im Herzen, dass es nun wieder ein volles Jahr warten heisst, bis diese Eigenart von Lust und Humor eines eingefrorenen und doch so fröhlichen, schönen Fleckchens Erde wiederkehrt.

Der Mond im Glauben des nordböhmisches Volkes.

Von Heinrich Ankert, Leitmeritz.

Bei den meisten alten Völkern spielte der Mond im Cultus eine grosse Rolle; sie erwiesen ihm wie auch anderen Himmelskörpern göttliche Verehrung. Auch von den alten Deutschen ist uns dies bekannt, auch sie verehrten den Mond als ihren Gott, ihren Wohlthäter. (Caesar bel. gal. VI. 21.)

Mancherlei Anklänge an diese alte Mondesverehrung haben sich bis auf unsere Tage erhalten. Vielfach schreibt man bei uns in Nordböhmen dem Monde einen grossen Einfluss auf den Menschen und die ihn umgebende Natur zu; in abergläubischen Gebräuchen und in Sagen finden wir den Mond — sicherlich vielfach Ueberreste der alten Mondesverehrung.

Schwangere Weiber sollen sich vor dem Vollmonde hüten, sie dürfen nicht in denselben sehen, sonst brächten sie mondsüchtige Kinder zur Welt. Ebenso darf auch eine Mutter ihr kleines, noch nicht ein Jahr altes Kind in den Vollmond nicht sehen lassen, es würde auch ein Mondwandler. Ein Mondwandler wird auch der, der mit dem Finger in den Mond zeigt, sowie auch Jener, dem der Vollmond beim Schläfe ins Gesicht scheint. Der Mond zieht einen solchen an, sagt man allgemein.

Bei zunehmendem Monde soll man heiraten, dies ist von glücklichem Einflusse auf das zukünftige eheliche Leben; ebenso soll man wichtige Handlungen nur bei zunehmendem Monde verrichten. Die junge Hausfrau soll den ersten Vollmond, den sie nach Eingehung ihrer Ehe sieht, im Freien erblicken; im entgegengesetzten Falle zerschlägt sie viel Geschirr und bringt dadurch Unfrieden in die Ehe. Von guter Vorbedeutung für die junge Frau ist es, wenn sie den zunehmenden Mond zuerst zur rechten Hand sucht. Gut ist es für jeden Menschen, den Vollmond zuerst im Freien zu sehen. Kinder, im Neumond geboren, gedeihen nicht, sie werden nicht alt; abgestillt werden kleine Kinder bei zunehmendem Monde. Haare schneidet man kleinen Kindern bei zunehmendem Monde; auch ältere Menschen thun dies zu dieser Zeit gerne, da die Haare dann geschwind wieder nachwachsen.

Einer besonderen Beachtung erfreut sich der Mond beim Bauer. Bei zunehmendem Monde wird gesät, Kraut gepflanzt, Kartoffeln werden gesteckt; Kartoffeln, bei abnehmendem Monde gesteckt, bleiben klein und wachsen nur ins Kraut. Bäume pflöpft man bei zunehmendem Monde, bei abnehmendem putzt man sie aus. Leerblühende Blumen pflanzt man bei Vollmondschein, dann blühen sie sicher gefüllt. Unkraut zieht man bei abnehmendem Monde.

Um den Geschlechtstrieb beim Rinde zu fördern, treibt man es am ersten Freitage im Neumond zum Stier; es wird auch in dieser Zeit nach dem Belegen am sichersten trüchtig.

Vielfach gilt der Mond als Wetterprophet; schon lange vor Falb behauptete man, dass der Mond einen Einfluss auf das Wetter ausübe und über das bevorstehende Wetter Aufschluss gebe; zunehmender Mond bringe schönes, abnehmender schlechtes, regnerisches Wetter. Ein Mondhof bringe Regen oder Schnee; beim Mondwechsel wechsele auch das Wetter.

Eine grosse Rolle spielt der Mond in unserer Volksmedizin; Schäden werden immer bei abnehmendem Monde geheilt. Nur einige wenige Beispiele: Flechten, Ungeziefer (Läuse, Flöhe), Würmer vertreibt man bei abnehmendem Monde. Um einen Bruch zu heilen, spaltet man bei abnehmendem Monde eine junge Esche, steckt das kranke Kind durch, betet fünf Vaterunser und bindet das Bäumchen wieder zu. (Voitsberger Gegend.) Gross ist die Zahl der Mittel zum Vertreiben der Warzen, welche bei abnehmendem Monde angewendet werden müssen. Man stiehlt sich zum Beispiele einen Strohwisch, reibt bei abnehmendem Monde die Warze damit und versperrt den Wisch unter der Traufe eines Daches; sobald er verfault ist, verschwindet die Warze. Dasselbe geschieht auch, wenn man bei abnehmendem Monde um Mitternacht die Warze dreimal mit einer Speckschwarte bestreicht.

Zum Schlusse will ich noch bemerken, dass auch bei uns das Volk in den Flecken des Mondes mancherlei Gestalten zu erkennen glaubt und verschiedene Sagen daran knüpft. So ist mir, um nur ein Beispiel anzuführen, aus der Markersdorfer Gegend folgende, auch anderwärts verbreitete Sage bekannt, die dort oft von einem alten Sagenzähler, der weder lesen noch schreiben konnte, erzählt wurde. Zur Zeit als die Wochentage noch keinen Namen hatten, ging ein Mann Sonntags zur Zeit der Messe in den Wald Reisig

stehlen. Auf dem Heimwege begegnete ihn der liebe Herrgott, welcher ihn fragte, ob er nicht wüsste, dass heute Sonntag ist. „Das ist mir egal, ob heute Sonntag oder Montag ist,“ erwiderte der Dieb. Zur Strafe für diesen Frevel musste er am anderen Tage mit dem Reisigbündel in den Mond, und der Tag wurde Montag genannt. Heute noch steht der Frevler mit seinem Reisigbündel im Monde.

Das „Fürziehen“.

Von Heinrich Moses, Pottschach.

In Niederösterreich ist es fast allgemein üblich, den Hochzeitszug auf dem Rückwege aus der Kirche durch ein über die Strasse gespanntes Seil aufzuhalten. Der Bräutigam muss nun die Braut auslösen, „Schnurgeld“ zahlen. Diese hochzeitliche Sitte nennt man das „Fürziehen“.

In vielen Orten Niederösterreichs bestand der uralte Rechtsbrauch, dass eine Braut den Ort nur dann passiren durfte, wenn sie die festgesetzte Gebühr vorher entrichtet hatte.

So finden wir im Taiding des Marktes Drösing folgende Bestimmung:

„Item wann ainer führt eine Braut über die March, der ist Mauth schuldig 42 Pfennige.“ (Oesterr. Weisthümer, VII. Bd., S. 105.)

In dem Taiding des Marktes Weikertschlag an der Thaya heisst es:

„Item alle bräut so durchführen, die müssen mauthen, das ist unser recht.“

(Ebenda S. 240.)

Das Taiding von Leopoldau bei Wien:

„Wann man eine Braut über die prugk her in das aigen fuert, so gibt man zu maut von einer wittib 12 Pfennige, von einer junckfrauen 6 Pfennige und nicht mehr.“

(Ebenda S. 320.)

Im Taiding der Dörfer Ober-Nonberg, Loschberg und Roiten bei Zwettl sind folgende Bestimmungen enthalten:

„Erstlichen, wann einer mit einer braut ohne vorwissen der grundobrigkeit oder des richters durch disen markt fahret, ist er in der grundobrigkeitlichen Strafe.“

„Ferner, wann man einem so mit einer braut durchfahren wolte *den weeg mit einem sail überzuge* und von einen solches sail auß übermueth und verachtung des gesatzes abgehauet wurde, ist er der herrschaft zum wandl verfablen 32 Pfund Pfennige, deren jedes Pfund 240 Pfennige oder einen gulden in gelt außmachtet.“

„Item, wann ein brautvolk die freiheit mehrgemeldeten markts und des dorfes Losch (Löschberg) betritt, sie zuvor auf beschehendes anmelden sechs groschen geben mueß, beschicht aber keine anmeldung, ist solches *ein schwarzes Kalb mit vier weißen fueßen* zu geben schuldig.“

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

9. G. W. Gessmann: Die Pflanze im Zauberglauben. Ein Katechismus der Zauberbotanik. Mit einem Anhang über Pflanzensymbolik. Mit 12 Abbildungen. Wien. A. Hartleben's Verlag. S. 252.

In übersichtlicher Weise ist hier der auf die Heil- und Zauberpflanzen bezügliche Glaube und Aberglaube zusammengestellt; jedoch ist es ein Grundfehler dieser Zusammenstellung, dass dieselbe international auftritt, d. h. dass auf die Scheidung der Quellen, ob es sich um antiken (griechisch-römischen) oder semitischen, oder mittelalterlich deutschen, modern-slawischen Glauben handelt, nicht Rücksicht genommen ist. Auch eine populär auftretende Arbeit dieser Art darf sich nicht der fundamentalsten Forderung historischer Darstellungsweise entschlagen. Aus dem gleichen Grunde ist auch der Anhang über Pflanzensymbolik vollständig werthlos.

10. Karten der Verbreitung von Deutschen und Slawen in Oesterreich. Mit statistischen Begleitworten. Bearbeitet auf Grund der Vogel'schen Karten von *Paul Langhans*.

Der Inhalt dieses in der rühmlichst bekannten geographischen Verlagsanstalt Justus Perthes in Gotha erschienenen Kartenwerkes, das für jeden Oesterreicher in der gegenwärtigen Zeit doppeltes Interesse bietet, ist der folgende:

1. Spezialkarte der *deutsch-czechischen Sprachgrenze* in Nordböhmen mit den Grenzen der Bezirkshauptmannschaften und Bezirksgerichte (im Massstabe von 1:500.000).
2. Uebersichtskarte des *czechisch-mährisch-slovakischen Sprachgebietes* in Oesterreich und Preussen. (Massstab 1:1,500.000)
3. Uebersichtskarte des *czechischen Querriegels zwischen den deutschen Ostmarken* mit den Hauptverbindungen zwischen Nordsee, Ostsee und Adria. (Massstab 1:3,700.000.)
4. Plan von *Prag und Umgebung*. (Massstab 1:150.000.)

Die Begleitworte nennt der Verfasser „statistische Unterlagen zur Beurtheilung des Sprachenkampfes in Oesterreich“. Dieselben enthalten Tabellen: 1. der Umgangssprache in Oesterreich (nach dem Stande der Volkszählung am 31. December 1890); 2. der Umgangssprache und Religion in den Ländern Deutsch-Oesterreichs (mit Ausschluss von Galizien, Bukowina, Dalmatien); 3. der Vertheilung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien; 4. der Verzechung der katholischen Geistlichkeit Böhmens; 5. des czechischen Querriegels in den deutschen Ostmarken; 6. der Steuerkraft der Deutschen und Slawen Oesterreichs, und endlich 7. eine Darstellung der Parteien-, respective Nationalitätenverhältnisse im österreichischen Reichsrathe.

— n —

11. Lucyan Malinowski. Powieści ludu polskiego na Śląsku. Z ust ludu zebrał — W Krakowie, Akademie 1899. S. 78. („Erzählungen des polnischen Volkes in Schlesien.“ Sonderabdruck aus den Materyaly antropolog.-archeolog. i etnograf. IV.)

Ein sehr hervorragender Theil der segensreichen Thätigkeit des verstorbenen Krakauer Professors Luc. Malinowski war der Erforschung des polnischen Volksthumes in Oesterreichisch- und Preussisch-Schlesien gewidmet, in erster Reihe freilich der Erforschung dieser polnischen Dialecte. Doch widmete er auch dem Volksthum selbst seine Aufmerksamkeit und sammelte reiches Material an. Eine kurze ethnographische Skizze veröffentlichte er bereits im Jahre 1877 in der Warschauer Revue „Ateneum“ und dann auch selbstständig unter dem Titel „Zarysy życia ludowego na Śląsku“. („Skizzen des Volkslebens in Schlesien.“) Aus seinem Nachlasse gab nun sein Schüler Prof. Dr. Jan Bystroń, ein geborener Schlesier, den ersten Theil der „Erzählungen des polnischen Volkes“ heraus, die im Fürstenthum Teschen aufgesammelt wurden. Diese Materialien haben in erster Reihe einen grossen Werth für den Dialectologen durch die minutiöse, sozusagen phonographische Treue, mit der sie aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet sind. In nicht geringem Masse erwecken sie auch das Interesse des Ethnographen, speciell des Folkloristen.

Die Erzählungen, auch Lieder sind aus den verschiedensten Kreisen und Schichten des polnischen Volkes in Oesterreichisch-Schlesien gesammelt, aus dem Munde von zwölf- bis fünfzehnjährigen Mädchen, reifen Männern und Greisen. Freilich ist nicht überall der Erzähler genannt, aber doch sehr häufig. Die Erzählungen sind grösstentheils sehr primitiv, manchmal blosses Fragmente. Es wäre von nicht geringem Interesse, die rein formale Seite dieser Erzählungen zu untersuchen, wie auch sie selbst untereinander je nach dem Alter, Stand und Beruf der Erzähler, so auch zu den Erzählungen anderer benachbarter Gegenden. Hier wenden wir unsere Aufmerksamkeit mehr auf die stoffliche Seite und wollen in Folgendem auf die bemerkenswertheren Erzählungen die Aufmerksamkeit der Märchenforscher wenden.

S. 3. ff. Das Mädchen bekommt dejenige von den drei königlichen Prinzen, der den schönsten Gegenstand bringt: 1. ein kleiner Wagen trägt in einem Augenblick an den gewünschten Ort; 2. Zauberspiegel; 3. heilkräftige Aepfel. Vgl. R. Köhler, Kleinere Schriften, S. 57, 61 zu Peter II, 151, Schneller Nr. 14; Jones & Kropf, Magyar Folk Tales 155 ff. Sbornik mat. kavkaz. XXI, Abth. 2, S. 53.

S. 8 ff. Besser ist, in der Jugend zu leiden als im Alter. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XIX, 254 zu Nr. 76. Dobrowoljskij I, 530. Etnograf. Zbirnyk III, 90 ff. Sbornik zu narodni

umotvor. XIV, Abth. 3, S. 128 ff. Šapkarjev Sbornik IX, 300 ff. Nr. 162. Z. V. VK. VI, 68 zu Gonzenbach Nr. 20. Doch ist diese Erzählung unterbrochen und lose angebunden das Märchen wie Tischlein deck' dich ausgewechselt wird gegen Knüppel, und diese gegen eine „šrajtafla“, aus welcher ein ganzes Heer herauspringt. Vgl. Grinčenko Etnograf Mater. II, 246 ff.

S. 10 ff. Eine königliche Prinzessin stirbt, weil ihr Liebhaber, ein armer Bursch, in die Welt ziehen muss. Der Geliebte kehrt zurück, gräbt sie aus und belebt sie, aber ohne Hilfe der Schlangenblätter. Vgl. Kulda III, 239 ff., IV, 163. Archiv f. slav. Phil. XIX, 242, Nr. 11. Köhler, Kleinere Schriften I, 363 Nr. 42. Heidelberger Jahrbuch 1868, 822,

S. 11 ff. zu Doctor Allwissend. Vgl. Z. Oe. VK. IV, 250, Z. V. VK. VII, 320. Revue des trad. pop. XI, 99, 449, 450. Teirlinck Contes flamands 63 ff.

S. 13 ff. Von der Schwester, die ihren Bruder den Räubern verräth. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XIX, 242 Nr. 8. Z. Oe. VK. III, 242. Dobrovolskij I, 495 ff. Federowski Lud białoruski I, 120 ff, Z. V. VK. VI, 69 zu Gonzenbach Nr. 26. R. Köhler, Kleinere Schriften, I, 303, 326.

S. 15. Goldene Birnen stiehlt von einem bisher unfruchtbaren Birnbaume ein Vogel. Der jüngste, „dumme“, von drei Prinzen fängt ihn mit Hilfe der dankbaren Thiere, die er nicht erschoss. Vgl. Gliński I, 11 ff., 15 ff. Kolberg Lud VIII, 48 ff. Karłowicz Nr. 81, Weryho Pod. białoruskie Nr. 9. Romanow III, 250. Afanasjev Rus. nar. skazki I, Nr. 102. Chudjakov I Nr. 1, II Nr. 42; Rudčenko I Nr. 54. Dowojna Sylwestrowicz I, 24 ff., 267 ff. Kulda III, 91 ff. Český Lid VI, 194. Ostroumov Sarty II, 101 ff. Sbornik zu nar. umotvor. XIV, Abth. 3, S. 131 ff.

S. 17 ff. Ein Vater will seine Tochter heiraten, denn nur diese gleicht an Schönheit seiner verstorbenen Frau; er bringt ihr die gewünschten Kleider, wie die Sterne am Himmel, wie der Mond und wie die Sonne, endlich die Haut seines Gold machenden Esels. In die Eselshaut gehüllt, entflieht sie. Peau d'âne. Vgl. R. Köhler, Kleinere Schriften I, 273 ff. Afanasjev Rus. nar. skazki³ I, N. 161. Romanow III, 292, 304 Wisła XI, 1897. S. 103 ff. — Aehnlich noch S. 75 ff.

S. 19 ff. Vom schlafenden Heer im Czantory.

S. 20 ff. Die Belohnung, hundert Schläge, vertheilt zwischen die Dienerschaft. Vgl. Z. Oe. VK. V, 26 zu S. 152 ff. Teirlinck Contes flamands 118 ff.

S. 23 ff. Die Hausthiere im Waldhause.

S. 25 ff. Von der treulosen Mutter, die ihren Sohn einem Räuber verräth und überliefert. Vgl. Wisła II. 17 ff. Zbiór wiad. antrop. V, Abth. 3, S. 241. Grinčenko I, N. 157, 158. Kuliš Zapiski o južnoj Rusi II, 51. Afanasjev³, II, Nr. 119. Weryho Pod. białoruskie Nr. 4. Romanow III, 39, 66, 69. Manžura 34, 37. Čubinskij II, 285. Dobšinský V, 53. Český Lid V, 562. Sbornik mat. kavkaz. XXI, Abth. 2, S. 8 ff. u. A. m.

S. 28 ff. Eine Frau zerreisst jeden Tag 15 Paar Schuhe. Vgl. Z. Oe. VK. IV, 308. Nr. 2. Świętek Lud na drabski 352 ff. Jones & Kropf, Magyar Folk Tales 142 ff. Cons. Pedroso Portuguese Folk Tales 85 ff. Jacobs English Fairy Tales 199 ff. u. a. Hiemit ist verknüpft das Märchen von der Prinzessin im Sarge und der Schildwache.

S. 29 ff. Drei Brüder in einem verwünschten Schlosse, in der Nacht vom Teufel durchgeprügelt, wie sonst gewöhnlich beim Zubereiten des Mittagmahles von einem Zwerge. Der jüngste bezwingt den Teufel, lässt sich in das Loch hinunter und befreit von dort drei Prinzessinnen. Diese ziehen ihn zum Schlusse heraus. Eine sehr verderbte und abgeblasste Version. Vgl. Köhler, Kleinere Schriften, 292 sl. 543 ff.

S. 38 ff. Ein Mann kaufte Fleisch, fütterte damit schwarze Vögel; die legten Diamanten ab. Der Mann verbarg die Diamanten in Ziegel, andere Ziegel liess er leer. Während der Meerfahrt wird das Meer stürmisch, er muss die Ziegel hinauswerfen. Vgl. Hinton Knowles Folk Tales of Kashmir 205 sl. Afanasjev Rus. nar. skazki³ II, 85 ff. Nr. 127 a, b.

S. 39 ff. Von der auf die Schönheit des Mädchens eifersüchtigen Königin. Der Spiegel sagt der Königin, ob sie schöner ist oder das Mädchen. Schneewittchen. Vgl.

Z. V. VK. VI, 60 zu Gonzenbach Nr. 2. Köhler, Kleinere Schriften 368. Ciszewski Krakowiaczy Nr. 52. Etnograf. Zbirnyk IV, 114. Zbiór wiad. antrop. VII, S. 14, Nr. 72. Mater. antropol.-arheol. i etnograf. II, Abth. 2, S. 70, 105. Gliński I, 139; Karłowicz 4. Sadovnikov 89, Čubinský II, 26, 69. Afanasjev Rus. nar. skazki³ II, Nr. 121 a, b. Sbornik mat. kavkaz. XV, 112. N. Sumcov Etjudy o Puškině V, 59. Šapkarev Sbornik IX, Nr. 231 u. a.

S. 43 ff. Der Gevatter Tod lehrt den Vater des Pathenkindes heilen, zeigt ihm Lichter, Symbole des Lebens. Vgl. Świętek Lud nadrabski 388. Federowski Lud białoruski I, 142 ff. Dobrowoljskij I, 315 u. v. a. Zum Unterschied von den gewöhnlichen Versionen verwechselt nicht der Mann selbst sein zu Ende brennendes Licht, sondern der Tod verwechselt sein noch grosses Licht mit dem kleinen der Prinzessin, die er geheilt hat und hiebei den Tod bethörte.

S. 44. Ein Mensch nieste fortwährend, Niemand sagt ihm „Helf' Gott“. Nach dem Tode ging er um. Befreit erst, als ihm Einer „Helf' Gott“ sagte. Ueber das Grüssen des Niesenden vgl. Wisła XI, 1897, S. 247 ff.

S. 45. Der Teufel zankte fortwährend mit seinem Weibe. Einmal säete das Weib Mohn und sagte, sie belasse sich den oberen Theil; dann säete sie Mohrrübe, der Teufel wollte nun den oberen Theil. Betrogen entfloher. Vgl. Kolberg Lud III, 185; VIII, 230; XIV, 237. Zbiór wiad. antrop. IX, Abth. 3, S. 130. Šejn II č. 18. Romanov III, 26, Rudčenko I, Nr. 29. Grinčenko II, Nr. 73. Federowski Lud białoruski I, Nr. 558. Dobrowoljskij I, 638. Dowojna Sylwestrowicz I, 211. Slovenské Poblady 1895, S. 329. Živaja Starina V, 84 ff. Kaarle Krohn, Bär (Wolf) und Fuchs, 103 ff. R. Basset Cont. pop. herbères Nr. 6. Köhler, Kleinere Schriften I, 431.

S. 45 ff. Für das Almosen an drei Bettler vertheilt, bekommt der Held eine nicht auslöschende Pfeife, eine Alles treffende Flinte und einen Dudelsack, nach dem Alles tanzt. Hieran der Jude im Dorn.

S. 46 ff. Ali Baba und die vierzig Räuber. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XVI, 575; XIX, 245. Sbornik mus. spol. slovenskej I, 168. Bronisch Kaschub. Dialectstudien II, 40. Etnograf. Zbirnyk III, 108. Mijat Stojanović Pučke pripov. 62 u. A. Der Berg öffnet und schliesst sich auf den Ruf „efata!“

S. 51 ff. Der in den Karpathen berühmte Räuber Janošik von seiner Geliebten verathen; sie riss ihm das Haar aus, worin seine Kraft war; ähnlich erging es einem anderen galizischen Räuberhelden. Vgl. Žytje i Slovo IV, 1877. Der Zug ist jedenfalls der Legende von Samson entnommen, welche noch heute im Volke herumkreist und unlängst bei den Rutenen Nordungarns aufgezeichnet wurde. Etnograf. Zbirnyk III, 19 ff.

S. 55 ff. Marie, warst Du in der Kammer? Vgl. Z. Oe. VK. I, 187. Etnograf. Zbirnyk III, 52 ff., Nr. 19.

S. 56. Die vorgefundenen Freier von dem nachgekommenen so angeschwärzt, dass sie davon laufen. Der Mann glaubt zu kalben. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XV, 580; XIX, 257. Świętek Lud na drabski 446 u. A.

S. 59 ff. Die von einem fremden König unter Androhung eines Krieges aufgelegten Räthsel löst der eingekerkerte, eingemauerte Geliebte der Prinzessin. Vgl. Zbiór wiad. antrop. XVI, Abth. 2, S. 67. Etnograf. Zbirnyk IV, 125 ff. Jones & Kropf Magyar Folk Tales 118 ff., 239 ff. Dowojna Sylwestrowicz I, 452 ff. u. A.

S. 63. Eine Rose am Friedhof abgerissen, daraus eine hübsche Frau. Vgl. Dolšinský I, 85; VI, 92. Žytje i Slovo IV, 175. Radostov I, 58, 241. Weryho Pod. lotew. 133 ff. Afanasjev Nar. rus. skazki³, II, 323. Strohal Hrvt. nar. pripov. 143. Krauss SM. Südsl. I, Nr. 70.

S. 64 ff. „Meisterdieb“. Vgl. Z. Oe. VK. V, 26 Wisła XI, 457 Świętek Lud na drabski 409. Etnograf. Zbirnyk III S. 195 ff. Nr. 30, 31, 31. Mat. antropol.-arheol. i etnograf. II. Abth. 2, Nr. 45, 72. Grinčenko I, 214 ff.

S. 67. Blaubart. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XIX, 266 Nr. 15. Świętek Lud na drabski 395 ff. Nr. 39. R. Köhler, Kleinere Schriften I, 128, 312.

S. 67 ff. Zwölf Brüder-Soldaten in einem verwünschten Schlosse, befreien zwölf Prinzessinnen, wenn sie ein ganzes Jahr mit ihnen schlafen, sie aber nicht berühren.

S. 68 ff. Der Räuberbräutigam. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XIX, 257. Swiętek 371 ff. Mat. antrop.-archeol. i ethnograf. II. Abth. 2. S. 57 ff. Nr. 29. Jones & Kropf, Magyar Folk Tales 127 ff.

S. 70 ff. Prinzessin im Sarge und Schildwache. Siehe oben S. 28 ff. Vgl. Archiv f. slav. Phil. XIX, 251, 262, 265. Dobrowoljskij I, 550 ff. Grinčenko II, 325 ff. Nr. 232.

S. 71 ff. Ein reicher Müller fuhr um Fische; die Fischer konnten erst genug Fische fangen, als er einem Unbekannten versprochen hatte, wovon er zu Hause nichts wusste. Vgl. Z. Oe. VK. III, 130. Kulda IV. 179 ff. Waldau Böhm. MB. 26. Erben Slov. čitanka 297. Strohal Nr. 11 u. a. Der Müllersohn befreit dann drei Prinzessinen und ihre Mutter aus der Gewalt des Teufels, wenn er es durch drei Nächte aushält, zu schweigen trotz der größten Qualen. Vgl. Kulda III, 38, 182, 213. Dobšinský IV, 68. Dowojna Sylwestrowicz I, 448, II, 348 ff. Weryho Pod. lot. 145. Afanasjev³ II, 165, 174. Federowski Lud białoruski I, 40. Archiv f. slav. Phil. V, 46. Kosta Ristić & Vasa Lončarski. Srp. nar. pripov. 34 ff. Krauss SM., Südslav. I, Nr. 78. Kres V, 196 ff. u. a. — Der Held wünscht seine Eltern zu sehen, darf aber nicht sagen, dass er eine Frau hat, wie z. B. Kulda IV, 186, Waldau 32. Er sucht sie, bethört Räuber um ihre Siebenmeilenstiefel, doch bringt ihn eigentlich zu seiner Frau der Wind.

S. 77 ff. Ein Vater soll seiner jüngsten Tochter einen goldenen Vogel mitbringen. Wenn diesem drei Federn ausgerissen werden, verschwindet er. Das Mädchen sucht ihn in eisernen Schuhen auf, findet ihn bereits verheiratet. Verspricht der Frau werthvolle Geschenke, wenn sie sie mit ihrem früheren Geliebten schlafen lässt. Vgl. Afanasjev³, II, 96, 99. Chudjakov I, 29. Bronisch Kaschub. Dialectstudien II, 34. Žytje i Slovo 1894, Sl. 5 S. 190. Rudčenko I, 83. Dowojna Sylwestrowicz II, 438 ff. Gliński II, 130 u. A. m.

Prof. Dr. G. Poliška.

V. Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

Vermehrung der Sammlungen 1899.

Ethnographische Sammlung.

1. 3 *Gratulationskarten* aus Allerheiligen im Mürzthale. Geschenk der Frau *Marie Marx* in Allerheiligen.

2. 13 *Heiligen- und Wallfahrtsbildchen* von Weissenbach bei Lienz. Geschenk des Herrn Schulleiters *Carl Reiterer*.

3. 7 *verschiedene Objecte* (Ehering aus Mähren; 1 Broche, Böhmen; 1 Anhängsel, Niederösterreich; 7 böhm. Knöpfe; 1 Strickbandmuster, Kremsier; Kürbis, Krain; Feder zum Mehlspeisbestreichen). Geschenk des Herrn *R. Lischka*.

4. 13 *Ostereier* aus Oberthemenau, Niederösterreich. Geschenk des Herrn *Kroboth*.

5. 1 *Spitzenhaube* von Hallstatt, Oberösterreich. Geschenk des Herrn Directors *Dr. Theodor v. Weinzierl*.

6. *Vorhängschloss* und *Teller* aus Schreibendorf in Mähren. Geschenk des Herrn Lehrers *B. Kroboth*.

7. *Sammlung Louise v. Guszmann* (aus dem Nachlasse derselben durch freundliche Vermittlung des Herrn Custos *Dr. Göttmann*).

2 *Krüge* mit Zinndeckel, Oberösterreich. *Kaffee- und Milchkanne* mit rothen Blumen bemalt. *Häferl* mit durchbrochenem Mantel aus Oberösterreich. *Kaffeeschale* mit *Untertasse* mit Weintrauben bemalt. *Kaffeeschale*, Alt-Wien. *Körbchen*, durchbrochen, grün glasirt. *Weihbrunn*, Figur der heil. Veronica mit Schweisstuch. *Holzlöffel*, bemalt. *Dose* aus Holz, mit Perlmutter. *Dose* aus Kupferemail. *Kupferkanne*, verzinkt. *Branntweinflasche* aus Glas, bemalt, mit Spruch. *Leuchter* aus Glas, *Stengelglas*, geätzt, Böhmen-Glas mit geätztem Ornament. *Glas* mit Emailauflage. *Glas* mit geätzter Figur. *Glas*,

gegossen, gelb. *Salzobelisk*, Wieliczka. *Rosenkranz* mit Kreuz. *Missionskreuz* aus Holz mit Messing.

8. *Weihgabe*, *Häuschen* aus Wachs, Maria-Enzersdorf. Geschenk des Herrn Doctor *M. Haberlandt*.

9. *Costüm eines Salzburger Flachbauern*, angekauft von Herrn *Joh. Lachner* in Salzburg. — *Hut* mit echter Goldquaste und Schnur. *Hemd* aus Hausleinwand, weiss. *Halstuch*, rothe Seide. *Shawl* aus grauer Wolle gestrickt, roth gestreift. *Zipfelhaube* aus brauner Schafwolle gewirkt. *Lederhose*, aufgenäht, *Bauchranzen* mit Federkielen ausgestickt, „Johann Lachner 1888“. *Weste*, grünschwarzer Brocat mit 14 Silberknöpfen (Salzburger 20er). *Rock* aus grünem Tüffel mit 16 Silberknöpfen und 2 Kettelknöpfen (4 Stück). *Mantel*, dunkelblau mit Astrachan-Pelzkragen und silberner Schliesse. *1 Paar Lederstiefel* mit Wollquaste oben am Schaft. *Tabakbeutel* aus Bockleder, mit Schwamm und Feuerstein. *Federmesser*, ebenfalls im Beutel, mit Pfeifenstier und Schlageisen. *Pfeife* mit Hirschrohr, geschnitzt, mit Silberdeckel und Silberkette. *Tabakdose* aus Holz. *Silberne Kette*, dreitheilig, mit 20 Anhängeln aus Silber. *Bauernuhr* in Gehäuse aus Schildkrot, sehr gross. *Essbesteck*, Löffel, Messer, Gabel und Streicher aus Silber in Lederfutteral. *Silberner Schlagring*. *Siegelring* mit Carneol und 2 Granaten.

10. *Kopftuch*, gebunden, von den Frauen in Schreibendorf getragen. Geschenk des Herrn Lehrers *B. Kroboth* in Oberthemenau.

11. *Gevatterbrief*, von Wellemin. Geschenk des Herrn *Wenzel Peiter*.

12. *Kupfergefäss*, getrieben. Rokotnice, Böhmen.

13. **Sammlung Wilhelm Grünbaum**, aus Mähren und Schlesien. 95 Stück.

1 Fahnen Spitze der Spänglerzunft Freiwaldau. — *4 Zunftzeichen*: *a)* der Spängler in Jauernig, *b)* der Uhrmacher in Weidenau, *c)* der Schornsteinfeger in Hotzenplotz, *d)* der Büchsenmacher in Zuckmantel. — *Holzfigur* des heil. Methud von Jamnay. — *Doppelmatrize* aus Holz mit Heiligenfiguren, Johannesberg. — *Messstock* eines Maurers 1742 aus Odrau. — *Holzdose*, mit Perlmutter eingelegt, mit Reliquie aus Jägerndorf. — *Krippe* aus Olbersdorf, Schlesien. — *Schnitzwerk*: Christus und Madonna, aus Paskau. — *Holzschnitzwerk*: Christus in den Armen der Madonna, aus einem Stück Buchsbaum geschnitzt, mit Untersatz, aus Leitersdorf. — *Christus am Brunnen*, Holzschnitzwerk, Zuckmantel. — *1 Salzfüsschen* aus Zinn, Petersdorf. — *1 Weihkessel* von Zinn, Schles.-Morau. — *1 Weihkessel* von Zinn aus Altstadt bei Goldenstein. — *Reliquie* in Bronzekapsel, Einsiedeln. — *Medaillon* aus Bronze mit Reliquie, Meltsch. — *Bauerntaschenuhr* mit Kette und Anhänger, Znaim. — *Honigkrug*, Hotzenplotz. — *1 Brauntweinfässchen* aus Glas, Waltersdorf. — Gravirtes *Saugfläschchen* mit Zinnverschluss, Skrochowitz. — Schwarz geätztes *Gläschen*, Grätz. — *2 alte gepresste Gläser*. — *Bauernglas* mit Bild von Hannake und Hannakin, Eiwanowitz. — *1 Glas* von Meltsch. — *2 Bauerngläser*, bemalt, Jamnay. — *1 Glas* mit Inschrift, Setzdorf. — *1 Miniaturbildchen*, Engelsberg. — *3 Nietengürtel* aus der Gegend von Goldenstein. — *2 Nietengürtel* aus der Gegend von Hirschberg. — *Pfeife* aus Horn geschnitzt, Kathrein. — *1 echte Goldhaube*, Wadowice. — *Sammt haube* mit echter Goldstickerei, Wadowice. — *Unechte Goldhaube*. — *Kinderhäubchen*, perlengestickt, Wadowice. — *3 gesteppte Hauben*, Wadowice. — *2 Kinderhäubchen*, Wadowice. — *Wickelband*, Biala. — *Gestickte Männerschürze*, Klobouck. — *3 schwarzgestickte Krägen*, Klobouck. — *Brautschleier*, gestickt, Mähren. — *Hochzeitstuch*, silbergestickt, Freiberg. — *3 Hochzeitsarmbinden*, goldgestickt, Grulich. — *Silberhaube* für Hochzeiten, Sonnenberg. — *Goldhaube* für Hochzeiten, Goldenstein. — *Schwarze Crèpinenhaube* für Hochzeiten, Altstadt. — *Goldhaube* und *Silberhaube* aus Engelsberg. — *Sammt haube* mit Goldstickerei, Rothwasser. — *Goldbrocathauben*, Oderberg. — *Gestickte Haube*, Teschen. — *Schüssel* mit Blumen, Jablunkau. — *Tiefe Schüssel* mit Henkel, Paskau. — *Tiefe Schüssel* mit Hirsch 1822, Paskau. — *2 Schüsseln* mit Landschaft, Jablunkau. — *Durchbrochene Schüssel* mit Blumen, Jablunkau. — *Schüssel* mit Tulpe, Paskau. — *Gezackte Schüssel*, Jauernig. — *Goralenschüssel*, Jauernig. — *Gelbe Schüssel*, Petersdorf. — *4 Teller* mit Sprüchen, Friedberg. — *Bauernteller* mit Tulpe, Hermsdorf. —

Bauernteller, Meltsch. — *Teller* mit Stern, Jablunkau. — *Teller* mit Reliefrand, Schenkowitz. — *Bauernteller*, Friedberg. — Rothgespritztes *Tellerchen*, Jablunkau. — *Fayence-Tellerchen*, Jablunkau. — Kleines *Schnapskrügerl*, Branka. — 2 *Fayence-Weihkesseln*, Wetzdorf und Weidenau. — *Weihkessel* mit Engelskopf, Fayence, Trinetz. — 2 rothgespritzte *Bauernkaffeetassen*, Freiwaldau. — *Sterbekappe* (Fraisenhaube) aus Seide mit Aufdruck.

14. Zumeist Bauernkeramik, gesammelt von Fr. X. Grössl.

a) aus Böhmen: 9 grosse Schüsseln, 4 grosse Krüge, 2 kleine Krüge, 1 Kupferschüssel, 2 getriebene Kupfergefässe, 1 Rosenkranz mit 6 Silberanhängseln. b) *Mähren (slowakisch)*: 6 grosse Krüge, 2 grosse Schüsseln, 2 eckige Teller, 4 Krüge aus der Gegend von Iglau. c) *Steiermark*: 3 grosse Krüge, 3 kleine Krüge mit Zinndeckel, 1 grosse Schüssel, 2 Schalen, 3 Gefässe, 1 Messinglaterne mit Butzenscheibe, 1 Kreuz mit Perlmuttereinlage, Oellämpchen aus Messing. d) *Krain*: 3 grosse Krüge, 6 kleine Krügelchen, 1 Glas. e) *Istrien*: Oellampe aus Messing. f) *Oberösterreich*: 11 grosse Krüge, 5 kleine Krüge mit Zinndeckel, 2 Schüsseln. g) *Niederösterreich*: 2 grosse Krüge, 2 kleine Krüge, 1 Glas, 1 Krug. — 1 Weinkrug, 1 alter Wiener Teller, 1 Huzulenteppich.

15. Sammlung des Herrn Rittmeisters L. Edler v. Benesch (gegen Ersatz der Aufsammlungskosten).

2 *Winkelmasse*, 1 *Handsäge*, 3 *Hobel* von einem Tischler in St. Peter, Oberösterreich. — 2 eiserne *Votivthiere* (Schafe) aus Judenburg. — *Krippenfigur*: Kuh mit Kuhmagd, aus Holz, Judenburg. — 2 *Zinnsalzfüsser*, 1 *Weihbrunnen*, Judenburg. — 1 *Pfeife*, figural geschnitzt, 1 *Messervetzer*, 1 *Beingeräth*, 1 *Tintenzug* aus Horn, 1 *Votivpferd* aus Eisen, Haslach in Oberösterreich. — 9 *Steinfiguren*, Laibach. — *Büchse* mit Seidenspulen, Laibach. — 1 *Zwirndrehmaschine*, Bischoflack in Oberkrain. — *Rahmen*, Fischau. — Alterthümliches *Barometer*, Laibach. — *Kamm*, *Pulverhorn*, *Rosenkranz*, *Ledergurt*, *Weste*, 2 *Nähzeuge*, *Schrotbeutel*, Theile eines *Bauchgurtes*, grüner *Krug*, Oberösterreich.

16. Sammlung Josef Blau von Rothenbaum und Umgebung (Böhmerwald).

3 grosse *Glasbilder* (St. Josef, Jesus, Maria); 2 kleine *Bildchen* (h. Dreifaltigkeit); *Glasbild* (Christus nach der Kreuzabnahme) mit Gegenstück (St. Johann); *St. Patrizi* als Viehpatron (Patrizi ist als Viehpatron im Böhmerwald unbekannt); 3 andere *Glasbilder*; altes *Kästchen* mit der Zahl 1768, mit alten Malereien; 3 *Spanklemmen*; 2 alte *Gläser* mit Malereien; 1 irdener „*Tabakscherm*“. (In demselben wird der vorher geschnittene Tabak, „*Brisel*“, der in wurstförmigen, 8 cm langen Stücken à 10 kr. gekauft wird, unter Zusatz von Kalk und Schmalz [auch Zucker] gerieben. Zum Reiben bedient man sich einer Stange, die oben einen Schleifstein trägt, oder einer umgedrehten Schaufel oder Heugabel. Zum Sieben dient das beigegebene „*Raitterl*“, hier „*Sieh*“ genannt. Das „*Hasenfejttschl*“ braucht man zum Wischen. Die „*Scherm*“ werden in Bayern erzeugt und über die Grenze gepascht, weil eine solche Waare nicht zollfähig ist, da sie den Interessen des österreichischen Tabakmonopols zuwider ist. Ebenso werden auch die Tabakgläser in Bayern erzeugt.) Altes *Tabakriebeisel*, wie es in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Pfarrer, Lehrer, Verwalter u. s. w. mit sich führten, um gelegentlich (der Geistliche auch vor dem Altare) ein Stück Tabak (Brisil) herauszuziehen und darauf zu reiben. Der Deckel wurde zurückgezogen und der Inhalt auf die Hand geschüttet. Altes grosses *Tabakglas*, geschliffen; der schlechteste Reiter beim Pfingstreiten musste es, an Schnüren befestigt, um den Hals tragen und Jedermann daraus schnupfen lassen. 6 *Tabakgläser*; 5 *Ringelstöpsel*; 1 primitiver *Stöpsel* (aus Fuchsberg), wie er beim Pfingstreiten in Verwendung war, (mit „*Rülal*“ = Schelle); *Tabakdose*, aus Holz geschnitzt, in Schuhform; 3 *Dosen* aus Birkenrinde (von älteren Schnupfern gebraucht); alte *Birkendose*; 1 *Amasdedl* (auch *Nomasdedl*), Andenken an den nahen Wallfahrtsort Neukirchen in Bayern (am Rosenkranze oder um den Hals, bei Kindern, getragen); 2 *Gebetbücher*; 1 birkene *Pfeife* (aus 4 Birkenstämmchen verfertigt).

(Fortsetzung folgt.)

I. Abhandlungen.

Hausfleiss und Hausindustrie im Leitmeritzer Mittelgebirge.

Von Joh. Haudeck, Leitmeritz.

Um die Ausgaben, welche zur Erhaltung einer bauerlichen Wirthschaft nothwendig sind, thunlichst einzuschränken, um nach Möglichkeit mit dem »hauszuhalten«, was man selbst im Hause erzeugt, um auch für die schlechten Jahre und für die Tage der Noth einen Spargroschen »auf der Seite« zu haben, war es bei den hiesigen Landleuten früher Sitte, sich alle jene Dinge, die im Hause und bei der Wirthschaft gebraucht wurden, möglichst selbst zu erzeugen. Zu dem Zwecke hatte man in einem jeden Bauernhause einen ziemlichen Vorrath alter Werkzeuge, und als Material verwendete man am liebsten das, was man auf eigenem Grund und Boden hatte oder doch möglichst kostenlos beschaffen konnte. Holz, Weidenruthen, Stroh, Flachs, Hanf, Baumbast, Federn, Steine hatte der Bauer entweder selbst oder er konnte sich solches Material leicht erwerben. Auch half man sich gegenseitig aus, wenn »gerade etwas zum Fehlen kam«. Wenn wir uns nun in dieser Hinsicht einen etwas näheren Einblick in die bauerlichen Verhältnisse erlauben, so werden wir gar bald zu der Ueberzeugung gelangen, dass auch das Capitel »Hausindustrie« inhaltsreicher ist, als man anfangs glauben sollte. — Der Titel »Hausindustrie« erscheint wohl in Anbetracht der hiesigen Verhältnisse als etwas gewagt, und er könnte auch leicht zu dem Glauben verleiten, im hiesigen Gebirge würden alle diese später aufgezählten Dinge im grösseren Styl nur für den Handel hergestellt. So ist es nun nicht gemeint. Unsere Landleute sorgen durch ihre »Hausindustrie« zumeist nur für ihre eigenen Bedürfnisse. Nur in einzelnen Fällen kommt es vor, dass Gebrauchsgegenstände aus Holz, Weidenruthen, Stroh, Flachs, Hanf, Baumbast, Federn, Steinen etc. auch für den Verkauf hergestellt werden. Meistentheils sind es ärmere Häusler und Inwohner, welche sich namentlich im Winter damit beschäftigen, wenn eine andere Arbeit nicht zu haben ist, und die sich dadurch manchen Gulden verdienen.

Weiters habe ich bei meinen Darlegungen auch nur die Inwohner, die Häusler und den Bauer, nicht aber den Handwerker oder gar den »Tausendkünstler«, wie er in ländlichen Kreisen hie und da anzutreffen ist, im Auge. Dass ein Handwerker, ein Schuster, Schneider,

Tischler, Schmied, Wagner etc., auch für seinen eigenen Bedarf Alles selbst kostenlos anfertigt, was ihm durch sein Handwerk möglich ist, liegt nahe; gleichfalls weiss man, dass der »Pastler« oder »Tausendkünstler«, wie man ihn auch zu nennen pflegt, noch weit mehr herzustellen weiss als der gewöhnliche Landwirth. Doch davon soll nicht die Rede sein. Ich will mich im Gegentheile nur auf jene Erzeugnisse und Reparaturen beschränken, welche sich der bauerliche Besitzer mit seinen eigenen Leuten oder auch mit seinen Dienstboten selbst herzustellen wusste, kurz, was mehr oder weniger allgemein in den bauerlichen Kreisen als eigenes Erzeugniss zu betrachten ist. In erster Linie kommen hier alle jene Gegenstände in Betracht, welche er sich aus Holz herzustellen wusste, denn die meisten seiner Werkzeuge und Geräthe sind wohl aus diesem Materiale ganz oder doch theilweise hergestellt. Deshalb hielt jeder Bauer auf einen möglichst grossen Holzvorrath, der als Brenn- oder Nutzholz zur Verwendung gelangte. Kohlen kaufte der Bauer nur so viele, als unbedingt nothwendig waren; jeder grössere Bauer besass übrigens auch selbst ein Stück »Busch«, nebstdem gab das Gesträuch an den Bachläufen und Wiesen, an den Feldrainen und namentlich der ausgedehnte Obstbau immer dürres Geäste und alte morsch gewordene Bäume, aus denen man Scheit- und Büschelholz in Menge herstellen konnte. Waren die zerschnittenen Stammstücke einigermaßen ausgetrocknet, so brachte man sie auf den selbst hergestellten Sägebock, schnitt diese Scheite zwei- auch dreimal durch und spaltete dann die Klötzel auf dem Hackstocke klein.

Damit das Holz dann recht trocken werde, belegte man passende Theile des Hofes damit, auch auf die Mauern wurde es aufgeschichtet, und man hörte selten, dass hievon etwas abhanden gekommen wäre. Aermere Häusler kauften sich ein Buschtheil oder auch bloss die Stöcke einer Abholzung, welche dann mit grosser Mühe ausgegraben, gespalten und für den Gebrauch zurecht gemacht wurden. Aus passenden, astlosen Scheiten, namentlich gern aus dem harzigen Kienholze, wurden die Brennspäne hergestellt, die man noch allgemein zur Beleuchtung der Hausräume benötigte. Und es ist geradezu auffallend, dass man trotz der damaligen Holzhäuser mit den Strohdächern viel weniger von Bränden und Feuersbrünsten hörte als heutzutage. Ausser den Spänen benützt man zur Beleuchtung noch Inselfkerzen, die man sich aus Ziegeninsel selber in einfachen Formen goss. Auch die Fidibusse, mit welchen man sich die Tabakpfeife »anklemmte«, machte man sich selbst, desgleichen die »Schprisseln« zum »Schpreil'n« der Würste. Aus Holz wurden ferner hergestellt: die Butterwaage, der Käsekorb, die Butter- und die Käsebrettel, die Kuchenbretter, die Stengel für die Kuchen und Brotschusse, für die Ofengabel, dann die Krücke und der Kehrwisch, zu dem man nur noch etwas Stroh benötigte; die Ofenstengel zum Trocknen von Wäsche, Kleidern, Käse und Quargeln, der Ofentopf-

deckel, der Quirl aus Tannenholzzweigen, das »Mandelbrat« und die »Mandelkeule«, auch das »Warkebratel« und die »Nudelkeule«. Desgleichen machte man sich für viele Werkzeuge die Handhaben und »Halmel« aus Holz selbst, so zu den Hacken und Rodehacken, zu den Spitzhacken, zum »Parl« (Steinschlägel), zu den Beilen, dem Hammer, dem Rechen und dem »Borschtwisch«. Eigenes Erzeugniss waren auch die Schüttelgabel, die Heugabel bis auf die etwaigen eisernen Zinken und der »Knebel«, den man beim Binden der Garben und Schütten nothwendig brauchte. Hiezu kamen noch hölzerne Hähchen für die Obstkörbel, grosse Holzhaken für die Wände zum Aufhängen der Geschirre und andere Wirthschaftsgeräthe, die man im Trockenen vielleicht unter dem Hausgange oder an einer anderen geschützten Stelle des Hauses anbrachte. Zu den Dreschflegeln kaufte man bloss die Lederbestandtheile, und wenn diese schadhafte geworden waren, so besserte man sie selber aus. Zu den Flegelkappen wurden auch die Schwarten von den Speckseiten verwendet, welche besonders dauerhaft waren. Auch machte man sich aus Lederabfällen die Nähriemen und das Mittelband selbst, so dass auch der Flegel gar nichts kostete. Kleinere Reparaturen am Wagen, an den Pflügen und Eggen besorgte man sich selbst. Zerbrochene Holztheile wurden durch neue ersetzt und ergänzt, ja in manchem Hause verstand man es, sich den Schleppschlitten, den Handschlitten und den Kinderschlitten, dann die Leitern für den Erntewagen nebst »Brillen« und Leisten, den Wiesebaum zum Festhalten des Getreides und des Heues, die Pflugschleifen, die Einschleifklötzel auf die Eggen mit Holzzinken selbst herzustellen. Was noch von Eisen sein musste, besorgte dann der Schmied. Die Geräthe für die Düngerarbeiten erforderten wenig Kunst und sind fast alle zu den Selbsterzeugnissen des Bauern zu rechnen, so die Düngertrage, die Dünger- oder Mistplatsche, die Handhaben zu den Düngergabeln, die Jauchenschöpfer, auch der ganze Mistkasten auf dem Wagen. Ausserdem hielt man sich in verschiedenen Hofwinkeln immer etliche »Rettel« vorräthig, um gebrochene Wagentheile zusammenzuhalten oder sonst schwere Lasten zu stützen. Reifen zum Binden der Holzgefässe, der Wasser-, Wein- und Jauchenfässer, der Butten und »Schaffel« etc., machte man sich aus Birken-, Weiden- oder Haselnussholz selbst, wässerte sie tüchtig ein oder steckte sie in die Jauchengrube, so wurden sie zäh und dauerhaft. Auch verstand man es, diese Reifen selbst anzulegen und fest und haltbar anzutreiben wie der Fassbinder. Das Besenbinden wurde fast immer im Hause selbst besorgt, ja mancher Häusler verlegte sich zuweilen ganz darauf und verdiente damit manchen »Wintergroschen«. Die Obstleitern, die Hopfenleitern sowie auch jene für den Haus- und Scheuerbedarf wurden selten gekauft, sondern gewöhnlich selbst gemacht, desgleichen erforderte es keine grosse Kunst, eine neue Hühnersteige zurecht zu richten, oft bemerkte man nur ein Brett mit auf-

genagelten Leisten oder einen Holztram mit eingehackten Staffeln. Baum- und Leiterstützen erforderten nur die Auswahl des passenden Holzes und des Zuschneidens. Schwerbeladene Bäume wurden übrigens mit Strohseilen vor dem Zerbrechen geschützt. Gegen die lästigen Spatzen oder anderes gefiedertes Diebsvolk stellte man selbstfabricirte Klappermühlen und Vogelscheuchen verschiedener Art, besonders aber häufig den »Monpapel« mit zerschlissenem, langem »Kaput« und »Cylinderhut« auf die Kirschbäume, auch in das Mohnfeld. Obsthüterbuden aus Stroh und Holz, Hundsbuden, Taubenhäuser und Taubenschläge, Gitterthürln vor die Ställe, hölzerne, auch steinerne Bänke in den Garten, vor das Hofthor oder die Hausthüre, Graben und Bachstege nebst Geländer, Bienenklotzstöcke, Krapen und Stöcke, auch solche mit Schnitzereien wurden selbst zusammengestellt. Zu den Selbsterzeugnissen zählten auch noch: der Stiefelknecht, der Fusschemel und das Milchbänkel mit den vier schiefgestellten Holzbeinen, die Waschmulde aus Pappelholz, Schwingen und Körbe aus eichenen Holzschienen (Schinelkörbe, besonders in der Gegend von Töplitz gebräuchlich), Schindeln zum Ausbessern des Daches, auch der Schusterschemel, der nicht bloss bei dem Schuhmacher allein zu finden war. Selbst das hölzerne und primitive Aborthäuschen, gewöhnlich »Schimphitte« genannt, war oft ein bloss häuslich hergestelltes Bauwerk.

Dass die Rebstecken für den Weingarten und für die an den Hauswänden gezogenen Weinstöcke selbst gespalten wurden, dass man die Hopfenstangen und die Baumpfähle für die jungen Obstbäumchen selber für den Gebrauch herrichtete, sowie auch dass man den Gartenzaun nicht nur selbst reparirte, sondern sogar ganz neu herstellte, wird man selbstverständlich finden, denn alles das war nicht mit besonderer Geschicklichkeit verbunden. Grössere Ansprüche an die Kunstfertigkeit machten die Flechtarbeiten aus *Weidenruthen* und Stroh. Weiden wachsen ohne besondere Pflege am Bache, am Teiche und namentlich an den Elbeuern und Wiesen. Aus diesen Ruthen wurde viel Brauchbares hergestellt, so die Körbel zum Obstpflücken, die Maulkörbel für die Zugochsen, die Schosskehle für den Fuhrmann, die Wagenkörbe und die Wagenflechten, die Horden zum Trocknen der Nüsse und des Mohns, auch die Horden für das Backhaus, dann die Hühnerkörbe. Zu allen diesen Holzarbeiten wurde immer auch eine ziemliche Anzahl von Werkzeugen benöthigt, die sich aber gewöhnlich als alte Erbstücke in reicher Zahl in jedem Bauernhause vorfanden. Besonders nothwendig aber erschien dem Bauer die Schnitbank oder Schnitzelbank, die gewöhnlich ihren Platz nahe bei der Hausthüre unter dem »Gange« hatte. Auf ihr wurden die verschiedensten Holzarbeiten, Schnitzereien und Reparaturen hergestellt. Nicht selten besass man auch eine alte Hobelbank, die zu solchen Arbeiten noch vortheilhafter und bequemer war.

An dem Zuggeschirre der Ochsen und Kühe konnte man wohl wenig selbst machen, dazu musste man den Sattler und Riemer haben, auch liebte man daran nicht schlechte Flickerei und Bandleri, aber die hölzerne Ochsenkuppel mit den »Schpillen« und dem »Kalbratl« (Kehlbrettchen) wurden von dem Bauer häufig selber hergestellt.

War im Hause oder an den sonstigen Wirthschaftsgebäuden irgend die Ergänzung eines Brettes, eines Pfostens, eines Verschlages etc. nothwendig, so klopfte man sich das, so gut es eben ging, selber zusammen.

Zu dem Zwecke hielt der Bauer auch einen möglichst grossen Vorrath von allerlei Nutzholz. Aus Baumstämmen liess man sich Bretter und Pfosten schneiden, legte sie hohl über selbstgezimmerte Holzböcke in den Schupfen, ausserdem standen in verschiedenen Winkeln des Hofes schwache und starke Geräthstangen, die man zu verschiedenen Zwecken benützen konnte.

War das Strohdach durch Alter oder durch Unwetter und Sturm schadhaft geworden, so ergänzte man sich die fehlenden Strohschöbel selbst, ja Mancher verstand es, sich das ganze Dach selbst damit einzudecken.

Aus *Stroh* wurde überhaupt noch gar Vieles für den Hausbedarf selbst hergestellt, und besassen Manche im Strohflechten eine ganz respectable Geschicklichkeit, wenn auch zugegeben werden muss, dass hierin der Bewohner des nahen Erzgebirges, welcher die Strohflechterei als Broterwerb betreibt, bei Weitem nicht erreicht wurde. So machte man sich die Strohflechten vor die Fenster, die Stubenthür und die Stallthüren, welche das Eindringen der Winterkälte abhielten, selbst. Auch die Strohsackverkleidung an der Stubenthüre und der Thürvorleger, der häufig nur aus einem Strohwisch bestand, wurden selbst gemacht. Vor der Ernte, auch schon im Frühjahr, wurden die Strohbinden zum Binden der Getreidegarben und der Heubündel schockweise hergestellt. Wer hätte auch nur daran gedacht, sich solch unumgänglich nothwendige Wirthschaftssachen machen zu lassen oder zu kaufen! — Schlimm war der Bauer ja schon daran, wenn es in Missjahren doch hie und da einmal vorkam, dass er sich das hiezu nöthige Stroh theilweise kaufen musste. Aus Stroh wurden ferner geflochten: Pantoffel und Schuhe für den Hausgebrauch, Backschüsseln, Strohkörbe zur Aufbewahrung von Mehl, Getreide und Obst. Grössere Bauern besassen freilich zu diesem Zwecke ihren gedielten Schüttboden, aber für den Hausbedarf waren solche Dinge doch noch von schätzbarem Vortheile. Die Herstellung eines Bienenstockes aus Strohflecht erforderte wohl schon ein ziemliches Geschick im Strohflechten, doch wurden solche auch nicht selten selbst erzeugt.

Eine ganz wesentliche Rolle spielte bei der früheren Haus- und Feldwirthschaft, namentlich im höher gelegenen Gebirge, der *Flachsbau*, auch zum Theil der *Hanfban*, denn was man an Leinwand für

die Hemden, die Unterhosen, die Jacken, Unterröcke, Bettüberzüge, Inlette, Tischtücher, Betttücher, Handtücher und Tragtücher zum Ueberbinden der Körbe, dann an roher, ungebleichter Leinwand auf Säcke für das Obst, die Erdäpfel, das Getreide und das Mehl, auch für die Bettstrohsäcke benötigte, wurde selbst gesponnen, natürlich auch selbst geflickt und ausgebessert.*) Und zu all dem waren nur sehr wenig Ausgaben und Beigaben nothwendig. Das »Spinnradl« musste man sich zwar selbst ankaufen, allein wer hatte es denn schon gekauft? — Vielleicht drehte an demselben schnurrenden Rädchen schon die Urgrossmutter den Faden und verwahrte den zierlich geglätteten Lein im altmodisch bemalten Schrein. Was noch an Rockenständern und »Wejfn« gebraucht wurde, war eigenes Erzeugniss oder auch altes Erbgut. Den Leinweber und Bleicher aber entschädigte man häufig für seine Mühe mit Garnsträhnen. Wer selber keinen Flachs baute, und das war namentlich im Elbthale der Fall, packte sich einen schweren Korb mit allerhand Obst, Weintrauben, Nüssen etc. voll, ging auf das Erzgebirge und tauschte sich dafür den nothwendigen Flachs ein.

Allgemein war es auch Sitte, den Müller für das Mahlen des Getreides nicht mit Geld zu entlohnen, sondern er konnte sich seine »Metze« nehmen; nur der Mühlbursch bekam ein Trinkgeld. Kam der »Haderlump«, so nannte man allgemein den Sammler von Hadern und Knochen, um seinen Sack mit solchen Abfällen zu füllen, so zahlte er dafür kein baares Geld, sondern gab Nähnadeln, Stecknadeln, Zwirn und Bandeln. Auch der Bettler, der Leierkastenmann, der Bettelmusikant, oder wer sonst noch um eine »Gabe« anhielt, und das war früher recht häufig der Fall, bekam selten eine Münze, sondern ein Stück Brot oder etwas Warmes vom Mittag.

Die Wolle, welche man zu verschiedenen weiblichen Handarbeiten benötigte, musste man wohl selbst kaufen, allein das Stricken der Strümpfe und der Strumpfbänder wurde besorgt. Auch der »Stutzel« für die Frauen und Mädchen war eigenes Erzeugniss, dergleichen wurden die Hosenträger, die Handstutzel (Pulswärmer) oft selbst angefertigt. Die Tragbänder für den Buckelkorb, für das Raf, für die Erdäpfel-, Mehl-, Getreide- und Obstbutte, auch für den Schiebock musste man wohl im Kaufladen oder bei dem Seiler holen, aber das Anmachen und Befestigen sowie das spätere Ausbessern besorgt man sich selbst. Dergleichen wurde das Tragkissen, welches bei schweren Lasten den Druck auf den Rücken wesentlich verminderte und abschwächte, selbst zusammengenäht. Alles Ausbessern und Flickern der Wäsche und der Kleider wurde durch die Hausfrau oder ihre Töchter selbst besorgt, und Niemandem wäre es eingefallen,

*) In den Gebirgsdörfern war es auch nicht selten der Fall, dass man sich das Weben selbst besorgte. Jetzt gibt es nur noch hie und da einen Leinweber, der sich mit der Herstellung von grober Leinwand beschäftigt.

eine Flickerei zu einem Schneider zu tragen. Als Stubenhader wurden Kleider oder Wäscheabfälle benutzt. Wer wäre auch nur auf den Gedanken gekommen, sich ein solches Reinigungsmittel für Geld anzuschaffen? Geld- und Tabakbeutel wurden häufig selbst gestrickt; zu letzterem bediente man sich auch oft einer Schweinsblase, die bloss eingesäumt werden musste. Nicht so selten besass Jemand von den »Mannsbildern« (Monsbild, Weibsbild, volksthümliche Ausdrücke) das Geschick, Sohlen auf Schuhen und Stiefeln selbst anzunähen, Batschkoren zu besetzen und schadhaf gewordenes Schuhwerk zu flicken. Kaufte man sich neue Stiefel auf dem Jahrmarkte, so versah man diese gewöhnlich selber mit den zahlreichen grossen Zwecken.

Zum Verbinden und Befestigen drehte man sich aus *Hanf* feste Schnüre, auch die Peitschenschnüre, während man die Peitschenstecken aus Birkenholz und besonders gern aus Wachholder herstellte. Damit sie recht zäh und haltbar wurden, weichte man sie einige Tage in Wasser oder Jauche ein. Dasselbe geschah mit dem *Baumbast*, welchen man zumeist vom Lindenholze abschälte und dann namentlich zum Pflöpfen der Obstbäume benützte.

Federn gaben der Gänse reiche Zahl in Hülle und Fülle, und jede besorgte Hausmutter wusste mit der Zeit einen ganz stattlichen Vorrath für ihre heiratsfähigen Töchter zusammenzubringen. Schreibfedern erhielten die Schulkinder aus den Gänsekielen. Das Schneiden besorgte der Herr Lehrer. Der Vater oder gar die Mutter bedienten sich ihrer nur sehr selten; es sei denn, dass doch einmal aus dem Amte etc. was zu unterschreiben war, oder dass man in dem Kalender anmerkte, wann ein Kalb zu erwarten war. Alles Andere merkte sich der Bauer im Kopfe. Wurden Kuchen gebacken, so band die Mutter mehrere Federn zu einem »Wischl« zusammen, um damit die Kuchenränder mit Butter und Safran zu bestreichen. Ausserdem benöthigte sie nur noch den Flederwisch, mit dem sie ihres Amtes waltete, wenn Staub und Spinnennetze sichtbar wurden.

Auf jedem Hofe fand man einen Schleifstein. Auf demselben wurde Alles, was zu schärfen war, nur das Rasirmesser ausgenommen, geschliffen, während das Dengeln der Sichel und Sensen auf dem Dengelstocke geschah. War nachzuschärfen, so geschah dies mit dem Wetzsteine, den man in der »Wetzkieze«*) auf Feld und Wiese, wo gegrast oder gemäht wurde, mit sich trug. War die Säge locker geworden, so wurde sie strammer angezogen, der Bügel wurde in Wasser oder Jauche gelegt, damit er mehr Spannung bekam. Auch das Schärfen der Säge besorgten sich Manche selber.

*) Solche Wetzkiezen machte man sich gewöhnlich aus Ochsenhorn, auch der Nachtwächter bediente sich zu seinem „Tütten“ eines grossen Ochsenhornes. In manchen Dörfern wanderte dieses Horn nebst Spiess von Haus zu Haus, da man sich nicht selten die Nachtwache abwechselnd selber besorgte. So ersparte auch die Dorfgemeinde eine Auslage.

Hatte man *Sandsteine* auf eigenem Grund und Boden oder konnte man sich solche leicht von einem Nachbar beschaffen, so wurden nicht selten erforderliche Tröge und Trinksteine selbst ausgemeisselt. Was sonst noch am Hause mit an der Sonne getrockneten Lehmziegeln, sogenannten »Lehmpatzen« und Steinen auszubessern war, wurde selbst gemacht, auch die Lehmtenne in der Scheune stellte man sich selber her.

Hatte man selbst einen Elbekahn, eine »Schluppe«, was besonders bei Jenen der Fall war, die Grundstücke, Wiesen oder Weingärten am jenseitigen Elbeufer besaßen, so fertigte man sich die Ruderwerkzeuge, soweit sie aus Holz bestanden, selbst an. Auch kleinere Reparaturen am Kahne suchte man selbst herzustellen, denn eine Fahrt bis zum Schiffsbauer wäre wegen einer Kleinigkeit viel zu umständlich gewesen. Ja als Besonderheit soll es vorgekommen sein, so wurde mir versichert, dass man sich einen solchen primitiven Kahn aus einem grossen Holzstamme selbst ausschnittzte. Der Fischer aber machte sich nebstdem seine Angel, seine Fischkörbe und Reusen, allenfalls auch das Netz und den Fischkasten selbst.

In den ältesten Holzhäusern war ein Uebertünchen der Wände nicht nothwendig. Das Anstreichen der Zwischenfugen, die mit Lehm verklebt waren, besorgte man sich mit Weisskalk selbst, ja es kommt noch heute vor, dass sich der Tagelöhner oder der Kleinhäusler sein steinernes Stübchen, auch die Zwischenfelder des etwaigen älteren Fachwerkbaues selbst mit dem Pinsel wieder sauber und manierlich herrichtet. Ob alle Pinselstriche gleichmässig »ausgeglichen« sind, erscheint ihm, auch seinem Weibe nicht so wichtig. Hauptsache ist, dass er billig dazu kommt. Ist die zwei-, auch dreimalige Kalktünchung vollzogen, so rührt er Russ mit Branntwein zusammen, verdünnt das Ganze vielleicht mit einem Wasserzuguss und malt sich noch einen geradlinigen Fussaum hinzu, den er schliesslich mit Weisskalk besprenkelt. So schaut er auch dann wie marmorirt (!) aus! In Blockhäusern wurden auch die äusseren Zwischenfugen, beim Fachwerkbaue, blendend weiss angestrichen, so dass sich ein solch altes Bauernhaus mit den schwarzgefärbten Holztramen und Säulen sowie den buntbemalten Fensterläden ganz reizend ausnahm. Im unteren Elbthale, im Polzenthale und besonders auf dem Gebirge sind solche Holzgebäude noch öfter anzutreffen, während dieselben im oberen Elbthale und näher der slawischen Grenze zu den Seltenheiten gehören.

Kommt der Herbst heran und das Ungeziefer will auf die Obstbäume kriechen, so muss der Obstzüchter wohl einige Pechfassel kaufen, die er ja auch sonst zur Wagenschmiere benöthigt, allein das Papier zum Verbinden der Bäume sucht er sich im Hause zusammen, wenn solches nicht beim Kuchenbacken, bei dem man übrigens auch Weinblätter*) verwendet, von der Hausfrau schon in Beschlag genommen

*) In den höher gelegenen Gebirgsdörfern benützt man hiezu auch Ahornblätter.

wurde. Dass hiebei auch manches Werthvollere zugrunde geht, ist einleuchtend. Ja eine unvorsichtige Lehrersfrau vergriff sich seinerzeit einmal an dem Schulkataloge ihres Herrn Gemahles. Da war dann guter Rath theuer! — Als Bindemittel verwendete man schwache Weidenruthen, Hopfenreben, auch Stroh. Um das Beschädigen der Baumrinde durch Hasenfrass zu verhüten, streicht man die Obstbäume mit einer Mischung von Wasser, Lehm und Dünger, auch mit Kalk an. Junge Bäumchen werden durch Dornen geschützt. Will man sein Feld vor dem Betreten schützen, so steckt man Dornensträucher in kurzen Zwischenräumen an die Feldgrenze. Verbotene Feld- und Waldwege versieht man nicht mit Warnungstafeln, sondern steckt einen Stengel mit einem aufwärts stehenden Strohwisch an die Grenze. Auch verkaufte Obst, Felder, in denen kein Gras mehr gerupft werden darf, versieht man mit solchen Strohwischen. Auf diese Art ist denn auch folgende Anekdote erklärlich, welche sich bei einer Schulprüfung zugetragen haben soll: Katechet: »Welches sind also die verbotenen Wege?« Schüler: »Wo die Strohwische stecken!«

Aus all dem geht zur Genüge hervor, dass man in bäuerlichen Kreisen stets darauf bedacht war, aus eigenem oder leicht zu beschaffendem Materiale für eine Menge von Bedürfnissen kostenlos zu sorgen. Hiezu kommt noch, was ich bereits bei der bäuerlichen Kost schon eingehend hervorgehoben habe, nämlich dass man im ehemaligen Bauernhause möglichst für Vorräthe für Küche und Keller, Boden und Scheuer sorgte, denn: »Vorrath hilft vor Kummer, Salz und Brod für'n Hunger.« In alten Bauernhäusern traf man noch die Graupenstampfe an, auf der man die Graupen aus Gerste, auch den Hirse stampfte. Waren die Bienenstöcke beräumt worden, so wurde nicht aller Honig verkauft, sondern ein Theil wurde für den Hausgebrauch oder für den Fall aufbewahrt, als die Bienen »Noth haben sollten«. Im Herbst sammelte sich der Kleinhäusler »Hanbutten«, schnitt, trocknete und reinigte sie mit grosser Mühe, um nicht bloss einen Vorrath fürs Haus zu haben, sondern dabei auch ein gutes Stück Geld zu verdienen, denn Schalen und Körner wurde gern gekauft und gut bezahlt. *) Gebackenes Obst**) aller Sorten wurde für den Hausgebrauch auf dem Boden trocken aufbewahrt und dabei auf die Spinnzeit, die Rockstube, auf das Federnschleissen und die Provenden, auch auf den heiligen Abend nicht vergessen. Für die Spinnerinnen sammelte und trocknete man die in Hecken wildwachsenden Schlehen (Schling'n), denn nach ihrem Genusse fehlte es nicht an Speichel. Waren die Birnen gut gerathen, so wurden mehrere Butten voll gerieben und der süsse Saft zu Syrup eingesotten. Gurken wurden in

*) Im Kirchdorfe Zirkowitz beschäftigten sich im Herbst alle Häusler mit der Hanbuttenerzeugung.

**) In den Gebirgsdörfern wird aus Aepfeln auch Most erzeugt, der als Hastrunk erfrischende Dienste leistet.

Fässern eingelegt, und das beliebte Sauerkraut, welches man aus Strünken und Wasserrüben einhobelte, durfte besonders im Winter zum Schweinschlachten nicht fehlen. Hollunderbeeren wurden eingesotten, und aus grünen oder gebackenen Pflaumen wurde die Pflaumtunke gewonnen, von welcher mehrere grosse Töpfe voll vorräthig sein mussten. Die Erzeugung von Milch, Schmetten, Butter, Käse, Quark und Quargeln für den Hausbedarf war stets Sache einer wirthschaftlichen Hausfrau, die überdies noch recht oft damit zu Markte ging und so viel als möglich davon zu Gelde machte. Auch auf die etwaigen Krankheiten in der Familie wurde Bedacht genommen und allerhand Heilkräuter, namentlich Wermuth (Wermte), Kamillen, Schafgarbe, Tausendguldenkraut, Königskerze, Hollunder und Lindenblüthen gesammelt, denn der Arzt war weit und »wenn's nicht schlimm kam«, so behalf man sich nur mit Hausmitteln.*)

So sehen wir also, wie der sorgsame Hauswirth und seine wirthschaftliche Hausfrau stets darauf bedacht waren, nicht nur Vorräthe zum eigenen Lebensbedarfe und zum Verkaufe zu erzielen, sondern auch bemüht waren, sich ihre Gebrauchsgegenstände, Kleidungsstücke, Wäsche, Einrichtungsstücke, Geräte etc., selbst anzufertigen oder doch deren Reparatur selbst kostenlos zu besorgen. Damit nichts versäumt werde, verlegte man solche Arbeiten auf eine Zeit, wo man wegen ungünstiger Witterung oder wegen der rauhen Jahreszeit sonst nichts Anderes anfangen konnte. Erst dann begann man namentlich mit der »Pastlerei«. Im Allgemeinen aber kann man sagen, suchte sich der Mittelgebirgsbewohner möglichst vor Kauf und Neuanschaffungen, überhaupt vor Geldauslagen zu hüten. Das sehen wir beim Hausbau, mindestens bei jenem der früheren Zeit, bei der Nahrung, bei der Kleidung, auch bei der eben besprochenen Hausindustrie, die überall unterstützte und eingriff, wo es als nothwendig erschien. Und sicher, je mehr ein Bauer mit seinen Leuten hievon verstand und je mehr er sich damit abgab, je mehr er selbst herzustellen und auszubessern wusste, desto besser fuhren er und seine Casse, denn dadurch wurden gar viele Kreuzer und Gulden dem Hause erspart. Wer aber für jede Kleinigkeit einen Tagelöhner oder einen Handwerker benöthigt und sich selber wenig zu helfen weiss, braucht mehr Auslagen und wird bald dem in solcher Hinsicht Fleissigeren und Geschickteren nachstehen. Denn je weniger von fremder Hand besorgt werden muss, desto weniger Auslagen und desto grösser der wirthschaftliche Fortschritt. Und das that die ältere Generation nur so aus Gewohnheit; sie hatte diese Sitte eben schon von ihren Voreltern geerbt. Dem jüngeren Nachwuchse aber glaube ich, soll es ernstlich ans Herz

*) In Tschersing bereitet man aus jungen Tannenzapfen einen Brantwein, den man innerlich und äusserlich als Heilmittel verwendet; auch wird solcher aus den schwarzen Johannisbeeren bereitet, der gegen Darmleiden helfen soll.

gelegt werden, auf welche Weise er sich am besten vor übergrossen Auslagen schützen kann. Denn nicht das Steigern der Einnahmen verhindert allein den wirthschaftlichen Rückgang, sondern ganz wesentlich auch das Vermindern und Einschränken der Bedürfnisse und Auslagen. Und in dieser Hinsicht wird der Sparsame, Fleissige, Fähigere und Geschicktere immer auch der Bessergestellte sein und bleiben.

Ostereier in der Bukowina und in Galizien.

Von A. C. v. Kochanowski, Wien.

(Mit 21 Abbildungen.)

Es ist wie in anderen Landen hier Sitte, zu Ostern Eier bunt zu bemalen und einander gegenseitig damit zu beschenken, und besonders werden dem Pfarrer viele gebracht. Aber wie man bei diesem Bauernvolke überall der Vorliebe begegnet, alle Gegenstände, die zu seinem Gebrauche dienen, zu schmücken — so die Kleider zu sticken, die Holzgegenstände mit Mustern einfacher Weise zu brennen, die Messingsachen in eingeleger Arbeit zu verziern, so werden die Eier in kunstreicher Weise gezeichnet und bemalt — man trifft oft auf ganz feine, geschmack- und stylvolle Zeichnungen. Die Muster vererben sich, wie die der Stickereien. Gewöhnlich sind es nur einige Weiber im Dorfe, die sich mit dieser Kunst befassen und darin eine wirklich bewunderswerthe Geschicklichkeit haben, welche meist mit feinem Verständnisse für Farbe und Zeichnung verbunden ist. Man findet eine gewisse Verwandtschaft im Wesen dieser Bemalung mit den Mustern der Stickereien, der Teppiche, in der jeweiligen Gegend, ja dem Dorfe. So sind die rutenischen Ostereier sehr verschieden von denen der Rumänen, und die der Huzulen sind leicht sofort erkenntlich an der feinen und charakteristischen Zeichnung und sind überhaupt die hübschesten und interessantesten.

Es ist mir gelungen, einige typische Exemplare, leider nur aus wenigen Gegenden, zu bekommen, welche ich hier in Zeichnung wiedergebe. Aus Galizien bloss aus einer Gegend, die an die Grenze der Bukowina reicht und die von Huzulen bewohnt wird.

Nach den Aussagen einer Bäuerin, die sich mit der genannten Kunst beschäftigt, habe ich Aufzeichnungen bekommen, die ich hier bei der Beschreibung der gar nicht einfachen Art der Bemalung und Zeichnung der Eier benütze.

Die letztere, die Umrandung der Muster, ist immer weiss, also der ausgesparte Grund, die natürliche Farbe des Eies. Die feineren Linien sind meist gelb.

Gewöhnlich ist der Grund roth oder schwarz, mit orange gelben oder grünen Mustern — bei den Rumänen kommt auch die blaue

Farbe dazu. Die Bauern bereiten und kochen die Farben selbst, theils aus natürlichen Farbmitteln, theils mit chemischen gekauften Zusätzen; die Töne sind tief und warm und völlig dauerhaft.

Die Zeichnung, wie schon bemerkt, die umrandenden Conturen, sind immer weiss, das ist ausgespart, und dies wird erreicht durch Ueberziehung der Eier mit Wachs, bevor sie in die jeweilige Farbe gelegt werden. (Leider geben die Zeichnungen ein verkehrtes Bild, da die Linien, die dort weiss sind, hier dunkel sind.)



Fig. 6.

Nebenstehend (Abbildung Fig. 6) ist das primitive Instrument veranschaulicht, das den Zeichenstift vertritt — es ist ein Stückchen weiches Holz, worin ein winziges Röhrchen aus Messing durchgesteckt ist, das mit einem Drahte befestigt wurde, und welches das heisse Wachs durchlaufen lässt, mit dem die rohen reinen Eier beschrieben werden. Die verschiedenen Dicken der Röhrchen (sie haben ihrer eine ganze Menge) dienen dazu, die kräftigeren und feineren Striche zu ziehen. Nachdem die Eier so beschrieben sind, mit den starken Linien, die die Hauptconturen bilden und weiss bleiben sollen, werden sie in eine gelbe, lauwarme Farbe gelegt — immer zuerst in die helleren Töne — zu aller Letzt in die schwarze Farbe.

Die gelbe Farbe wird aus Apfelbaumrinde von den Bauern gekocht, mit Zusatz von etwas Alaun und gekaufter gelber Farbe. Die Rinde wird, nachdem sie von der oberen dünnen grünen befreit ist, einfach in Wasser gekocht.

Jetzt werden die Eier nochmals mit heissem Wachs mit feinen Linien und Punkten, die gelb sein sollen, beschrieben, und hierauf das Ei in rothe Farbe gelegt — noch warm — und bleibt in dieser, so wie in der ersten eine halbe Stunde etwa liegen. Diese rothe Farbe wird von den Bäuerinnen »Kraska« genannt, sie bekommt noch einen Zusatz von »Skompia«, scheinbar Anilinroth und von einem rothen gekauften Pulver — was Alles in Wasser gekocht wird. Da hinein kommen dann die noch warmen Eier und somit wären die rothen, gelb- und weissgezeichneten fertig. Was schwarz sein soll, müsste jetzt wieder mit Wachs gedeckt werden, so dass je mehr Farben vorhanden, desto mühsamer die Ausführung wird, da für jeden neuen Ton der frühere mit Wachs gedeckt werden muss.

Die schwarze Farbe wird schwarze »Kraska« genannt und auch in Wasser gekocht. Alle Farben dürfen nur in neuen irdenen Töpfen gekocht werden, die von Jahr zu Jahr aufbewahrt werden.

Nachdem diese also bemalten Eier vom Wachs gereinigt sind, werden sie, da sie noch roh sind, in den warmen Ofen, in dem zuvor Brot gebacken wurde, gelegt, wo sie etwa eine Stunde bleiben, dann noch heisser mit einem Tuche abgerieben, also dass nichts mehr vom Wachs daran kleben bleibt. Gegessen werden sie nicht, zumeist ist

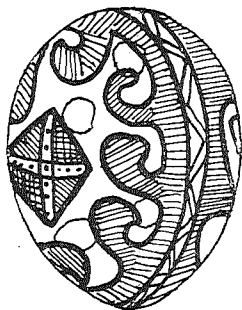


Fig. 7. Osterei aus der Wisinitzer Gegend mit »Hasenohrmuster«.

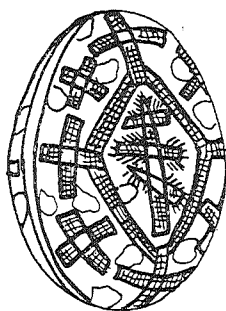


Fig. 8. Osterei aus der Wisinitzer Gegend.

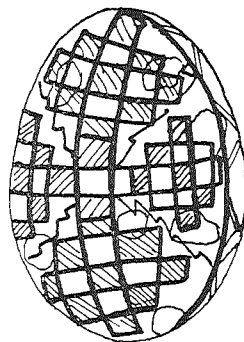


Fig. 9. Osterei aus Wisinitz.

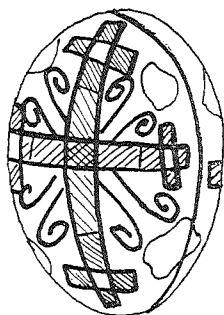


Fig. 10. Osterei aus Wisinitz mit Kreuzmuster.

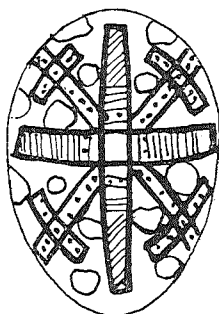


Fig. 11. Osterei aus dem Thal Wisienka mit Kreuzmuster.

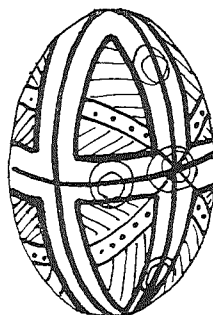


Fig. 12. Osterei aus Wisinitz.

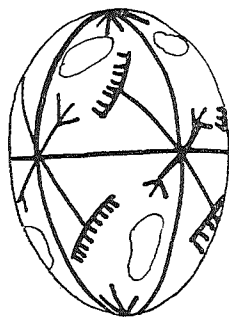


Fig. 13. Osterei aus Wisienka mit Rechenmuster.

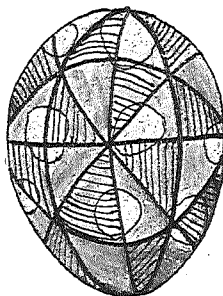


Fig. 14. Osterei mit Liniennetz.

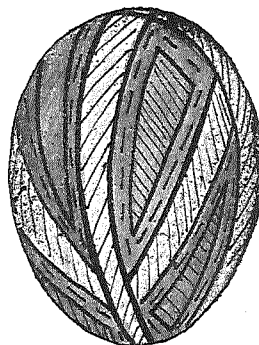


Fig. 15. Osterei aus Riona.

das Ei halbroh und ungeniessbar — sie werden verschenkt und auch meist aufbewahrt und bilden mit den Schmuck der Bauernstube.

In jenen Gegenden findet man sie neuerer Zeit in der guten Gesellschaft oft als Zierde auf den Speisekästen, sie werden da wie die hübschen Stickereien der Hemden und die Teppiche geschützt und sind seit Kurzem ein beliebter Schmuck. Die schönsten finden sich in den griechisch-orientalischen Pfarrhäusern, die zur Osterzeit eine Unmenge dieser kleinen Kunstwerke geopfert bekommen; sie werden, wie das Weissbrot, die Küchen und das Osterfleisch, zum Weihen zur Kirche gebracht, wovon immer ein Theil dem Geistlichen zukömmt.

Wie schon erwähnt, sind die Ostereier bei den Huzulen meist die feinsten, die man findet, ihre bekannte Kunstfertigkeit bezeigt sich auch hier. Wie verständnissvoll ist dies Muster (Fig. 7) auf das Ei gebracht! Es zeigt uns die alten Wellen der Griechen, sie aber benennen es »Hasenohrmuster« — wie nämlich jedes fast seinen Namen hat; es war mir nur nicht möglich, alle in Erfahrung zu bringen. Wie sinnreich die Anordnung, wie fein die Zeichnung, es ist fast das hübscheste Ei, das mir begegnet. Es ist aus dem Wisnitzer Bezirke. Sein Grund ist schwarz, die Zeichnung, die Wellen und die Conturen der Hauptfiguren sind weiss, die feineren Linien, die die Eüllung bilden, sind gelb. Auf dem schwarzen Grunde sind rothe Flecken.

Das Ei ist der Höhe nach durch einen Streifen durchtheilt, was sich häufig wiederholt.

Typisch und eigenartig ist auch die Zeichnung mit der Benützung von Kreuzen, in der Mitte das dreiarmige russische Kreuz. Es ist aus derselben Gegend, auch von Huzulen gemalt. Sein Grund ist roth, mit gelben und grünen Flecken, weisser Zeichnung, die Füllung der Kreuze theils weisse, theils gelbe feinere Linien. (Fig. 8.)

Die gelben und grünen Flecken, die hier den Grund zieren, sie wiederholen sich auf den meisten Eiern; meist sind es gelbe mit leichten grünen kleinen Flecken, sie gleichen Pfauenaugen und liegen gleichsam immer unter der Zeichnung, sie verleihen dem Ganzen einen malerischen Reiz und machen den Grund leicht erscheinen, der durch seine Eintönigkeit schwer wirken würde.

Zu dieser Art gehören auch die Eier Abbildung Fig. 9 und Fig. 10. Das erstere hat rothen Grund mit grünen Flecken, die Hauptlinien sind weiss, die Füllung der Kreuze sind gelbe Striche. Originell sind hier die blitzartigen Zackenlinien, die von der Mitte ausgehen. Das zweite (Fig. 10) hat einfaches Kreuz, sich auf beiden der Höhe nach getheilten Hälften wiederholend, mit rothem, grün geflecktem Grunde, weisser Zeichnung und bloss feinen gelben Linien zur Füllung des Kreuzes.

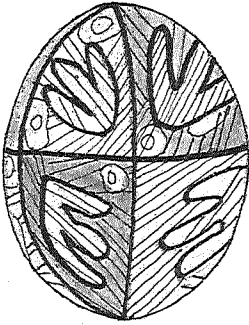


Fig. 16. Osterei mit Palmenmuster.

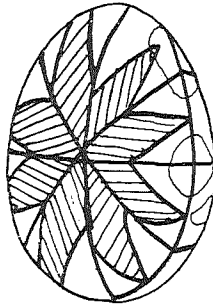


Fig. 17. Osterei mit Sternmuster.

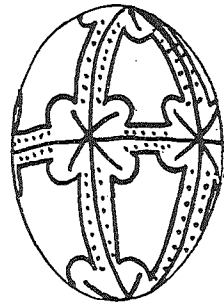


Fig. 18. Osterei aus Riona.

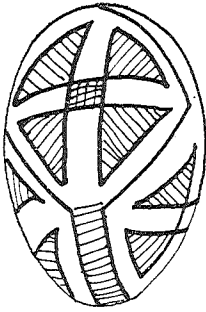


Fig. 19. Osterei aus Berhomet.

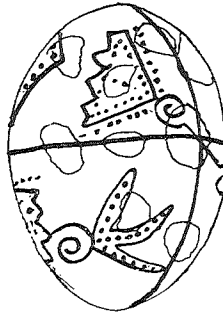


Fig. 20. Osterei aus der Umgebung von Czernowitz.

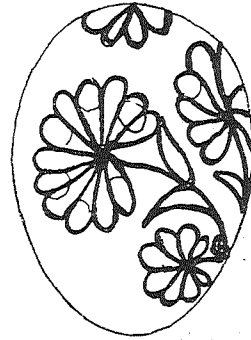


Fig. 21. Osterei aus der Umgebung von Czernowitz.

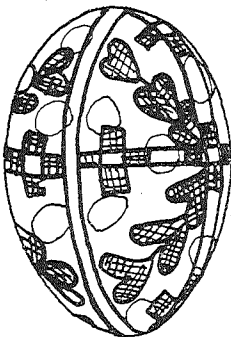


Fig. 22. Osterei aus Jaworów.
(Rother Grund mit grünen Tupfen.
Conturen weiss, Fällung gelbe
Linien.)

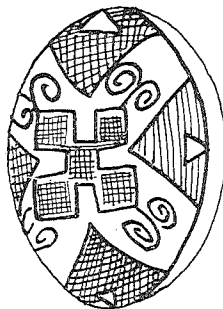


Fig. 23. Osterei aus Jaworów.
(Schwarzer, roth und grün ge-
tupfter Grund, weisse und gelbe
Zeichnung.)

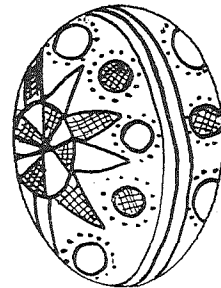


Fig. 24. Osterei aus Jaworów.
(Rother Grund, weisse Zeichnung,
Fällung grün und abwechselnd
gelbe Linien.)

Zwei Drittel der natürlichen Grösse.

Aehnlich, das Kreuz als Motiv benützend, ist auch das Ei Abbildung Fig. 11. Aber es ist nicht von Huzulen gemalt, es ist aus dem Thale Wisienka bei Wisinitz, das von griechisch-orientalischen Rutenen bewohnt ist. Seine Zeichnung verräth eine gewisse Unbeholfenheit. Sein Grund ist schwarz mit orange gelben und rothen Flecken, die Zeichnung weiss.

Aus derselben Gegend, von rutenischen Bauern bemalt, sind auch folgende. Aber sie haben andere Motive, sind auch nicht mit so viel Geschick und Geschmack gezeichnet. Fig. 12 hat rothen Grund mit grünen und gelben Punkten, weisse Umrisse der Figuren, die feinen Lienen gelb. Ganz ausgesprochen und fein gezeichnet sind die hier am rothen Grunde durchsehenden pfaunenartigen Punkte, die schon erwähnt sind.

Fig. 13 hat als originelles Motiv den Gartenrechen und wird auch darnach benannt. Sein Grund ist auch roth mit gelben Flecken, weisse Zeichnung. Es ist aus dem Thale Wisienka.

Einfach, mit einem Liniennetz umspinnen, ist Fig. 14. Es hat schwarzen, roth gefleckten Grund, die dreieckigen sich ergebenden Felder sind je mit gelben Linien gefüllt.

Abweichend davon ist Fig. 15 durch seinen zweifarbigen Grund. Dieser ist roth und schwarz, die Zeichnung wie überall in den Hauptlinien weiss, sonst gelb. Das Ei ist aus Riona. Denselben zweifarbigen Grund hat auch Fig. 16. Doch sind die schwarzen Theile mit rothen feinen Linien bedeckt, die rothen mit gelben, das Ganze macht den Eindruck einer netten Federzeichnung. Die Theilungslinien, die Umrahmung der Palmen sind weiss, auch diese sind mit feinen Strichen beschrieben. Der Grund hat auch hier pfaunenartige gelbgrüne Flecken.

Sehr einfach ist das Ei Fig. 17 mit seinem Sternmuster, es hat auch den rothen, gelb und grün punktirten Grund mit weisser und gelber Zeichnung. Aus dieser Gegend, aber ganz anderer Art ist das Ei Fig. 18. Es hat einen glatten schwarzen Grund mit einfacher weisser Zeichnung, die mit ebensolchen Punkten verziert ist.

Abbildung Fig. 19 ist aus Berhomet, einer Gegend, wo besonders schöne und in den Farben prächtige und besonders fein gestimmte Webereien von den Bauern gemacht werden. Hier ist der Grund, abweichend von den bisherigen, grün, mit weisser Zeichnung, die Musterfiguren sind roth mit orange gelber Zeichnung.

Aus der Umgebung von Czernowitz — Flachland — sind die beiden nächsten Ostereier. Sie haben einen ganz anderen Typus, ihre Blumenmuster, ihre Farben, die von den ersten verschieden sind, verrathen sie sofort als von Rumänen gemalt. Sie erinnern an die Bäumchenmuster ihrer Stickereien der Hemden und Handtücher. Die Eintheilung, die feinen Linien, das Ornament vermisst man hier, Alles ist freier gezeichnet.

Abbildung Fig. 20 hat hellblauen Grund mit gelben und rothen Tupfen, weisse Zeichnung, als Zierde ebensolche Punkte.

Fig. 21 hat schwarzen Grund, Flecken und Zeichnung wie beim ersten, stylisirte Blumen und Blätter sind das Motiv. Im Ganzen haben sie den allgemeinen Charakter der rumänischen Ostereier, die ziemlich verschieden sind von den anderen; die Zeichnung ist freier, lässiger, sie ist nicht so mühsam, so fein ausgeführt wie die der Huzulen; wie der rumänische Bauer im Allgemeinen lässiger und träger ist, was ihn besonders charakterisirt.

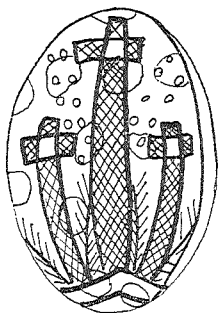


Fig. 25. Osterei aus Jaworów. (Schwarzer Grund mit rothen Tupfen, weisse Conturen, Füllung gelbe Linien.)

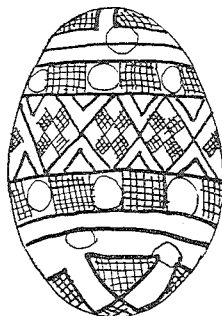


Fig. 26. Osterei aus Jaworów. (Rother Grund mit grünen Flecken, weisse Zeichnung. Füllung gelbe und weisse Linien.)

Nun folgen noch eine Anzahl der bemalten Eier aus Galizien. (Fig. 22—26.) Sie sind aus einer Gegend, die an die Bukowina grenzt und die von einem Schlage der kleinrussischen Gebirgsbewohner, den Huzulen, bewohnt wird, der der schönste und intelligenteste ist. Da wohnt jene Familie, die die so geschätzten Messingschnitzereien macht — die Bergstöcke, Pulverhörner, die kunstvoll gearbeiteten Taschen. Sie wandern von da aus in die anderen Dörfer und verkaufen ihre Waare verhältnissmässig sehr billig. Es lebt da eine ganze Künstlerfamilie. Die Frauen und Mädchen sind hier meist sehr hübsch.

Die Ostereier sind aus dem Dorfe Jaworów und Umgebung. Die Muster sind ähnlich den schon zuerst besprochenen. Neu ist hier das herzförmige Blattmuster. Die Farben sind wie dort zumeist roth im Grunde mit grünen und dunklen Flecken (dort sind sie zumeist gelb), die starke Conturzeichnung weiss, die feinen Linien gelb. Ausgenommen ist das Ei mit den drei Kreuzen, das schwarzen Grund hat. Das Kreuz ist hier sehr originell und wirksam angewendet, mit seinen Palmenblättern und Strahlenpunkten verräth es viel Phantasie und ist das hübscheste dieser wenigen galizischen Muster, wenn die anderen auch nichts an Geschmack und Zierlichkeit der Ausführung wünschen lassen.

Todtendichtung.

Aus dem Nachlasse Josef Schwarzbach's, herausgegeben von Dr. Arthur Petak, Klagenfurt.

II.

Im Mai-Juni-Heft des II. Jahrganges (1896) dieser Zeitschrift p. 180 ff. machte Josef Schwarzbach auf die sogenannten »Sterbeandenken« aufmerksam und theilte, nach einigen Bemerkungen über die auf derartigen »Sterbbildern« beliebten Darstellungen, eine kleine Auswahl solcher Todtendichtungen mit. Die Fortsetzung dieser Mittheilungen war bereits im Manuscript fertiggestellt, als der strebsame Mann seinem Berufe durch den Tod entrissen wurde. Im Auftrage des Vereines für österreichische Volkskunde veröffentliche ich nun jenes Manuscript, indem ich zunächst die einleitenden Worte Schwarzbach's mittheilte.*)

»Die Sitte, den Verstorbenen Sterbeandenken in Form von bedruckten Todtenbildern zu widmen, scheint nicht viel weiter als etwa dreissig Jahre zurückzureichen; denn in meiner aus allen Theilen des Landes Salzburg zusammengestellten Sammlung von mehr als eintausend Stück sind nur einzelne aus den Sechzigerjahren und ein einziges aus früherer Zeit. Dagegen vergrössert sich ihre Zahl in den Achtziger- und Neunzigerjahren, und sie dringen allgemach ins salzburgische Gebirge vor.

Die Sterbeandenken sind die Parte des Landbewohners. Wie diese enthalten sie zumeist alle bezüglichlichen Mittheilungen, mit Wegfall Desjenigen, was die »Ansagerin« bekanntgibt, das ist Tag und Stunde des Begräbnisses; dagegen findet sich noch als Zusatz ein Gebet, ein Bibelspruch oder — in der Mehrzahl der Fälle — ein aus dem Volke hervorgegangener, mehr oder minder gelungener Vers. Da übrigens die Drucker auf Verlangen ihrer bauerlichen Besteller auch die Verse liefern, so muss man auf die Scheidung zwischen den letzteren und den wirklich volkstümlichen bedacht sein, obgleich nicht übersehen werden darf, dass auch die gedruckten Spruchsammlungen Vieles aus dem Volke geschöpft haben.

Ganz vereinzelt wird auch eine Miniaturphotographie des Verstorbenen über dem Namen angebracht. Auf der Kehrseite finden sich, von einem Trauerrand umgeben, Heiligenbilder (Holzschnitt, Stahlstich, Farbendruck) von grösserer oder geringerer Feinheit der Ausführung. Zweifellos ist der Bilderindustrie in diesem Zweige des Todtencultus ein weites Feld eröffnet worden.

Die Vertheilung dieser Sterbeandenken findet gewöhnlich während des gottesdienstlichen Opferganges in der Kirche statt. Die damit betraute Person stellt sich vor dem Offertorium hinter dem Altare auf und reicht jedem Vorübergehenden das Bild, was

*) Mit kleinen stylistischen Aenderungen.

mit einem »Vergelt's Gott für die arme Seel!« quittirt wird, worauf die andere »G'segn's Gott!« antwortet. Die Zahl der bei einem Leichenbegängnisse zur Vertheilung kommenden Sterbeandenken (auch »Christliche Andenken« genannt) schwankt, je nach der Zahl der Verwandten und Bekannten, zwischen zweihundert und tausend; es kommt auch vor, dass die bemessene Zahl nicht ausreicht und eine Nachbestellung erforderlich wird, um der Pflicht der Pietät vollauf zu genügen.

Obgleich die Sterbeandenken sich nicht bloss im Flachgau, sondern auch im Pinzgau und Pongau finden, wobei man einzelnen, wie »Meine Jahre sind zu Ende« oder »Nun hab' ich's überwunden«, besonders oft begegnet, so scheint doch den Ausgangspunkt für diesen Gebrauch der Flachgau zu bilden, speciell die Stadt Salzburg, wo ich das älteste Sterbeandenken, das einer Hauptmannsgattin aus dem Jahre 1856, fand. Es ist dabei zu bemerken, dass in städtischen Kreisen neben dem Sterbeandenken auch eine Parte ausgegeben wird.«

Es folgt nun eine Reihe von ungefähr hundert Sterbeandenken. Zu dieser von Schwarzbach getroffenen Auswahl ist zu sagen, dass sie auch manches Minderwerthige bringt. Ich habe aber aus begreiflicher Rücksicht für den Dahingeschiedenen nur auffallend Werthloses von der Veröffentlichung ausschliessen zu sollen geglaubt. Dagegen dürfte es den Intentionen desselben nicht zuwiderlaufen, dass ich dieses umfangreiche Material, das er ohne metrische, inhaltliche oder andere Gesichtspunkte aufzählt, in Gruppen angeordnet und mit interpretirenden Begleitworten versehen habe.

Bedauerlich bleibt es, dass Schwarzbach die Zeit- und Ortsangaben wegliess und auch über die Person des Verstorbenen nur ganz selten eine Mittheilung einflocht. Diese Punkte wären für die Beurtheilung recht werthvoll gewesen, lassen sich aber jetzt nicht mehr feststellen, weil Schwarzbach den diesbezüglichen Theil des Textes abgeschnitten hat. Ferner wäre es erwünscht gewesen, die erschöpfenden Aufschlüsse, welche wir aus der obigen Darstellung Schwarzbach's gewinnen, schon in der ersten Mittheilung (II. Band a. a. O.) zu geben. Gleichwohl glaube ich Dasjenige, was ich im II. Band dieser Zeitschrift (p. 335/36) »Ueber die Bedeutung der Sterbeandenken« sagte, noch immer aufrecht halten zu müssen, trotzdem ich damals, infolge des etwas unklaren Wortlautes jener ersten Mittheilung Schwarzbach's, der Meinung sein musste, es existire für jeden Todten nur je ein Sterbeandenken, ein Bild, welches die Familie des Verstorbenen an Stelle einer Reliquie von dem Todten aufbewahrt und auf dessen Rückseite ein Familienangehöriger den betreffenden Vers schreibt. Nunmehr scheint es mir erst recht glaublich, dass eben auf diesem Wege sich der heute herrschende, von Schwarzbach beschriebene Gebrauch entwickelt hat. Daran ändert auch der Umstand

nichts, dass Schwarzbach's älteste Sterbeandenken keine vierzig Jahre hinaufreichen; denn dies schliesst weder die Möglichkeit älterer derartiger Dichtungen aus noch die Entwicklung dieses Zweiges der Todtendichtung aus singulären Familienandenken.

Inhaltlich zeigen die von Schwarzbach ausgewählten Verse die innigste Verwandtschaft mit den Friedhofversen. *) Ein ausgesprochener Bezug auf die Form des Sterbeandenkens, derart, dass der betreffende Vers eben nur speciell für diesen Zweck und nicht zugleich auf ein Grab passte, findet sich niemals. Die Gruppierung wird unter solchen Umständen die gleiche sein wie bei den Grabschriften.

I. Gruppe. Der Verstorbene an die Ueberlebenden.

Zunächst das bekannte Motiv der Aufforderung, nicht zu weinen:

[1] Kinder haltet ein die Thränen,
Die Ihr an meinem Grabe weint.
Was hilft Euch Euer banges Sehnen,
Gott hat es gut mit mir gemeint.
Ach nehmt doch dieses Trostwort an:
Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Mit einer bekannten Grabschrift als Einleitung:

[2] Lange bin ich gepilgert auf Erden,
Müde gemacht von des Alters Beschwerden,
Nun halte ich Rast in der friedlichen Gruft,
Bis wieder der Heiland mich ruft.
Meine Gattin, weine nicht,
Dass mein Aug' im Tode bricht,
Ich sterbe ruhig glaubensvoll,
Ihr lieben Kinder lebet wohl.

Verbunden mit der Bitte um ein Gebet:

[3] Nicht bitt' ich um Trauer die Meinen,
Nicht will ich, dass sie um mich weinen;
Nur Eines gilt tausendmal mehr,
Dies Eine von Euch ich begehrt:
Dass Jene, die meiner gedenken,
Gebete voll Andacht mir schenken.

Dasselbe in breiterer Ausführung:

[4] Gattin, Freunde und Bekannte weinet nicht!
Ich hab' ausgelitten;
Sterben ist ja Menschenpflicht,
Ach, da nützt kein Bitten.
Lebet wohl! beim Auferstehen
Werden wir uns wieder sehen.
Gattin, Freunde und Bekannte mein!
Ich bitt' Euch noch um eine Gabe:
Denket meiner im Gebet,
Sprechet an der Grabesstatt:
Gatte, ruh' im Frieden hier,
Und der Himmel leuchte Dir!

*) Vergl. diese Zeitschrift Band I, p. 137 ff., IV, p. 107 ff., 240 ff. Ich behalte mir vor, auf diesen Zusammenhang in einer in Vorbereitung befindlichen Veröffentlichung von ungefähr 700 Grabschriften aus dem Nachlasse von *F. Pomezny* zurückzukommen.

»Ich hab' ausgelitten« ist der Tenor eines der besten Sprüche der Sammlung:

[5] Nun hab' ich ausgelitten,
 Nun bin ich schmerzenfrei,
 Die bitteren Leidensstunden
 Sind gottlob vorbei.
 Die Leiden sind mir Freuden,
 Die Thränen wisch ich ab,
 Jetzt leg' ich ohne Leiden
 Den Leib zur Ruh' ins Grab.

Ein anderes Mal feilt eine kundige Hand an diesem Spruch; ob zum Vortheil desselben, bleibe dahingestellt:

[6] Jetzt hab ich's überwunden,
 Ich bin nun schmerzenfrei,
 Die langen Trauerstunden
 Sind alle jetzt vorbei.
 Die Krankheit gab mir Frieden,
 Die Thränen wasch' ich ab
 Und leg, des Lebens müde,
 Mich ruhig in das Grab.

Dann bittet der Todte, nicht vergessen zu werden:

[7] Vergesst mich nicht, Ihr meine Lieben, ○ *)
 Die Ihr dort zurückgeblieben!
 Lebet immer doch recht fromm und still,
 Liebt die Arbeit stets und betet viel.
 Gönnet mir doch den ew'gen Frieden,
 Der von Gott mir ward beschieden;
 Liebt einander hilfreich bis ans Grab,
 Denket stets, dass Gott Euch ruft einst ab!“

Ebenso:

[8] Ihr, die Ihr am Leben bliebet,
 Als ich musste vor Gericht;
 Jesum an dem Kreuze liebet
 Und vergesst meiner nicht.
 Reicht mir Tröstung, liebe Freunde,
 Reichet liebeich mir noch jetzt die Hand;
 Bis wir selig uns vereinen
 In dem ewig seligen Heimatsland.

Die nächste Abtheilung enthält einen Rückblick auf das Leben:

[9] Sechszwanzig Jahr' lebt' ich auf dieser Welt,
 Und dann in weiter Ferne
 Der Tod mich überfällt.
 Ich hab' nun ausgestritten
 In diesem Thränenthal
 Und geh' zum ewigen Frieden,
 Bitt', betet für mich All'.
 Ich bin von Euch geschieden
 Nur eine kurze Zeit,
 Dann sehen wir uns wieder
 Dort in der ewigen Freud!

*) Das Zeichen ○ habe ich zu jenen Versen gesetzt, welche mir wenig oder keinen Anspruch auf Volkspoesie zu haben scheinen.

Ebenso der folgende Spruch, der als Anhängsel zwei typische Strophen bringt:

[10] Mit einundvierzigstem Lebensjahre
 Tragen's mich schon in das Grab,
 Muss zu meinem Vater gehen,
 Der mich vor fünfundzwanzig Jahr'n schon verlassen hat.
 Auch ein Bruder und die Schwester,
 Gingen mir schon lang voran,
 Und jetzt ist an mir die Stunde,
 Zu empfangen meinen Lohn.
 Mutter hemme Deine Thränen,
 O theure Brüder weinet nicht,
 Die Hoffnung stille Euer Sehnen,
 Bis Euer Aug im Tod einst bricht.
 Mutter, Brüder und Verwandten,
 Und die mich im Leben kannten,
 Bitte ich um ein Gebet,
 Wenn Ihr vor meinem Grab steht.

Oder:

[11] Ich habe mit Frohen gesungen
 Zur Freude manch heiteres Lied;
 Hab' auch mit dem Schicksal gerungen,
 Das mir nichts von Reichthum beschied.
 Ich habe den Kelch schwerer Leiden
 Genommen geduldig von Gott;
 Nun rief mich zu ewigen Freuden
 Der Herr über Leben und Tod.
 O theueres Weib, liebe Kinder!
 Vernehmet nun mein Testament:
 Weit mehr als das glücklichste Leben
 Ist werth ein glückseliges End.
 Auch Ihr meine lieben Freunde,
 Die Ihr meiner noch gedenkt:
 Gedenket meiner im Gebete,
 Dass mir Gott die ewige Ruhe schenkt.

Nach einem leidvollen Leben:

[12] Schwer und lange war der Kampf der Leiden,
 Die mir aufgelegt der liebe Gott;
 Doch in Hinblick auf die ew'gen Freuden
 War erwünscht mir der bitt're Tod.
 Lebt wohl! Gatte, Kind und Verwandte,
 Meine Freunde lebt auch Ihr recht wohl!
 Möchten wir im seligen Heimatlande
 All einander seh'n in Wonne voll.

Aus derselben Situation heraus die folgende Mischung von Poesie und Prosa, mit Anklängen an Gebetsformeln:

[13] Gar traurige Tage habe ich an mir vorüberfließen
 gesehen — viele peinliche Nächte habe ich ge-
 zählt — eine schmerzliche unheilbare Krankheit
 hat mich ergriffen — warum, o Gott?

Weil Dein heiligster Wille an mir in Erfüllung
gehen musste! — Nun an meines Grabes stillem
Hügel — weinet Ihr verlassene Kinder — mir ins
Jenseits nach. — In Gott und Tugend suchet fest
zu stehen, — damit wir uns dort freudig wieder-
sehen!

Ein in der Ferne verstorbener Soldat*) spricht:

[14] Trauert nicht, Ihr meine Lieben,
Dass ich zu Euch nicht kehr' zurück.
Ferne von der Heimat fand ich
Einer bessern Heimat Glück.
Will am Throne Gottes für Euch fleh'n,
Dass wir hier uns alle wiederseh'n.

In anderen Sprüchen wendet sich eine Mutter an ihre Kinder:

[15] Liebe Kinder, gute Nacht,
Mein Leben ist vollbracht.
Ich werde bitten bei Gott für Euch,
Wenn ich komm' ins Himmelreich.

Oder an den Gatten und das Kind:

[16] O lieber Gatte und liebes Kind mein,
Ich kann jetzt nicht mehr bei Euch sein.
Dem lieben Gott hat es gefallen,
Mich zu trennen von Euch Allen.
Ihr standet weinend um mich her,
Kein Trost war wohl für Euch jetzt mehr,
Als nur ein einstiges Wiederseh'n,
Wenn wir Alle aus dem Grabe geh'n.
Und wenn Ihr um mein Grab her steht,
So denket nur, dass All's vergeht
Und ich, ich rufe Euch noch zu:
„O wünschet mir die ewige Ruh'.“

Ebenso:

[17] Lieber Mann und Kinder, vergesst mich nicht,
Ihr könnt mich nicht mehr haben,
Ich hab' für Euch bis zur letzten Stund'
Viel Kummer und Sorg' getragen.
Nun denkt zurück an jene Zeit
Und betet für mich in Ewigkeit.
Ihr lieben Kinder, thut doch an mich gedenken
Und thut mir oft ein Vaterunser schenken,
Hier ruhe ich im kühlen Grab,
Von jetzt bis auf den jüngsten Tag;
Bis wir aufersteh'n und uns dann wiederseh'n.

Umgekehrt, wenn der Vater Weib und Kinder anredet:

[18] Lebet wohl, geliebet Weib und Kinder,
Nehmt mein letztes Wort in Acht:
Ihr verlieret mich geschwinder,
Als ihr es Euch habt gedacht.
Tretet einmal noch herzu,
Wünschet mir auf ewig Ruh'
Und gesteht bei meinem Grab,
Dass ich Euch geliebet hab'.

*) Anmerkung von Schwarzbach.

Ebenso das folgende Sterbeandenken, eigentlich zwei Sprüche enthaltend, indem gleichsam die Angesprochenen sofort erwidern:

[19] Gattin, Kinder, kommt zum Grabe,
Wo ich meine Wohnung habe.
Der Herr hat mich von Euch genommen,
Um Euch verklärt entgegen zu kommen.

Theurer Vater, schau hernieder
Auf uns, die wir verlassen stehen,
Dass wir von Deinem Grabe wieder
Getrost und froh zur Arbeit gehen.

Eine Reihe von Sprüchen aus dieser Gruppe beschäftigt sich mit der Reise in die Ewigkeit. Vergleiche:

[20] Ich leb', weiss nicht wie lang,
Ich sterb', weiss nicht wann,
Ich fahre fort, weiss nicht wohin,
Mich wundert's, dass ich so fröhlich bin.

Ebenso:

[21] Wie ein Kind bin ich entschlafen,
Dem sel'gen Himmel eil' ich zu,
Weil mein Gewissen gut beschaffen,
So gibt mir Gott die ew'ge Ruh'.

Oder:

[22] Ich reise in die Ewigkeit
Wo komm ich dort einst hin?
Wohin der Weg am Ende führt,
Auf dem ich gegangen bin,
Dort ist mir auch ein Ort bereit,
Bei Dir zu sein in Ewigkeit.

Andere sprechen von der Vergänglichkeit; so der bekannte Spruch:

[23] Hier lieg' ich und muss verwesen;
Was Ihr noch seid, bin ich gewesen;
Was ich jetzt bin, das werdet Ihr —
Geht nicht vorüber und betet mir!

Sehr ansprechend ist der Vers:

[24] O Mensch! denke stets daran,
Dass uns der Tod ereilen kann,
Zu jeder Stund, zu jedem Tag.
Man ist nie sicher vor dem Grab.
Hab' ich Einem etwas leid gethan,
So bitte ich, verzeiht's mir dann.

Eine Frau bittet:

[25] Nicht Blumen, die verblühen
Und welken, wünsch' ich mir,
Nicht Lichter, die verglühen,
Als meines Grabes Zier.
Doch wer mich liebt, soll denken:
Ihr leuchte ew'ges Licht,
Mir's heil'ge Opfer schenken
Und fromm Gebet, mehr nicht!

Den katholischen Standpunkt betont der Spruch:

[26] Katholisch bin und bleibe ich,
 Will mich von meiner Kirch' nicht trennen,
 Froh bin ich, mich ihr Kind zu nennen.
 Hier ist der sichere Lebenspfad,
 Hier hoffe ich auf Gottes Gnad',
 Meinen Heiland zu erwerben;
 Katholisch ist gut sterben.

Durch die individuelle Färbung ragt hervor das Wort eines Priesters:

[27] Hab' ich gethan, was ich gelehrt,
 So ist der Himmel mein;
 Habt Ihr gethan, was Ihr gehört,
 So kommt Ihr auch hinein!

II. Gruppe. An den Todten.

Hier ist zunächst eine Eintheilung nach Ständen vorzunehmen.
 Die Frau beklagt den Tod des Gatten:

[28] O fliesset, Thränen, ohne Zahl!
 Wie schmerzlich, ach, ist dieser Fall,
 Der mir den lieben Gatten nahm!
 Das Kind um seinen Vater kam.

 Wenn auch Dein Geist nicht wiederkehrt,
 So bleibst Du mir doch immer werth.
 Du warst geliebt von Anverwandten,
 Geliebt von Allen, die Dich kannten.

Einfacher: [29] Mit schwerer Arbeit, Sorg' und Mühe
 Verbrachtest Du die Lebenszeit;
 Dafür erhältst Du, lieber Gatte,
 Den Lohn jetzt in der Ewigkeit.

Mit dem Ausblick auf Wiedersehen im Jenseits:

[30] Dich hat der Tod hinweggerafft, ○
 Mein theurer Mann, leb wohl,
 Das Wissen, einstens Dich zu seh'n,
 Erhält mein Herz noch hoffnungsvoll,
 Mit Thränen, die dem Aug' entfliessen,
 Will häufig ich Dein Grab begiessen;
 Zu frühe schloss sich Dein Auge zu,
 Der liebe Gott verleih' Dir ew'ge Ruh.

Oder: [31] Geschlagen hat nun jene Stunde,
 Die Deinem Leid ein End gemacht,
 Die Klage zittert mir vom Munde,
 O theurer Gatte, gute Nacht!
 Du schläfst den ewigen Gottesfrieden,
 Die Gattin steht verwaist hinieden.

Andererseits trauert der Mann um die Lebensgefährtin:

[32] Wenig Jahre sind entschwunden,
 Seit ich zum Bund die Hand Dir gab,
 Als wir am Traualtare standen,
 Und schon steh' einsam ich an Deinem Grab.

Ich muss noch wandern, kämpfen,
 Du bist in Ruhe schon,
 Mich tröstet nur das Eine:
 Das Wiederseh'n an Gottes Thron.

Er vereinigt sein Leid mit dem der Kinder:

[33] Lebe wohl! Gattin, Mutter, aufs Wiederseh'n,
 Schau herab auf uns von des Himmels Höh'n,
 Dein Leben und Wirken vom frühesten Morgen
 Bis spätesten Abend war Beten und Sorgen
 Für Gatte und Kinder. Gott lohne es Dir,
 So rufen die Deinen verlassen noch hier.
 Du bist nun drüben im Reiche der Seligen,
 Erbittle uns Licht nun, Kraft und Segen,
 Dass wir stets wandeln auf Gottes heiligen Wegen.

Ebenso:

[34] Eh'mann, Kinder und Freunde klagen,
 Dass Gottes Ruf in Deinen besten Tagen
 Dich schönungslos aus ihrer Mitte riss;
 Doch was geglaubt Du im Leben,
 Gott wird es Dir in reicher Fülle geben,
 Und dieser Trost macht auch die Trauer süß.

Dann wieder klagen bloss die Kinder:

[35] Liebste Mutter, ach! so früh entrissen
 Hat Dich Deinen Kindern Gottes Hand.
 O, leg' der Himmelsfrau die Bitt' zu Füßen:
 „Führ' die Kinder an Deiner Mutterhand
 Ins himmlische Vaterland!“

Ebenso innig:

[36] Gute Mutter, unsere Thränen
 Sind die Blumen auf Dein Grab,
 Hast Dich bemühet früh und spat,
 Gute Mutter, bis ins Grab.

Einem jungen Mädchen gelten die Worte:

[37] Der Kirche Schmuck und Zierde
 Besorgtest Du zu ihrer Würde;
 Engel wanden Dir den Kranz,
 Den Du als Jungfrau voll im Glanz
 Gebracht vor Jesu Thron,
 Jesus sei Dir nun Dein Lohn.

Ein Messnerssohn aus Kirchenthal bei Lofer wird als Marien-
 verehrer glücklich gepriesen:*)

[38] **J**n Unschuld lebstest Du — Liebfrauenkind,
O dieser Mutter nur galt all Dein Lieben,
Hieltst ihren Namen fest ins Herz geschrieben,
Am Mutterherzen ruhst Du sanft und lind.
Nie wich ihr Bild aus Deiner Jünglingsbrust,
Nur Ihrem Schmucke galt Dein rastlos Mühen,
Es hat die Liebe stets Dir Kraft verliehen,
So ruh' denn nun bei ihr in Himmelslust.

*) Anmerkung von Schwarzbach.

Dann ein Spruch auf einen verstorbenen Lehrer:

[39] O Gatte, Vater, Lehrer, Du bist hingegangen,
Den wohlverdienten Lohn im Himmel zu empfangen,
Und sprichst: Am besten meiner, Ihr Lieben, der gedenkt,
Der meine Lehr' befolgt und mir ein Ave schenkt.

Und an einen angehenden Priester:

[40] Zum Altare, um zu opfern, ○
Schrittest Du mit frommem Sinn,
Angelangt an seinen Stufen,
Sankst Du selbst als Opfer hin,
Liebtest ja Maria warm,
Drum entschliefst in ihrem Arm;
Zieh' nun ein zum Himmelssaale,
Freue Dich am Opfermahle.

Aus einer individuellen Situation (an den alten Peterwirth in Seethal, der nach seiner goldenen Hochzeit plötzlich starb*) entspringt der Spruch:

[41] O! so früh nach Deinem Hochzeitstag
Musstest Du von uns scheiden,
Es sind ja kaum die Freund zerstreut,
So musst Du fort in die Ewigkeit.
Du hast gewirkt zu unserm Heil und Gottes Ehr',
Drum weinen Alle hier um Dich so sehr.
Möge Dich der Herr zum Lohne
Schmücken mit der Himmelskrone!

Den plötzlichen Tod betont ebenso:

[42] So unvermuthet, Vater,
Rief Dich der Herr zu sich;
Dein Glauben und Dein Hoffen
Mög' Dich beglücken ewiglich.

Und Ihr, die Ihr noch lebet,
Zum Sterben seid bereit
Und hetet, wachet immer,
Ihr wisst nicht Ort und Zeit.

Dann findet sich eine Abtheilung von Sprüchen an Verunglückte.
Zum Beispiel:

[43] Du gingest fort, o liebster Vater,
Und kehrtest nimmermehr zurück.
Fandst den Tod im wilden Wasser,
Im Himmel aber ewiges Glück.

Ebenso einem durch eine Lawine im Gross-Arlthal Verunglückten:*)

[44] Lebend sahen wir Dich scheiden,
Todt wardst Du uns heimgbracht.
Ach welch harter Schmerz für all die Deinen,
Doch auch dies hat Gott gemacht.
Du stehest nun am Throne Gottes,
Angethan mit weissem Kleid.
Weinend wir am Grabe stehen:
„Bitt für uns! Auf frohes Wiedersehen!“

*) Anmerkung von Schwarzbach.

Oder:

[45] Weinend legen wir Dich nieder,
 Bruder, mit zersägter Hand.
 Doch Du lächelst auf uns nieder,
 Weil Dein Herz den Himmel fand.
 Ruh' in Gott! Bald schlägt die Stunde,
 Wo wir froh uns wiederseh'n
 Und vereint im schönen Bunde
 Vor dem Throne Gottes steh'n.

Es erübrigen noch ein paar Glieder dieser Gruppe, die das bekannte Thema »O ruhe sanft« variiren. Zum Beispiel:

[46] Ruhe, Vater, sanft in Frieden
 Traurig bist Du von uns geschieden,
 Dein Verlust fällt unsern Herzen schwer,
 Wir Kinder haben keinen Vater mehr.

Oder:

[47] Theuerster Vater, ruhe sanft und stille,
 Denn es war ja Gottes Wille.
 Dass Du musstest von uns scheiden,
 Zu geniessen die Himmelsfreuden.

 Dort grüssen wir Dich einst dann wieder,
 In jenem wahren Heimatland,
 Und bringen heisse Dankeslieder
 Gott, der ewig uns mit Dir verband.

Ebenso von einem Mädchen:

[48] Ruhe sanft im stillen Frieden,
 Christliche Braut! von Tod und Schmerz,
 Gott hat früh Dich zu sich beschieden
 Von dieser Welt — an Jesu Herz,
 Jungfrau sein, das war ihr Leben,
 Kindlich fromm war stets ihr Sinn,
 Gott sich weihen war ihr Streben,
 Und der Tod war ihr Gewinn.

(Schluss folgt.)

II. Kleine Mittheilungen.

Ein Gefeiite-Brief und Geleite-Sprüche.

Von Dr. M. Urban, Plan.

Gelegentlich Sichtung meiner Familienpapiere fand ich einen Gefeiite-Brief, der zugleich ein Schoss- und Blutsegen ist und folgenden genauen Wortlaut hat: „Ein Graf hatte einen Diener, den wollte er für *13 J. K.* Da solches der Vater gesehen, so hat der Scharfrichter dieses nicht abschlagen können. Da das der Graf gesehen, hat er den Diener gefragt, wie solches zunging, dass ihn das Schwert keinen Schaden zufügen können, so hat ihm der Diener diesen Brief gezeigt mit folgenden Buchstaben: *13 J. F. K. H. B. K.* — Wie nun der Graf diesen Brief gesehen, da hat er den Diener befohlen, dass jeder diesen Brief bei sich tragen müsse; wenn einem die Nase blutet oder sonst blutigen Schaden hat und

ihn nicht stillen kann, der nehme diesen Brief und lege ihn darauf, so wird er das Blut stillen, und wer das nicht glauben will, der schreibe diese Buchstaben auf die eine oder auf die andere Seite des Gewehres und stehe auf seinem Platze, so wird er sich nicht verwunden können, und wer diesen Brief bei sich trägt, der kann nicht bezaubert werden und seine Feinde können ihm keinen Schaden zufügen. Das sind die *H : S : W : Christi H X F G H*. So bist du sicher, dass dir kein Urtheil geschehen kann, kein Blitz oder Donner, kein Feuer oder Wasser schaden dir. Wenn die Frau gebärt, so gebe man ihr diesen Brief in die Hand, so wird sie bald gebären und das Kind wird sehen und glücklich geboren. Wer diesen Brief hat und bei sich trägt, ist besser als Gold, Haus, Hof und Schutzbrief. — Im Namen Gottes † Vaters und des Sohnes † und des hl. Geistes † so Christus † im Grabe still stand † soll alles geschützt stille steh'n, wer diesen Segen bei trägt, den wird nichts schaden, es wird ihn nicht treffen des Feindes Geschütz und Waffen, denselben wird Gott bekräftigen, dass ihm nichts schadet, der darf nicht fürchten Pistolen, alle Gewehre müssen stille stehen, den alles sichtbare, sowie man auf ihn loshält, durch den Befehl und Tod Christi, es müssen stille stehen alle sichtbaren durch den Befehl des hl. Geistes, des hl. Michael und im Namen Gottes des Vaters † und des Sohnes † und des hl. Geistes † Gott sei Dank. Der wird von Gefahr beschützt sein; wer dieses nicht glauben will, der schreibe ihn ab und hänge ihn einen Hund um den Hals und schiesse weg auf ihn, so wird er sehen, dass es wahr ist. Wer diesen Brief bei sich trägt, der wird nicht gefangen, noch durch des Feindes Waffen verletzt werden können, so wahr als es das ist, dass Jesus Christus gestorben ist, so wahr er auf Erden gewandert hat; es kann nicht gestochen, geschossen, noch verwundet werden mein Fleisch und Gedärme, alles soll mir unbeschädigt bleiben. Ich schwöre, alle scharfen Waffen auf dieser Welt bei diesem lebendigen Gott des Vaters † und des Sohnes † und des hl. Geistes Blut, dass auch keine Kugel treffen thut, sie sei von Gold oder Blei oder Silber, Gott im Himmel mach mich von allen frei. Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes Amen. — Dieser Brief ist vom Himmel und in Holstein gefunden worden im J. 1724, war mit goldenen Buchstaben geschrieben und schwebte in der Tafel, jetzt wie ich ihn ergreifen wollte, hielt er mich zurück. Im Jahre 1790, als sich jemand den Gedanken machte, ihn abzuschreiben, zu diesem neigte sich der Brief; ferner stand darin: Am Sonntag sollst du nichts arbeiten, sondern nur in die Kirche gehen, ihr sollt nicht sein wie unvernünftige Thiere, ich gebiete, 6 Tage sollst du arbeiten und den 7. sollst du ruhen und Gotteswort hören. Jedermann, sei er jung oder alt, soll seine Sünden büßen, dass sie ihm vergeben werden, schwöret nicht bei jeder Strafe, begehret nicht Silber und nicht Gold, schämt euch, ihr Menschen, Lust und Begierde zu begehren, seid mit der Zunge nicht falsch. Ehret Vater und Mutter und ich gebe euch Gesundheit und Leben. Wer dieses nicht glaubet und darnach nicht thut, der ist von mir verlassen, weder Glück noch Segen gebe ich euch, dass Jesus Christus den Brief geschrieben hat, und wer widerspricht, der ist verlassen und keine Hilfe haben, wer diesen Brief hat und ihn nicht offenbaret, der ist verfluchet von der Christlichen Kirche. Diesen Brief soll einer dem andern abschreiben lassen, und wenn man soviel Sünden gethan hat als Sand am Meere und Laub auf den Bäumen, sie sollen euch vergeben werden, glaubet gewiss, dass ich den ehre, und wer es nicht glaubet, der soll des Todes sterben. Betet, sonst werdet ihr ewig bestraft. Ich werde am jüngsten Tage fragen, so ihr mir Antwort geben thut ein jeder über seine Sünden. Wer diesen im Hause hat, kann kein Donnerwetter treffen, welche Frau diesen Brief bei sich hat, wird lebendige Frucht zur Welt bringen. Halt dein Gebet, welches ich durch den hl. Michael gesandt habe. Im Namen Jesu amen. Gott der Vater segne mich, Gott Sohn regiere mich, Gott der hl. Geist stärke mich. Wer stärker ist als diese drei Gottheiten, den zahle ich Busse. Im Namen Gottes des Vaters † und des Sohnes † und des hl. Geistes † Amen. Gotteswort weist wirklich auf Gnaden hin.

Der Himmel ist mein Vaterland,
 Drei Rosen hab ich in der Hand,
 Die 1ste heisst Gott der Vater,
 Die 2te Gott der Sohn,

Die 3te Gott der hl. Geist.
 Und diese will ich halten ernst und fest,
 So lang er mir das Leben lässt.

Amen.“ *)

Trage folgende Worte bei dir, so kann man dich nicht mit Waffen verletzen: *Anmania, Azaria* und lobet den Herrn, dann hat er uns erlöst aus der Hölle und hat uns geholfen von dem Tode und hat uns im Feuer erhalten. Also wolle er, der Herr, kein Feuer geben lassen.

I
 R I R
 I

Um gegen Schüsse gefeit zu sein, bete man: „Der Friede unseres Herrn Jesu Christi sei mit mir. O Schuss, steh still in dem Namen des gewaltigen Propheten Agtion und Aliä und tödte mich nicht. O Schuss, steh still! Ich beschwöre dich durch Himmel und Erde und durch des jüngsten Gerichtes willen, dass du mich als ein Kind Gottes nicht beleidigen wollest.“

Ein allgemeiner „*Gefeiite-Spruch*“ ist:

Jesus gieng über das rothe Meer und sah in das Land,
 Also müssen zerreißen alle Strick und Band,
 Zerbrechen alle Rohr, Gewehr und Waffen gestellt sein,
 Und stumpf und unbrauchbar sein.
 Den Segen, den Gott that,
 Da er den Menschen erschaffen hat,
 Der gehe über mich N. N. allezeit.
 Den Segen, den Gott that,
 Da er im Traum empfohlen,
 Dass Jesus, Maria und Joseph nach Egypten flohen,
 Der gehe über mich allezeit.
 Das gute Kreuz in meiner rechten Hand,
 Damit ich gehe durch das freie Land,
 Damit ich nicht werde erschlichen
 Oder beraubt, nicht geschlagen,
 Beschädigt oder getödtet.

Ein anderes Blatt (auch anderes Papier) trägt folgenden Spruch, der dreimal gebetet werden musste, „*dass man einem nichts leids thun kann, wenn man auf Reisen ist*“:

Reiter wolgemut,
 Wir haben mit einander getrunken Christi Blut;
 Gott im Himmel ist mein Hut,
 Der Erdboden ist mein Schuh.
 Grüss dich Gott, Mann,
 Stärker als Gott, so komm und greif mich an:
 Du kannst mich nicht schiessen,
 Du kannst mich nicht stechen,
 Du kannst mich nicht hauen,
 Du kannst mich nicht schlagen;
 Denn Gott der Herr ist mit mir,
 Gott der Sohn ist mit dir,
 Gott der heilige Geist ist zwischen uns beiden,
 Dass wir mit Glück und Frieden von einander scheiden.

† † †

*) Die Diction wurde genau beibehalten, nur einige arge Schreibfehler und Satzzeichen wurden sinngemäss geändert. Das Papier der drei Octavblättchen, worauf dieser „*Gefeiite-Brief*“ mit zierlicher (weiblicher!) Hand geschrieben, ist fein und bläulich gefärbt.

Wenn Einer die Herberge verlässt und dieses Nachfolgende spricht, so ist er sicher, dass kein Degen oder anderes Gewehr über ihn ausgezogen werden kann:

Gott grüss euch, ihr Brüder wolgemut,
 Ihr habet getrunken Jesu Christi Blut,
 Doch hab ich getrunken euch zu gut.
 Gott der Vater ist mit mir,
 Gott der Sohn ist mit euch,
 Gott der heilige ist zwischen uns beiden,
 Dass keiner den Degen kann ziehen aus der Scheiden.
 Herr Jesu, dein bin ich, befehle mich Gott dem Vater † † †;
 Ich befehle mich der heil. Dreifaltigkeit,
 Ich befehle mich dem süssen Namen Jesu Christ,
 Der ob mir ist.
 So wahr als der Herr lebt und schwebt,
 So wahr wird mich sein hl. Engel behüten und bewahren
 Im Hin und Herfahren.
 Gott der Vater sei meine Macht,
 Gott der Sohn ist meine Kraft,
 Gott der hl. Geist ist meine Stärke.

Gottes heilige Engel schlagen und jagen alle meine Feinde und Diebsrotten hinweg, gleichwie Sonne und Mond sein still gestanden am Jordan, da Josua mit den Philistern schlug.*)

Johannesbrauch.

Mitgetheilt von Heinrich Ankert, Leitmeritz.

In Jonsbach bei Kamnitz (Nordböhmen) kommt am Feste Johann des Täufers ein meines Wissens sonst nirgends in Böhmen üblicher Brauch vor. Die Kinder daselbst machen nämlich am Abend vor Johanni aus „Johannesblumen“ ein Bettchen (Polster) unter den Tisch und begrüßen dann am nächsten Morgen auf demselben ein vorgefundenes Geschenk (Näscherei, Obst), etwa wie anderwärts den gefüllten Strumpf zu St. Nicolaus.

Dieser Brauch, der übrigens selbst in Jonsbach nur noch wenig geübt wird und beinahe vergessen ist, scheint auf diesen Ort local beschränkt zu sein, denn in den Nachbar-gemeinden ist er, wie ich auf mannigfache Anfragen erfuhr, nicht bekannt.

Andere Johannesbräuche trifft man in Nordböhmen noch überall an; die Feier des alten Sommersonnenwendfestes hat sich bei uns noch treu erhalten und wird sogar in neuerer Zeit mehr gewürdigt; noch immer flammen wie in der Urzeit auf Bergesgipfeln und Anhöhen mächtige Feuer auf, noch immer werden dabei alte Sitten und Gebräuche geübt.

Zu dem Kinderlied „Zürnt und brummt der kleine Zwerg“.

Von Anton Englert, München.

Im Anhang zum III. Band von „*Des Knaben Wunderhorn*“, 1. Auflage, S. 73, steht folgender Spruch mit der Ueberschrift „Wenn die Kinder üble Laune haben“:

Zürnt und brummt der kleine Zwerg,
 Nimmt er Alles überwerch,
 Ein Backofen für ein Bierglas,
 Den Mehlsack für ein Weinfass,
 Den Kirschbaum für ein Besenstiel,
 Den Fliederwisch für ein Windmühl,
 Die Katz für eine Wachtel,
 Den Sieb für eine Schachtel,
 Das Hackbrett für ein Löffel,
 Den Hansel für den Stöffel.

*) Ueber weitere Geleite-Sprüche und Gefeite-Briefe nächstens.

Auch in Simrock's Kinderbuch, 2. Auflage, S. 17, findet sich dieses Liedchen, und zwar fast genau so wie im „Wunderhorn“, nur mit den beiden Varianten „Den Ofen“ und „Das Sieb“, V. 3 u. 8. Fr. W. Böhme hat in seinem Buch „Deutsches Kinderlied und Kinderspiel“, Leipzig 1897, S. 63, die Simrock'sche Fassung unter Hinweis auf das „Wunderhorn“ und Simrock's Kinderbuch abgedruckt. Die fast wörtliche Uebereinstimmung der zwei genannten Fassungen lässt es als zweifellos erscheinen, dass Simrock das Lied unter Anbringung der beiden kleinen Aenderungen aus dem „Wunderhorn“ herübergewonnen hat. Sehr auffallend ist es, dass noch keine der seit dem Erscheinen des „Wunderhorns“ veröffentlichten zahlreichen Sammlungen von Kinderliedern eine Aufzeichnung des Spruches gebracht hat. Dieser Umstand legt die Folgerung nahe, dass die Herausgeber des „Wunderhorns“ das Liedchen nicht dem Volksmunde, sondern einer anderen Quelle entnommen haben. Und dem ist in der That so. In Abraham a Sancta Clara's „*Abrahamischen Bescheid-Essen*“, Wien und Brünn, 1717, findet sich S. 330 die folgende Stelle:

„ . . . damalen wann Herodes der König einen solchen Rausch hat von Wein, dass er
 Ein Kachl-Ofen für ein Bier-Glaß,
 Ein Mehl-Sack für ein Wein-Faß,
 Ein Kersch-Baum für ein Besen-Stühl,
 Ein Flederwisch für ein Wind-Mühl,
 Ein Katz für ein Wachtl,
 Ein Stärl für ein Schachtel,
 Ein Hackbretl für ein Löffl,
 Den Hansel fürn Stöffl

anschaut . . . “

Bei der grossen Uebereinstimmung der Verse 3--8 des Liedchens „Zürnt und brummt der kleine Zwerg“ mit den Versen bei Abraham a Sancta Clara lässt sich mit Sicherheit annehmen, dass der volksthümlich klingende Spruch im „Wunderhorn“ nichts weiter als eine durch Vorsetzung von zwei neuen Verszeilen hergestellte geschickte Umbildung der Abraham'schen Verse zu einem Kinderreim ist. Diesen Versen freilich mag gleich vielen anderen Reimen des berühmten Predigers ein volksthümlicher Spruch zugrunde liegen. Vielleicht ist einer der Leser in der Lage, einen solchen nachweisen zu können.

Zur Sage von der „Habergeiss“.

Mitgetheilt von Carl Mosée, Klosterneuburg.

Im Jahre 1846, ich war damals 20 Jahre alt, bin ich zu den Auerhahn- und Schildhahnjagden in Retteneck bei dem Sensenwerksbesitzer Leitinger geladen gewesen.

Uns jungen Leuten wurden die weitesten und höchstgelegenen Balzplätze zugewiesen. Man hatte drei bis vier Stunden Weges, musste daher kurz nach Mitternacht im tiefsten Dunkel aufbrechen. Mir wurde als Begleiter und Führer der damals circa 65 Jahre alte Oberjäger Groper zugewiesen.

Als wir nun eines Tages bei drei Stunden gestiegen waren, vernehme ich den ziegenartig meckenden Laut eines Thieres. Ich hatte denselben schon früher gehört und wusste, dass er von einer Eule (die Art weiss ich nicht zu nennen) herrühre. Um diese Stunde (Mitte April, 3 Uhr Nachts) war es völlig dunkel.

Ich schenkte dem Thierlaute keine weitere Beachtung. Groper jedoch blieb stehen und redete mich an:

„Hörst Du die Habergeiss?“

Ueber mein Bemerken, was er sich unter der „Habergeiss“ vorstelle, sagte er: Die Habergeiss sei ein gräulicher Vogel, gross wie eine Ziege mit schrecklichen Krallen und furchtbarem Gebisse, mit dem Kopfe einer Ziege, zuweilen auch eines Menschen — glühenden Augen.

Ich fragte, ob er sie schon gesehen habe? Er verneinte dies, doch wollten andere Leute die „Habergeiss“ schon gesehen haben.

Ich fragte weiter, was diese treibe. — Er versicherte, dass sie jenen Menschen nur schade, die in der Nacht im Walde Frevel treiben, z. B. Holzdiebe, Wildddiebe. Sie wohne in sehr hohen Bäumen, meistens Grenzbäumen etc.

Ueber meine Versicherung, dass jenes Thier, dessen Laut wir noch immer hörten, kein Gespenst, sondern eine Eulenart sei — musste er zugeben, dass er selbst an das Gespenst „Habergeiss“ nicht glaube, sondern als alter Jäger wohl wisse, dass es eine Eule sei; er sei aber mit dem Aberglauben der Leute, der schon seit Langem bestehe, sehr zufrieden und näbre denselben, weil dann sein Wild und sein Wald sowie er und seine Leute mehr gesichert seien. Ueber die Entstehung der Sage wusste er nichts Genaues. Ende der Zwanzigerjahre und Anfangs der Dreissigerjahre dieses Jahrhunderts aber, er war damals bereits hier und schon ein kräftiger Mann, wurden von ihm und auch von Anderen einige Male zerrissene und zerfleischte Menschen gefunden; dies sei Wahrheit. Man hielt diese Menschen für Mitglieder der zu jener Zeit in der dortigen Gegend so gefürchteten Räuberbande des „Holzknecht Seppl“.

Nachdem dieser, welcher mehrerer Mordthaten, Brandlegungen und Räuereien überwiesen war, in Pinkafeld (oder Pinkan) in Steiermark an der ungarischen Grenze gehängt ward, wurde seine Bande zersprengt; da mag es wohl gekommen sein, dass solche Leute im Walde (es gibt dort jetzt noch Urwald, z. B. der Feistritzwald) sich verborgen und von Wölfen, welche damals häufig aus Ungarn kamen, zerrissen wurden.

Die Leute schrieben dies der Habergeiss zu und schieben es ihr in die Krallen (man kann nicht sagen in die Schuhe).

In anderen Provinzen Oesterreichs habe ich von der Habergeiss nichts gehört.

Ich suche unter den Kellnern die Meinung zu verbreiten, die Habergeiss sei ein Gespenst, welches darauf sieht, dass die Gäste von den Kellnern nicht betrogen werden und die Kellner bestraft. Allein ich habe wenig Glauben gefunden und daher einen günstigen Erfolg nicht wahrgenommen.

Altsteirische Hausgeräthinschriften.

Gesammelt von Dr. Hans Schukowitz, Graz.

1. a) Christos Spricht Ich Bin Der Weg Die Wahrheit Unt Das Leben. Niemand Kumbt Zum Vater Alain. b) Christos Ist Die Rechi Tier. c) Gott sein Wort 1607 und die Gerechtigkeit Bleibt Ewig. d) Tret Ein, Bring Seegen Herein. e) Recte Faciendo Newi nem Timeas. f) Si possessor abest, nomen einsadest. g) Zeitlich geniß, Ewigs erspriß, Wan Alles verget, Gottes Hult bestet. h) Respice finem!

(Auf Stubenportalen 15.—17. Jahrh. *Graz*. J.*)

2. a) Frid sey mit Euch und mit Alen, die dadrinnen wohnen.
b) Die Zunge, die reizt den Menschen zum Zorn.
Damit ist Ehr und Gutt verlorn.
So weiß ich kein besser List,
Der seiner Zungen ein Maister ist — LEBENDIG TOT.

(Auf Stubenthüren im Fries. *Muran*.)

3. Es gibt ein Aug, das alles sieht,
Es gibt ein Or, das alles hert,
Es gibt ein Gott, der alles richt,
Es gibt einen Lohn, der ewig wehrt.

(Stubentram [Durchzug]. Reich geschnitzt. Buchstaben: R. F. S. 1761. Drei Königsnamen-Sonnwendstraus angebundn. *Oberort* im *Tragössthal*.)

*) Abkürzungen: J. = Joanneum in Graz; M. = Museum.

4. Die Axt Im Hauß
Ersparet den Zimmerer. 1814.
(Balkendurchzug. Bemalt. Geschnitzter Schlüsselhalter. *Leoben*. M.)
5. O Gott, Lass Deine heilig Engel mit Uns wonen.
(Stubentram. Freundschaftssymbol: Zwei verschlungene Hände. *Thal bei Graz*.)
6. Ein weichs Bedt — Ein jungg Waib,
Eine vole Schitt — Gott, mein Hauß behit.
(Bettstatt. Reicher Kerbschnitzzierat. Heiligenbildchen aufgeklebt. *Oberort*.)
7. All Dein Lebtag bedenk drey Ding. So wirstu nicht leichtlich falen:
Von wanen Du her khummen bist, vor wen Du stehen wirst und
wer Dein Seel abwegen tut. 1571.
(Ehebett mit „Himmel“. *Leoben*.)
8. Bin nicht groß, brauch nicht lang zu schlaffen.
Kennst mich längst, thu mich nicht angaffen.
(Tisch mit Schlangenfuss. Ende des vorigen Jahr. *Eisenerz*.)
9. Oculi Omnium In Te Sperant
Et Tu Aperis Manum Tuam. 1724.
(Armentisch. *Knittelfeld*. Kloster.)
10. Gottes Aug uns immer anschaut!
(Stuhl mit durchbrochener Rückenlehne. Das Auge Gottes eingeschnitten. *Eisenerz*. M.)
11. Kehr bald wieder.
(Stuhl mit hoher Lehne. 18. Jahrh. *Murau*.)
12. O Maria, breitt Deinen Mantel aus,
Mach für uns Schutz und Schirm daraus.
Laß uns alle drunter stehn,
Biß alle Gfahm vorübergehn. 1804.
(Betstuhl. Reich geschnitzt. *Leopoldstein*. Schloss.)
13. Tragest vil heim,
Ist viles Dein.
(Kasten. Blümchenbemalung. Bienenkorb mit Volk. Ende des vorigen Jahr. *Stübing bei Graz*.)
14. So wir hätten einen Glauben,
GOTT und die Grechtigkheit vor Augen,
Ein Elln, Gwicht, Maß und Geldt,
Dan ständt es WOL in diser Weldt. (1738.)
(Apothekerkasten. *Oberort*.)
15. Mach es wie die liebe Sonn,
Die grämt sich nit,
Ob Bös, ob Gut
Erquickt ihr Licht.
Allimmer magst freundlich
Und herzlich Du sein,
Von innen und außen
Wie Sonnenschein!
(Puppenkasten. Reiche Bemalung. *Graz*.)

16. Ist der Opfl rosenroth,
Steckhet doch ein Wurm darinn.
Ist das Deandl schön und roth,
So ist es falsch vom Sinn.

(Kleidertruhe mit Eisenbeschlägen. 1820. *Kallwang*.)

17. Thu Recht. Scheu Gott. Fürcht nimt. 1726.

(Kleidertruhe. *Allerheiligen* im Mürzthale.)

18. Dich hütt ich als wie ein Wükelkindt,
Vor Sonnenstüch und Winterwindt.

(Schmucktruhe. Bemalung. Amulete angeheftet. Mitte des 18. Jahrhunderts. *Leoben*.)

19. Handwerckh hat ein golden Boden,
Müh dich ab ohn Unterlas. 1762.

(Zunflade mit dem Bäckerwappen. *Eisenerz*.)

20. Feuer Abend · Golden Stund
Bescheret Herz, Handt und Mund.

(Stockuhr mit getriebenem Zifferblatt. *Obdach*.)

21. 'n Stall voll Viach,
'd Schuppen voll Fuadar,
'd Hausfrau net schiach,
O du sakrisches Luadar!

(Hänguhr. Reich bemalt. Anfang des 18. Jahrh. *Admont*.)

22. Imer heitter Gott hüllft weitter! 1774.

(Spinnrad mit Beinknöpfen geziert. Buchstaben A. M. *Pichl*.)

23. Gott sieht, was ich bin und was ich thu,
Der himlisch Vatter sieht aber zu.

(Handtuchhälter. Reicher Kerbschnittschmuck. *Bruck a. d. M.*)

24. Trau kein Wolff auf gruener Haidt,
Trau kein Jud auf seyn Eidt,
Trau kein jungen Frau auf ihr Gewissen,
Bist sonst von ihn all besch

(Dose. Stickerei unter Glas. 18. Jahrh. *Mautern*.)

25. Thu die schön Diandln liabn
Jung Weibl nit betriabn
Sollst die Altn auch nit hassn
Und was löbt, sollst löben lassn.

(Schnupftabakdose. *Graz*.)

26. Der Tabak aus dieser Tosen richt so gut als wie die Rosen.

(Dose aus Bein. 17. Jahrh. *Eisenerz*. M.)

27. Beim Diandle und beim Fisch
Das Mittelstück das beste isch.

(Dose mit Schildkroteinlagen. *Graz*.)

28. Der Fink der thut nach Mucken haschen,
Das Weib, das thut sein Kindlein faschen,
Die Schwogrin pfeiff den Buben zu,
Die Kuh am Bichl machts: muh, muh.
(Tabaktopf aus Steingut. 1804. *Radmer a. d. Hasel.*)
29. Krenk, Donner Hagl, Blitz und Mord,
Das wünsch ich Dir mein braver Willibort.
(Tabaktopf. Birkenrindenmontirung. 3 gekreuzte Dolche eingebrannt. *Radmer a. d. Stube.*)
30. Donum Prometei. 1728.
(Zunderdose. Zeus in der Wetterwolke. Messingbeschlag. *Eisenerz. M.*)
31. Ist 's Topfle zbrocha,
Ists aus mit'n Kocha.
(Tellerrechen. 1769. *Oberort.*)
32. Wer russig ist, der wasch erst sich
Und dann erst wasch er mich.
(Zinnschüssel. *Bruck a. d. M.*)
33. Die Arbeit hat ihr Endt
Der Schmauß anjetzt begent. † † †
(Krapfenteller. Blümchenbemalung. *Eisenerz.*)
34. Es ist besser und löblicher arbeiten als umsonst essen und Fürwürfe leiden und sich
nähren.
(Schüssel. Figuraler Schmuck. *Graz. J.*)
35. Solche Fische eß ich gern, aber besser werns, wenns gebachen wern. 1705.
(Fischschüssel. Bauern-Fayence. *Graz. J.*)
36. Die Geduld ist dem Menschen so nöthig als einem Armen das Gold oder als einen
Narren die Weißheit.
(Bauernschüssel. 18. Jahrh. *Graz. J.*)
37. a) Apfl und Birn für Mann und Dirn,
Für Weib und Kind Gottesgab sind.
b) Ich glaub an Gott in aller Noth.
Zum Himmel schau, auf ihn vertrau!
c) Dem die Haar ausgen, der geh mitin, so bleibt er bei ihnen.
d) Wo Lieb und Fried das Haus regirt, da wohnt Gottes Segen.
Wo aber Zank das Scepter fürt, der Gangi ist zugegen.
e) Beim Hainzl Schein thun wir schmaußen Braten Brot und Wein.
(Auf Schüsseln aus verschiedenen Gegenden der Steiermark.)
38. a) Wer Wunder sehn und Zaichen wil,
Bei Hl. Anton findt er vil.
b) Der Todt aus Irrthum gleich entgelt,
St. Antoni Vorbitt vor ihm steht.
c) Der Teuffle weichet ab geschwint,
Wo er Antoni Vorbitt findt.
Die Krankhen werden auch zur Stundt,
So Ihm bitten, frisch und gesund.

- d) Verlohrnes glidt,
Verlohrnß guett
Er fühlen wider
Bringen thutt.

(„Antoni-Wunderschüssel“ *) aus Zinn. Bildliche Darstellung der Wunderthaten des Heiligen.
Eisenerz. M.)

39. Maria Hülf thu Uns bewahren
Von Allen Leibes. und Selen Gefahren.
(Topf. Reich bemalt. *Trofaiach.*)

40. Hir lig ich als Kint,
Wen ich muss, straff ich die Sint. Gelobt sey Jhesos Christos!
(Topf. Das Christkind auf dem Kreuze liegend. Unten das Monogramm Christi. *Eisenerz. M.*)

41. 1 libt 2 nicht meiner 3
4 dich schlegt mein Hertz
In 5 Kirchen les das
6er Blat das is kain 7 Schleffer
Geb 8 und sag nicht 9. Um
10 begeb ich mich auf Reisen
Um 11 bin ich bei Dir. Um 12
Dir dann ein Mansbült höfff.

(Schnitterkrug. Emblem: Garbe, Sichel und Schnitterhut. *Neuhaus.*)

42. An der Red erkenn ich den Thoren,
Den Esl aber an den Ohren.

(Jausenkrug (Pitsche). Monogramm F. H. *Leoben.*)

43. Wenn ein Kind das andere wiegt,
Das dritte an der Brust noch liegt
Und das vierte ist unterwegs,
Das ist Gotteshilf und Seegen. 1827.

(Krug. Grazer Fayence. Preiscourant. *Graz. J.*)

44. Trinken wir Heurigen und auch an Alten,
Wird unsere Freundschaft niemals erkalten.

(Mosikrug. *Graz. J.*)

45. Jeder Trinker lebe hoch,
Wenn er findet das richtige Loch!

(Vexirkrug. 18. Jahrh. *Graz. J.*)

46. Ich trink Gesundheit allen denen,
Die mein feierlich Herz erkennen.

(Krug. 18. Jahrh. *Graz. J.*)

47. Wer ein aufrichtiges Herz hat,
Besitzt das kostbarste Kleinod.

(Weinkrug. Reich bemalt. *Graz. J.*)

*) Derartige Schüsseln heissen im Volksmund auch *Tauf-* oder *Blutschüsseln*. Im 16. Jahrhundert fertigte sie mit Vorliebe die Beckenschläger-Zunft zu Cultzwecken an. Hie und da verwendet sie das steirische Volk zur Räucherung in den Rauhächten. Im culturhistorischen Museum der Gemeinde *Eisenerz* wird eine Blutschüssel aus Messing aufbewahrt. Sie ist mit kabalistischen Zeichen und einer bildlichen Darstellung des ersten Sündenfalles geschmückt. (Sig. I, 282.)

48. Agydiregen — Jungfernseegen,
Eyns ums andre wehrt nit lang.
(Methkrug. Stilisirter Blumenschmuck. *Judenburg*. M.)
49. Jubelt und jauchzet mit fröhlicher Ruh
Allen Verbrüdereten VIVAT dazu!
(Zunftbecher. Bergmannzeichen. 1814. *Leoben*.)
50. Wers · Vaterland · TVt Liewen · TVt Sglas Von Sich Nit Schieben.
Mea Tu Quoque Styria VIVE. Caesar et Imperium.
(Pocal. *) Reich geschliffen. Steirische Panther mit dem Herzogshut auf dem Kelchmantel.
18. Jahrh. *Graz*. J.)
51. eX Consul VIVat LeVtgeb; qVI bis Mo Do praeter Integer Astrea fort Iter ense nIet.
Der Leutgeb der beydenen Stäben den Bürgern Nectar eingeschenckt wird bei der
Kugel sich bestreben wie er nun die mit Wermut tränckt So sträflich seynd,
an beyden Stellen wird also stets sein Ruhm erhellen.
(Gastpocal. 18. Jahrh. Figuraler Schmuck. *Graz*. J.)
52. Da · Wien · Verkehrt · helst · WeIn · so MUss · ein · soLCher LeVtgeb · seyn.
(Pocal mit Deckel. Chronogramm. *Graz*. J.)
53. Der ehrsamb Miller-Zunft!
(Zunftbecher. Müllermarke. 1648. *Leoben*. M.)
54. So gebohre,
So erkohren.
(Trinkglas. Zwölfseitig. Pyramidenstumpf. Figürl. Schmuck. Anfang des 18. Jahrh. *Graz*. J.)
55. Brandiewein her ist mein begehrt.
(Glaskrug mit ornamentaler Malerei. *Graz*. J.)
56. Mea portio vivat, tua crescat, ejus florescat! 1688.
(Fadenglas. *Leopoldstein*. Schloss.)
57. Halts Enk Zsamm Es Daurt Nicht Lang!
(Kelchglas. 18. Jahrh. *Seckau*.)
58. A Schmotzl und a Fotzl dö han i stetts gern,
Denn das an schmeckt wiara Krapfl, dös ander wiara Doderkern.
(Weinflasche. *Scherzberg*.)
59. Sauff aus und marschir Zhauß!
(Flasche aus Milchglas. *Frohnleiten*.)
60. Für Hunger und Durst
Hülft Bier und Wurst.
(Weinglas. Landschaftsbild. Eichenblattornament. *Seckau*.)
61. Alle Zeit fröhlich ist beschwerlich,
Alle Zeit traurig ist gefährlich,
Alle Zeit glücklich ist unmöglich,
Eins ums andre ist vergänglich.
(Weinglas. Reiche Aetzornamentik. *Vordernberg*.)

*) Dieser von Graf G. Wurmbrand dem Landesmuseum gewidmete Pocal machte bei der Einweihung des steirischen Landeskellers in Graz die Runde.

62. Sorg macht graue Haar
So altert die Jugendt ohne Jahr. An^o 1786.
(Bierglas. *O.-Zeiring*.)
63. Leere Teller, trocken Glas,
Brüdarl, aus ist der Spass.
(Bierglas. Scene aus dem Almleben. *Oberort*.)
64. Hirsch und Gamsl — jagert der Hoisl Hansl.
Diandl mit nakat Wadl — zwickt der Halter Radl.
(Bierglas mit Deckel. Blau geblumt. *O.-Zeiring*.)
65. Nach der Handlung wird der Mensch benannt,
Am Obst wird der gute Baum erkannt,
(Glas mit Bild. *St. Marein*.)
66. Wer nicht kann blechen,
Der lass das Zechen.
(Glas, mit Blumen bemalt. *Eisenerz*.)
67. Nichts Schöneres auf der Erden als lieben und geliebt werden.
(Kelchglas mit Jagd- und Liebesscene. 17. Jahrh. *Graz*. J.)
68. Sih, ob ein Schmerz gleichet meinem Schmetzen!
(Passionsflasche. Aus Hirschknochen die Kreuzigung dargestellt.*) Urlaubscapelle beim
Leopoldsteiner See.)
69. Sag niemals leise, niemals lautt,
Was Dir Dein Waib hat anvertrautt!
(Kaffeetopf mit Deckelbild. *Judenburg*)
70. Alle jungen Diandln auf der Erden
Wollen gerne einmal Weiber werden.
(Kaffeeschale aus Alt-Wiener Porzellan mit Marke. *Eisenerz*. M)
71. Wer nix erhairath und nix erehrt,
Däs bleibt ö arms Ludr bis er sterbt.
(Kaffeekännchen. Reich beblumt. *Eisenerz*.)
72. Wer sein Munt hat in Gewalt,
Der kan mit Eren werdn alt.
(Tasse. Randornament. *Hieftau*.)
73. Es bleibt halt dös ein war Geschicht,
Aldte Libe rostet nicht.
(Tasse. *Knittelfeld*.)
74. Nöt zvil, nöt zwenk,
Alweill an mi denk. 1816.
(Salzfass aus Milchglas mit Spuren von Bemalung. *Judenburg*.)
75. Versiß Dir Dein Leben!
(Zuckerdose. Reicher figuraler Schmuck. *Unzmarkt*.)

*) Derartige Motivflaschen sind unter dem Landvolke der Steiermark sehr verbreitet und sie verrathen bezüglich ihrer Ausarbeitung und ihres Spruchreichthums nicht selten eine überraschende Geschicklichkeit des ländlichen Künstlers. Aus allen drei Naturreichen holt sich dieser das Material zusammen: Pflanzensamen, Baumrinde, Fischgräten, Kieselsteinchen, Käferflügel u. dgl. finden da geschickte Verwendung.

76. Mist auf Wies und Feld
Macht Dir Gutt und Gelt.
(Schmalzdose mit Deckelmalerei. 18. Jahrh. *Leoben.*)
77. a) Eisen war ich zu Lubeten,
Wurd von einem Pferd getreten,
Jetzund bin ich Kupfer rein,
Und mit Gold gekleidet fein.
b) Was rares thue ich weisen,
Bin Kupfer und war eisen.
Glaubst duss nicht frag nur wohl,
Ein stund ist es von Neusohl.
(Gewürzbüchse. 18. Jahrh. *Eisenerz. M.*)
78. Trägst Du das Kreuz geduldig hier,
Gibt Gott dir eine Kron dafür.
(Löffel. 17. Jahrh. *Graz. J.*)
79. Gesegn Euch Die Mahlzeit!
(Löffelkorb aus Nussholz. Laubsägearbeit. *Oberort.*)
80. Ob ich Dich lieb, das kann ich sagen,
Ob du mich liebst, das thu ich fragen.
(Messer mit Horngriff. Schnitterleute. *Graz. J.*)
81. TREU in GOTT
BIS in TODT.
(Vorschneidmesser mit Beingriff. 1734. *Graz. J.*)
82. Lib nur mich.
(Messer mit Horngriff. *Eisenerz. M.*)
83. Im Namb des Vatter † des groß Sun † des bl. Gaist † Amen. 1781.
(Drudenmesser. 9 Kreuze und 9 Halbmonde eingravirt. *) *Eisenerz.*)
84. Sanct Hupertus hülf!
(Hirschfänger, gravirt. *Radmer a. d. St.*)
85. Alle Unsre Lebens Stunden,
Sollen sein mit Glück verbunden.
(Gabel. Bild: ein Bauernhaus. *Graz. J.*)
86. Lux in tenebris lucet,
Dux ignotum docet. 1610.
(Leuchter. Stativ aus Rehfüssen. Mit Kerzenhut.***) *Radmer a. d. St.*)

*) Die sogenannten „Druden- oder Mondscheinmesser“ sind heute nur mehr selten zu treffen. Sie haben beim Volke besonderen Anwerth: sie halten, unter das Kopfkissen gelegt, die Druden und andere Unholde, wie böse Träume, vom Schlafenden fern, ermöglichen beim Stechen des Kleinviehes das rasche Abfließen des Blutes, was nach dem Volksglauben mittelst eines gewöhnlichen Messers beim verhexten Vieh nicht möglich ist. Das Drudenmesser tragen auch die Ennsthaler Wilderer gern bei sich. Das *Eisenerzer* Gemeindemuseum bewahrt eine Collection solcher Messer aus verschiedenen Zeiten des Schmiedehandwerkes auf. (Sig. II 177, 196.) Ein Drudenmesser aus meiner Amuletensammlung, die über 300 specifisch österreichische Volkstalismane umfasst, zeigt inmitten der 9 Halbmonde ein Kreuz eingravirt, in dem ein Dolch haftet.

**) Unter dem Volk werden derartige Küchenleuchter „Hainzelichter“ genannt. Im *Radmerthal* zündet man, wenn Jemand in den letzten Zügen liegt, einen „Hainzel“ an. Dann kommen, heisst es, dem Kranken alle seine Lieblingsheiligen zu Hilfe.

87. Vor Licht flieht Gicht.
Vor Veier flieht Geier.
Nur Gutte han Mute.
(Küchenleuchter mit Marmorstativ. *Vorau*. Kloster.)
88. Arma Angeli. Mors Diaboli.
(Lichtscheere, gravirt. *Eisenerz*. M.)
89. Vor Licht fleucht der Dib,
Wannen er es sicht. 1638.
(Laterne, mit „Flinz“ geritzt. *Krumpenthal*.)
90. Imer heiter, GOTT hilft weiter!
(„Hackbrettl“*) Perlmutter eingelegt. Monogramm P. T. *Judenburg*.)
91. Aqua Christi Lavat Te.
Sanquis Christi Inebriat Me.
(Taufmuschel mit dem eingeschnittenen Bilde des hl. Johannes d. T.***) 17. Jahrh. *Leoben*. M.)
92. Stopf Dir an dein Pfeiflein geschwint und blas mit dem Rauch Dein Sorg in den Wint.
(Tabaktopf. *Eisenerz*. M.)
93. Gedenckh des Todts!
(Pfeifenkopf aus Holz,****) geschnitzt. 18. Jahrh. *Wald*.)
94. Solang i pfauch, is gwiss dass i schmauch.
(Bauernpfeife aus Weichselholz. *Eisenerz*. M.)
95. Ich lib Dych ganz aus Hertzengrunt,
Als wie der Ox das Heugebundt.
(Pulverhorn mit Zinnbeschlag und Spruchtäfelchen. Monogramm R. v. M. 1809.)
96. Jager, bleib und setz Dich fein!
Solst so mein erster Gimpel sein!
(Pulverhorn in Ledertasche. *Radmer a. d. St.*)
97. Ein Mann soll nach Lob und Ehren jagen
Und doch den liben Gott in Herten tragen.
(Gürtel mit Messingtäfelchen. *Radmer a. d. St.*)
98. Großer Gott, gib dein Sögen.
Sey Uns mit deiner Hülff zugegen!
Vincenz *Osterman*, vulgo Kogelzenz in *Radmer*. (Leibgurt *Radmer a. d. St.*)
99. a) Her Jhesus, Seegne meinen Nahrungslandt
Und die Arbeit meiner Hant.
b) Glück auff Dein Fahrt! 1808.
c) Hab Gott im Hertz wie der Berg sein Ertz.
(Auf Schachtmützen. Gestickte Einsätze. *Eisenerz*. M.)
100. Wer trunken gesündigt, hats nüchtern gebüsst.
(Weinfass [50 Eimer]. Figuraler Kerbschnittschmuck. *Seckau*.)

*) Ein spezifisch steirisches Musikinstrument, das immer mehr der Vergessenheit anheimfällt.

**) Solche Taufmuscheln wurden in Patrizierfamilien in früheren Zeiten sorgsam aufbewahrt und dem Täufling in die Wiege gelegt als Schutzmittel gegen den bösen Blick.

****) Im Volke „Nasenwärmer“ genannt.

101. Ein Trunkner ist wie ein Aas,
Ligt auff dem Miß,
Obgleich die Welt solch Ding nit acht,
Doch der Teuffl hierfür häufig lacht.
(Weinfass. *Pettau.*)

102. Nachbar guk herein hir liget Edelwein. 1812.
(Brautfässchen, Monogramm H. P. M. im Ehrenkranz. *Pettau.*)

103. In Vino Veritas.
In Cruce Castitas. MDCCXXIV.
(Fass. Der Opferkelch von Reben umrankt. *Vorau.* Kloster.)

104. Ich wuchs auf Steiermarks Erde,
Fleißige Hände zogen mich groß,
Dass ich zur schmackhaft Traube werde,
Allvatters Regen sich auf mich ergoss.
(Hunderteimer, St. Josephus mit dem Jesusknaben eingegrundet. Anfang dieses Jahrhunderts.
Uebelbach.)

105. Aliena Invidia Mea Gloria.
(Weinpresse. *Luttenberg.*)

106. Las Deinen Gott nit auß der Acht
Und immerdar sein wort bedracht!
Presse. St Urban mit einer Schüssel voll Trauben eingeschnitten. Buchstaben R. A. 1788.
Pettau.)

107. Das Eisen liget zwar im schos der erd verborgen und ihre Adern sind im grunde
hingesenkt, doch darff man nicht omb schweiß, noch angst, noch arbeit sorgen,
wenn man nach selben mit Fleis zu graben denckht. Wer ruhm und tugend sucht,
wird dornenstich empfinden, ja auch den Weg dahin mit großer mühe finden. Man
braucht allhir vill Fleiß und müh. (1755.)
(Schiessscheibe.*) Figuraler Schmuck. *Eisenerz.* M.)

108. AUSTRIA florescat felix per saecula cuncta,
Mensque infensa ruat fulgure tacta Jovis.
(Festscheibe 1743 [Chronogramm]. *Eisenerz.* M.)

109. Der gehen will auf die Jagd, muss herzhaft sein und nicht verzagt!
(Zielscheibe. 18. Jahrh. *Mürzzuschlag.*)

110. Hirsch, Reh, Gems und Hasen
Ertapp ich frisch beim Grasen.
(Treiberkolben mit Rollringen. Zinnplatte, gravirt. *Johusbach.*)

111. Joki! Weit meine Schaff!
(Hirtenstab aus Birkenholz. Geschnitzter Griff. *Eisenerz.* M.)

112. Pugna pro patria!
(Krummsäbel. *Eisenerz.* M.)

*) Ueber die äusserst interessanten Schützenscheiben der alten kaiserlichen Schiessstätte zu Eisenerz in Steiermark, deren Bilderschmuck für die Volkssymbolik und die steirische Costümkunde von hohem historischen Werthe ist, will ich demnächst in dieser Zeitschrift eine grössere Mittheilung veröffentlichen.

113. Bleib wohl auf der Hutt,
Schütze fein dein Gutt. 1846.
(Wallbüchse. *Eisenerz.* M.)
114. Diss Hauslein ist mein,
Wir sind aber nit allain.
Sih nur zu uns herrein:
Er, Si, Es ist ein Schwein.
(Maststallthür. 3 Drudenkreuze. *Anger.*)
115. Hirsch und Röh auf den Bergen
Sich um die Menschen nit kehren,
Laben sich im Wachholder Dufft,
Und sonnen sich in Tannen-Lufft. Hürrah!
(Futterbarren. *Gratwein.*)
116. Der neue Beßen keret wohl,
Bis das er Staubes werde vol.
Der neue Dinst der machts auch so,
Im Anfang ist er frisch und froh.
(Brunnenknauf. *Radmer a. d. Hasel.*)
117. Bedenckh dess tods und jüngst gerichts,
Fürcht Gott, sey fromb, befällt Dir nichts!
(Brotrahmen. *Oberort.*)
118. All unser Thun ist aytel spot,
Sünt, giff, jamer angst und nott.
Wer Jesumb Christumb Recht erkhent,
Hatt all sein zeitt voll angewendt.
All khunst und wiz ist aytel staub,
Die hechst weysheit ist an Cchrystumb glaub. 1548.
(Windmühle. Bemalt. *Eisenerz.*)
119. Gott geb mir hir den Seegen und dort das ewige Leben! 15 B 78.
(Pflug. *Leoben.* M.)
120. Ein leichts Ding wendt jeder Windt.
(Wetterfahne. Durchbrochene Eisenarbeit. Bildniss des hl. Florian. *Leoben.* M.)
121. Mit Gott fang Dein Arpait an,
So hast Du das Endt wolgetan.
(Hackstock. 18. Jahrh. *Mautern.*)

Bienenzauber in Bosnien und Slavonien.

Von Emil K. Blümmel.

Jeder Mensch, ganz gleichgiltig, ob er zu den Gebildeten oder Ungebildeten zählt, besitzt Augenblicke, in denen ihm ein unerklärliches Etwas, der Aberglaube, beschleicht. Ganz unwillkürlich, ohne dass er es weiss, äussert sich derselbe. Es gibt höchst verständige und über jeden Aberglauben schimpfende Leute, und doch trauen sie sich Nachts bei keinem Gottesacker vorbei, scheuen sich als Dreizehnter bei einem Tische zu sitzen, sehen den Freitag als Unglückstag an und dergleichen mehr, und doch glauben sie sich von allem Aberglauben frei und sicher. Es liegt eben schon in den Nerven dieses unerklärbare Etwas, das mit dem Materiellen in keinem Zusammenhange steht.

Wie muss es dann erst dem Bauer ergehen, wenn schon das Stadtkind Augenblicke hat, wo es abergläubisch wird. Von Jugend auf wird ihm ja von seinen Eltern immer vorgesagt, dies müsse er befolgen, damit er eine gute Ernte erhalte, jenes, damit der Blitz nicht einschlägt und dergleichen mehr, und er pflanzt es wieder auf seine Kinder fort, die aber in der Schule vielleicht schon aufgeklärt wurden und manche höchst schöne Gewohnheit über Bord warfen, ohne zu bedenken, welchen Werth manches, wenn es aufgezeichnet worden wäre, für den Forscher gehabt hätte.

Auch die Pflege und Zucht der Biene, die aus alter Zeit auf uns herüber gekommen ist, hat ihren Aberglauben und ist in dieser Hinsicht im Laufe der Zeit schon vieles verlorengegangen, so dass sich heute nur mehr sehr spärliche Ueberreste davon finden, was insbesondere von Bosnien und Slavonien gilt, wo derselbe *carca ot pčela* oder *dati se pčele* dadu heisst.

Vor noch nicht langer Zeit, es mag etwa ein halbes Jahrhundert her sein, „zauberten“ die Bauern in Bosnien, Kroatien und Slavonien noch im wahrsten Sinne des Wortes viel und mit gutem Erfolge auf dem Gebiete der Bienenzucht. Sie gingen alljährlich auf Honigschlag aus, wobei sie ein hübsches Stück Geld verdienten, wenn man bedenkt, dass das ehemalige Gradiscaer Regiment alljährlich im Herbste bei 2000 Centner Honig brauchte und auf dem Essegger Platz alljährlich 15.000—20.000 Centner Honig aus dem Hintergebirge bestellt wurden. Doch dann kamen der Rübenzucker und der Syrup auf den Markt und verdrängten den Honig gänzlich, und wo noch vor kurzem der Gast im Bauernhause mit gegohrenem Honigwasser bewirthet wurde, erhält er heute Branntwein. Der Bienenzauber hat aufgehört, seine Wirkung ist verschwunden, wie der Bauer glaubt, und heute finden sich nur mehr spärliche Reste davon, die im folgenden aufgezeichnet sind:

1. Fallen fremde Bienen (*tugjica*) über die Deinigen her, so nimm vom jüngsten Grabe im Friedhofe ein Rasenstück, zerstoße dasselbe zu Pulver und bewirf damit die Räuber (*Angreifer*.*)

2. Im Falle fremde Bienen über die Deinigen herfallen, um sie zu bekämpfen, nimm von jenem Zwirn, den die Näherin oder Weberin bei der Arbeit weggeworfen (*pometne nitni*) hat, einen Faden und binde diesen einer von den feindlichen Bienen um den Hals und lasse sie frei wegfliegen; dann wird Dein Bienenstand unbehelligt bleiben. Kehrt aber jene Biene mit dem Faden in ihren Korb zurück, so entbrennt zwischen allen ein Kampf, der so lange dauert, bis sie alle hin sind. (*Zabrgje* in Bosnien.)

3. Fangen Deine eigenen Bienen miteinander zu kämpfen (*kositise*) an, so beräuchere sie mit schwarzer Schafwolle und Weihrauch (*makom vunom i timljanom*) und ihr Kampf wird aufhören. (*Zabrgje* in Bosnien.)

4. Wenn Du Deine Völker aussenden willst, damit sie fremden Bienen den Garaus machen und Dir deren Honig zubringen, so schneide im Frühjahr ein junges Haselreis, welches vom selben Jahre und ungepflanzt aufgeschossen (*Geskoru mladicu Gietorast, samoniku*) ist, ab. Aus der Rinde schneide dann ein ringelschlängenförmiges Ornament heraus (*porubiga*) und treibe an jenem Tage, an dem Du auf dem Ackerfelde die erste Furche ziehst, die Ochsen mit diesem Stäbchen an, doch gib Acht, dass Du es nicht unversehens wo auf den Boden hinlegst, sondern, wenn Du Dich zum Essen hinsetzest oder Dir ein Pfeifchen ansteckst, so stecke es hinter die Halskrause in den Nacken. Kommst Du Abends heim, so lege das Stäbchen in das Bienenhaus auf die Bienenkörbe (*trnjke*), und erst dann, wenn Du die Bienen ausschicken willst, ergreife jenes Stäbchen, schlage damit auf die Bienenkörbe und sprich: „*Ajte mi prineste sav med (i pčele — ako oćeš) tog i tog, na priliku Pere Pavloviča u tom i tom selu!*“ („Geht und bringt mir allen Honig [und die Bienen — wenn Du willst] von dem und dem, z. B. des Peter Paulsohn aus dem und dem Dorfe!“) worauf sofort alle Bienen davonwimmeln (*posviljaju*) und herbeitragen und schleppen, dass es wunderbar ist, sie anzuschauen, und in kürzester Zeit haben sie alles zur Stelle gebracht. Willst Du nun ihre Arbeit einstellen, damit sie sich nicht noch weiter abmühen, so kehre das junge Haselreis um, streiche mit

*) In der Imkersprache heißen fremde Bienen, die andere angreifen, Räuber; der ganze Act Räuberei.

dem dickeren Ende über die Bienenkörbe und sprich: „Ne idete više, dosta je!“ („Geht nicht mehr aus, es ist genug!“) worauf sich die Bienen augenblicklich beruhigen und nicht weiter auf Beute ausgehen. (Zabrgje in Bosnien.)

5. Wenn die Bienen nicht ausschwärmen wollen, so brich vor Sonnenaufgang drei Haselreiser ab, treibe damit des Morgens die Schafe aus und bestreiche dann mit denselben Reisern die Bienenkörbe. (An der slawonisch-serbischen Grenze.)

6. Wenn Du zu Maria Verkündigung (25. März) die Bienen freilässt, so nimm einen Wagenradbolzen sowie den Haushüschlüssel und öffne damit die Fluglöcher der Bienenkörbe. Nachdem alle Fluglöcher freigemacht sind, lege vor jedes derselben etwas Honig hin und kehre dann dem Bienenhause den Rücken, wobei Du zugleich dorthin siehst, wo Du willst, dass sich der Schwarm ansetze. Jedoch musst Du Dich bücken und zwischen den Beinen hindurchsehen.

7. Bemerkst Du nun, dass die Bienen ausschwärmen, so nimm jenen Bolzen und denselben Schlüssel und schlage sie gegeneinander, dass es laut töne. Dann werden sich die Bienen rasch auf einem Zweige niederlassen. Mancher nimmt zu diesem Zwecke nur die Feuerzange und das Schabmesser aus dem Backtroge oder bloss zwei Steine. (Nr. 6 und 7 an der slawonisch-serbischen Grenze.)

8. Wenn der Schwarm ausfliegt, darf man sich nicht gerade aufstellen, sondern muss, auf dem Boden hockend, den Schwarm mit Erde bewerfen, dadurch fliegen die Bienen selber in den Korb hinein. Erhebst Du Dich aber, so fliehen sie. (Slavonien, allgemein.)

9. Manche Bienenzüchter pflegen, um zu verhüten, dass der ausfliegende Schwarm zu hoch aufsteige oder davonfliege, ihr Hemd auszuziehen und durch den Aermel auf den Schwarm zu schauen, worauf sich die Bienen sogleich herablassen. (Tutnjevac in Bosnien.)

10. Den ersten Schwarm beschenke mit zwei Groschen und trage diese zwei Groschen, nachdem alle Bienen schon geschwärmt, in die Kirche. (Slawonisch-serbische Grenze.)

11. Wer Bienen stiehlt, dem wird in der Sterbestunde keine Wachskerze brennen. (Allgemein in Slavonien.)

12. Kommt zu einem Bienenzüchter Jemand in das Haus, um etwas auszuborgen, so muss ihm der Bienenzüchter die verlangte Sache vor das Haus hinaustragen und dort überreichen, sonst trägt ihm der Ausborger das Glück und Gedeihen der Bienen aus dem Hause weg. (Tutnjevac in Bosnien.)

13. Manche Bienenzüchter halten im Bienenhause einen Wolfsschädel oder Wolfszahn oder die von der Wolfshaut abgeschnittene Schnauze. Auch bewahrt man daselbst gerne ein Holzstückchen oder ein Bruchstück einer Mauer auf, das durch einen Blitzschlag irgendwo losgebrochen ward. (Slawonisch-serbische Grenze.)

14. Wenn Du willst, dass Deine Bienen gedeihen, so nimm vorallererst, wenn Du die Bienen einwirthschaftest, ein säugendes Ferkel und einen Igel und vergrabe dieselben lebend unter dem Hauptbalken unter den Bienenkörben; darauf bohr' hart neben Thürangel und Band in den Hausthürpfosten ein Loch, fange eine Biene ein, stecke dieselbe lebendig in dieses Loch und verstopfe dann die Oeffnung mit Wachs. Wenn die Bienen schwärmen, fange vom Schwarm ebenfalls eine Biene und stecke dieselbe gleichfalls in jene Lücke im Thürpfosten zur ersten Biene, und niemals werden dann Deine Bienen davonziehen. (Zabrgje in Bosnien.)

15. Wenn der Bienenzüchter ein kleines Kind hat, so trägt er es am Weihnachtsabende in das Bienenhaus, hebt ihm das Hemdchen auf, stösst mit den Hinterbacken desselben auf jeden Korb und spricht dabei: „Ne jale vas tugjica, van moga djetate stranzjice!“ („Euch sollen nicht fremde Bienen, sondern meines Kindes Hintere auffressen!“) — Dann nimm die Feuerzange und die Kette oberm Küchenherde und vergrabe diese zwei in einem Ameisenbaue. Im Morgengrauen schöpfe von der Erde des Ameisenbaues genug auf und trage sie sammt der Feuerzange und der Kette heim. Mit diesen Eisenstücken poche an jeden Bienenkorb und sprich dazu: „Sto noéaas otkinuli mravi od moše masei

veriga mojija cela!“ („So viel als heute Nachts die Ameisen von meiner Feuerzange losgebrockt, so viel mögen auch im heurigen Jahre fremde Bienen, Hexen und jedwede andere Heimsuchung von meinen Bienen losbrocken können!“)

16. Wer Bienenzauber anstellen will, darf am Weihnachtsabend (na badjnak) weder etwas essen noch trinken. Zur Mitternachtsmette nimmt er einen eigens vorbereiteten Stab mit und darf nach dem Gottesdienste nicht heimkehren, sondern muss im Freien den Morgen abwarten und zur Frühmette (na zornicu) sich begeben. Dann muss er bis Mittag fasten, ohne nach Hause zurückzukehren und noch drei Messen mit dem Stabe in der Hand anhören. Sobald er dann heimkommt, muss er die Krumen vom Weihnachtsfestische zusammenlesen, diese auf einen Teller legen, mit heiligem (Weih-) Wasser begiessen und den Teller in das Bienenhaus (čeljnjak) stellen mit den Worten: „Kako vi ovo pošli, tako vi meni sa svih strana meda nosili!“ („So wie Ihr dies aufessen und austrinken werdet, so (wahr) sollt Ihr mir von allerwärts Honig zutragen!“) Hernach steckt er den Stab neben dem Bienenhause ein und belässt ihn da bis zu Maria Verkündigung. (Clogovist 25. März.) An diesem Festtage zieht er um die Mittagsstunde den Stab aus der Erde heraus, sammelt um den Stab herumliegende Späne und Holzstücke auf, trägt dies Alles in die Küche und wirft es in die Herdfeuer. Dabei spricht er: „Kako ova vatra veselo gorila, tako moje pčele živile i puno meda na nosile!“ („Gleichwie das Feuer fröhlich prasselt, so sollen auch meine Immen [lustig] leben und viel Honig zur Stelle schaffen!“) (Mihaljevici bei Požega, Slavonien.)

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Das Steiermärkische Landesmuseum Joanneum 1898. Kürzlich ist der I.LXXXVII. Jahresbericht des weith berühmten Steiermärkischen Landesmuseums pro 1898, herausgegeben vom *Curatorium*, erschienen. Wir entnehmen diesem inhaltsreichen Bericht, welcher ein so erfreuliches Bild fortdauernden Wachstums aller Sammlungen und ihrer Wirksamkeit in der Bevölkerung gewährt, insbesondere die erfreulichen Nachrichten über das von Herrn Director *Carl Lacher* geleitete Culturhistorische und Kunstgewerbemuseum. Die Gesamtzahl des Sammlungszuwachses betrug 398 Stück, worunter 140 Geschenke. Unter Wahrung des Eigenthumsrechtes wurden dem Museum ebenfalls einige Stücke übergeben. Als besonders bemerkenswerthe Ankäufe seien hervorgehoben: *Neun Glasgemälde* aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, mit Darstellungen aus dem Leben der Maria und ihres göttlichen Sohnes, die zu den besten Arbeiten ihrer Zeit zählen und für die Kunstgeschichte des Landes von hohem Werthe sind, da die Fenster dem schönsten gothischen Kirchlein der Steiermark Maria Strassengel angehörten. Einem glücklichen Zufall und dem raschen Eingreifen des energischen Directors *C. Lacher* ist die Einwerbung dieser schon in den Händen eines Händlers befindlichen gewesenen hervorragenden Stücke zu verdanken. Die beiden dem Bericht beigegebenen Tafeln I und II geben eine Anzahl der neu erworbenen Stücke übersichtlich und deutlich wieder. Durch eine Anzahl wechselnder Ausstellungen im Museum wurde das Interesse der Bevölkerung an seinen Bestrebungen in erfolgreichster Weise gefördert. Eine Sonderausstellung von Stickereien und Webereien, welche zumal die Kunstfertigkeit der weiblichen Bevölkerung unserer Alpenländer veranschaulicht, fand grossen Zuspruch. Die grosse Besuchsziffer (24.728) spricht aufs Deutlichste für die Popularität des schönen Grazer Instituts.

Pariser Weltausstellung 1900. Das in dieser Zeitschrift IV, S. 156 besprochene Project einer allgemeinen österreichischen ethnographischen Ausstellung in Paris 1900 (im Rahmen der österreichischen Expositionen auf der Weltausstellung) ist leider nicht zustande gekommen, da die ausserordentlichen dazu erforderlichen Mittel nicht aufgebracht werden konnten. Einzelne der geplanten Vorführungen werden trotzdem im österreichischen Repräsentationshause zur Durchführung gelangen. So wird durch die Initiative des Herrn

Directors *Carl Lacher* ein altsteirisches Interieur, ebenso durch Director kais. Rath *Dr. A. Petter* ein salzburgisches Interieur zur Ausstellung gelangen; die *Bukovina* wird durch zahlreiche Hausindustrieproducte vertreten sein; der Verein für die wirtschaftliche Entwicklung des Königreiches *Dalmatien* plant im engen Rahmen eine Darstellung dalmatinischen Volksthum's. Wahrscheinlich wird auch eine *österreichische* Exposition zustande kommen. Das sind freilich nur kleine Ausschnitte; es ist sehr zu bedauern, dass das grosse Ausstellungsproject Sr. Erlaucht des Herrn Grafen *Johann Harrach*, für welches derselbe mit grösstem Eifer eingetreten ist, an dem Widerstand der Verhältnisse scheitern musste.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

12. Führer durch Dalmatien. Herausgegeben vom Vereine zur Förderung der volkwirtschaftlichen Interessen des Königreiches Dalmatien. Verfasst von *Reinhard E. Petermann*. Mit 165 Illustrationen von *Ludwig Hans Fischer*, 4 geographischen Karten und 4 Stadtplänen. Wien 1899. Alfred Hölder. 3 fl. XV. 602. LX S.

Gewiss ist das Volksthum Dalmatiens für den Reisenden, der hier eine südliche Natur, Meer und Gebirgswelt in engster Verschwisterung entzückt beisammen findet, einer der grössten Reize in diesem Lande. Ein so ausführlicher und gehaltvoller Führer, wie der oben angezeigte, hat daher mit Recht neben seinen landschaftlichen, historischen und wirtschaftlichen Schilderungen auch die äussere Eigenart der dalmatinischen Bevölkerung in Tracht, Hausbau und Hauscultur vielfach zum Gegenstande seiner Ausführungen genommen, weshalb uns hier die Pflicht erwächst, das obige Werk unseren Lesern zur Kenntniss zu bringen. In ähnlicher breiter Anlage wie der betreffende Band des Kronprinzenwerkes und mit Unterstützung zahlreicher einheimischer Fachkräfte ausgearbeitet, erhalten wir auf zuverlässiger historischer Grundlage ein äusserst sympathisches Gesamtgemälde von Land und Leuten nach den natürlichen Abschnitten der Halbinsel, in welchem namentlich die landesübliche Tracht in sehr erwünschter Weise hervortritt. In besonderen Abschnitten ist überdies des Volksthum's in selbstständiger Darstellung gedacht, so in Abschn. XV (S. 251—262), wo die norddalmatinische Landbevölkerung dargestellt ist; S. 59—63 enthält eine sehr übersichtliche Bevölkerungsstatistik; an verschiedenen Punkten sind überdies einzelne volksthumliche Festlichkeiten (S. 359, 552 f.) u. s. w. geschildert. Der Führer, welcher in jeder Art die letzten Ergebnisse der dalmatinischen Landesforschung zusammenfasst, wird nicht nur auf Reisen im Lande die besten Dienste thun, sondern auch dazu helfen, die gewonnenen anschaulichen Eindrücke zu vertiefen und in Zusammenhang zu bringen.

Dr. M. Haberlandt.

13. Allgemeine Methode der Volkskunde. Berichte über Erscheinungen in den Jahren 1890—1897. Von *L. Schermann* und *Friedr. Sal. Krauss*. Erlangen 1899. Fr. Junge. Die beiden Verfasser haben sich in höchst ungleicher Weise in die dankenswerthe, ihnen übertragene Aufgabe getheilt; 21 Seiten hat L. Schermann, 104 *Fr. Sal. Krauss* beige-steuert. Wir erhalten über manche werthvolle Erscheinung auf dem Gebiete der österreichischen Völkerkunde Kunde und Belehrung. Bibliographische Vollständigkeit ist nicht beabsichtigt. Die methodischen Ausführungen der Verfasser scheinen uns indess weniger dringend, als gute und vollständige Zusammenstellungen der Literatur.

Dr. M. Haberlandt.

14. Das deutsche Volkslied. Zeitschrift für seine Kenntniss und Pflege. Unter der Leitung von *Dr. Josef Pommer* und *Hans Fraungruber*, herausgegeben von dem Deutschen Volksgesangvereine in Wien. I. Jahrgang. 1. und 2. Heft.

Der Deutsche Volksgesangverein, dessen hervorragende Verdienste um die Erforschung und Pflege des deutschen Volksliedes zu wiederholten Malen in dieser Zeitschrift gewürdigt

worden sind, hat sich nun zur Herausgabe einer eigenen Zeitschrift unter Leitung zweier hervorragender Fachmänner entschlossen, in welcher die wissenschaftlichen und pädagogischen Bestrebungen des Vereines und der von ihm beeinflussten Kreise einen Mittelpunkt finden sollen. Das Schwergewicht dieser Arbeiten wird naturgemäss stets auf die *musikalische Seite* fallen, wenngleich gewiss auch die literarische dabei nicht zu kurz kommen dürfte. Das Programm der neuen Zeitschrift ist mit Recht ziemlich weit abgesteckt, sowohl in räumlicher als in begrifflicher Beziehung. Im vorliegenden ersten Hefte finden wir neben dem programmatischen Theil einen sehr hübschen Aufsatz von *Hans Fraungruber*, welcher von wahrer Liebe für das älplerische Lied dictirt ist. *Dr. Josef Pommer* veröffentlicht ausser dem Programmaufsatz ein Tiroler Volkslied „*Florian und Lene*“, das er aus dem Volksmund aufgezeichnet, und begleitet den Satz mit hübschen Bemerkungen. Wir begleiten die junge Zeitschrift mit den besten Sympathien auf ihrem Wege, auf welchem sie sich hoffentlich recht viel Freunde unter allen Schätzern unserer Volkslieder erwerben wird.

Dr. M. Haberlandt.

V. Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

Erwerbungen im Jahre 1899.

(Fortsetzung.)

1. 2 *Lebzelttenmodel* aus Holz, Wickelkind und Reiter. Geschenk des Herrn *Mosser* in Villach durch Vermittlung des Herrn *Paul Fischer* in Perchtoldsdorf.
2. 14 *Heiligenbildchen etc.*, zum Theil färbig bemalt. — 1 *Stickererei* aus Neuhaus, Böhmen. Geschenk von Herrn *R. Lischka*.
3. 12 *Heiligen- und Wallfahrtsbildchen*, Geschenk von Herrn *B. Krobth* in Oberthemenau.
4. 2 *Sterbeandenken*, Geschenk von Herrn Professor *J. Wisnar*.
5. 5 *Wallfahrtsbildchen*, Geschenk von Herrn *Carl Reiterer*.
6. 1 *Krug* mit Zinndeckel, 1774, bemalt, aus Kremsmünster, Oberösterreich.
7. 1 *Krug* mit Zinndeckel, aus Kremsmünster, Oberösterreich.
8. 1 *kleiner Krug*, bemalt, aus Kroatien.
9. 1 *Flasche* aus Glas, von Budweis.
10. 1 *altes Glas*, von Budweis.
11. 1 *altes Schnapsglas*, von Budweis.
12. 1 *Weinglas*, vom Weinbauer Krippel, mit eingezättem Bild des Stefanthurmes, Paradeisgarten und Dianabad.
13. 1 *Rosenkranz* aus geschnitzten Holzperlen und mit Perlmutter eingelegtem Holzkreuz, aus Kroatien.
14. 1 *Kreuz* aus Silber, mit Kupferemail, aus Kroatien.
15. 1 *gestickte Kinderhaube*. — 1 *Nähpolster*, bemalt. — 1 *Brille* in Messing gefasst, durch freundliche Vermittlung des Herrn Rittmeisters *Ladislav Edlen v. Benesch*.
16. 1 *Tempel* aus Holz geschnitzt und bemalt, und 4 *Holzfiguren*, vom Schnitzer *J. Kinninger* in Hallstatt.
17. 1 *Knopf* aus Messing. — *Gürtel* aus Leder mit Zinnägeln decorirt, 1648. Von Steinhaus in Oberösterreich.
18. 2 *Hauben*, 1 *Kragen*, 15 *Paar Aermelbesätze*, 1 *Tischtuchstreifen*, 3 *Jacken*, 1 *Stickererei*, aus Javornik und Wélka in Mähren, Ankauf.
19. 2 *bemalte Liebesbriefe* und eine Anzahl *Heiligen- und Wallfahrtsbildchen*, Geschenk des Herrn Schulleiters *Carl Reiterer* in Weissenbach bei Liezen.

(Fortsetzung folgt.)

I. Abhandlungen.

Flachsbau und Flachsverwerthung in der Rothenbaumer Gegend.

Mitgetheilt von Josef Blau, Rothenbaum-Silberberg.

Die Ortschaften des Rothenbaumer Pfarrsprengels nehmen den ganzen Nordwesten des Neuerner Gerichtsbezirkes ein und werden durch die Chodenangel von den übrigen Gemeinden desselben geschieden. Diese übrigen Gemeinden unterscheiden sich in Ansiedlung, Sprache und Brauch ganz bedeutend von den unseren.

Diese werden von lauter wohlhabenden Bauern bewohnt, die mit ihren Inwohnern (Hintersassen) und Dienstboten die ganze Bevölkerung (1500 Seelen) ausmachen. Fabriksarbeiter gibt es keine, weil es bei uns auch keine Industrie gibt. Die Landwirthschaft ist der einzige Erwerbszweig, welchem auch die wenigen Schmiede und Wagner dienen. Andere Handwerker gibt es hier — mit Ausnahme einiger Schneider und Schuster, die auch wieder als Hauptnahrungszweig Oekonomie betreiben — nicht.

Die Einwohner wurden vor circa 280 Jahren — der Ueberlieferung nach aus der Regensburger Gegend — unter Verleihung einiger Freiheiten hieher verpflanzt, stimmen aber mit den südlicher siedelnden künischen Freibauern von St. Katharina, Hammern und Eisenstrass in der Sprache und der Bauart der Häuser auffallend überein.

Doch unterscheiden sie sich in vielen Beziehungen von den bayerischen Nachbarn, mit denen sie in engem Verkehre leben. Der grösste Theil des Pfarrsprengels liegt bereits im Flussgebiete der Donau und der Dachfirst von Mitteleuropa zieht mitten durch unser Gebiet. Zwei Ortschaften, Sternhof und Heuhof, sind erst seit 1707 bei Böhmen.

Die Mundart ist die nordgauische, mit zahlreichen bayerischen Elementen.

Die Bevölkerung ist sehr conservativ, doch brechen sich vom Angelthale her die landwirthschaftlichen Fortschritte der letzten Zeit mächtig Bahn. Es wird aber noch fleissig Dreifelderwirthschaft betrieben.

Im Allgemeinen findet man sehr wenig Analphabeten und die nur unter den Aeltesten des weiblichen Geschlechtes, trotzdem die Bauern ihre Kinder auf ungebahnten Wegen stundenweit zur Schule in Rothenbaum schicken müssen. Diese weltabgelegene Gegend ist volkscundlich höchst interessant.

In Rothenbaum wird noch auf jedem Hofe Flachs gebaut. Diese Cultur weist auch hier wie überall gegen früher einen bedeutenden Rückgang auf. Es lässt sich bei den heutigen Verhältnissen mit Bestimmtheit annehmen, dass es auch bei uns über kurz oder lang eine Zeit geben wird, in der man von diesem Zweige der Landwirthschaft nur mehr in sagenhafter Weise hören wird, eine Zeit, da der Grossvater den staunenden Enkeln aus längstvergangenen Tagen erzählen wird, dass man sich den Stoff zu Hemden und Schürzen damals im Hause selbst bereitete.

Auch heute schon ist, besonders was diesen Culturzweig anbelangt, Vieles nimmer so wie früher. Im Flachlande unten an der Angel, in meiner Heimat, hat man mit dem da freilich viel näheren Ausleben des Flachsbaues die Brechhäuser verfallen lassen und entfernt und auch die aus gutem harten Holze gefertigten Arbeitsgeräte vielfach zu anderen Dingen, häufig auch zum Einheizen verwendet. Höchstens noch als Flurname lebt die Bezeichnung des Ortes, wo einmal das Brechhaus gestanden, fort, um nach Jahren noch an einen einst grünenden, jetzt verdorrten Zweig der Landwirtschaft zu erinnern, so eine ähnliche Rolle spielend, wie die heutzutage in Neuern an der Angel und Millik vorkommenden Flurnamen »in Hopfagarttla«, »in Hopfagoattn«.

Die Anbaumenge.

Vor fünfzig Jahren baute in Rothenbaum jeder Hof einen bis zwei Strich Linset. Noch früher war die Anbaumenge weit bedeutender; 1771 und noch 1805 werden am Sternhof dem Ausgedinger »Linset dreiviertel Strich in des Hauswürth sein zugerichteten Felde« verschrieben. Heute baut am selben Hofe der Ausgedinger nur mehr einen Viertelstrich, während er noch 1840 einen halben Strich bauen durfte.

Halbhöfe bauen heute drei Viertelstriche, Halbstriche, Viertelhöfe Viertelstriche. Auch der Inmann und die Dienstboten können sich in des Bauern zubereitetem Felde eine bestimmte Menge Linset anbauen, und zwar seit jeher der grosse Inmann,*) der grosse Knecht und die grosse Dirn je einen Viertelstrich, der kleine Inmann, der kleine Knecht und die kleine Dirn Jedes zwei Massl, Hütbub und Kindsdirn jedes ein Massl bauen. Die männlichen Dienstboten bauen aber heute lieber Hafer als Linset, da sie da das Saatgut viel billiger zu stehen kommt — ein Viertel Linset kostet 6 fl. — und der Flachs riesig viel Arbeit gibt.

*) Jeder Hof hat zwei Wohnungen ausser der des Bauern, die eine für die Ausgedinger, die zweite für den Inwohner, der auch einen eigenen Stall und Felder zur Benützung erhält. Ist die Ausgedingerwohnung frei, so kann noch ein zweiter Inmann aufgenommen — eingestiftet — werden, der nicht so grosse Verpflichtungen gegen den Hof hat, wie der erste, der „grosse Inmann“. Dieses Hintersassenverhältniss mit seinen althergebrachten Eigenthümlichkeiten werde ich in einem eigenen Aufsatze schildern.

Die Anbauzeit.

Der Leinsame (d'Li'sad, die Leinsaat) wird im Frühjahr (in äswääts, Auswärts), im Mai, auch noch im Juni gebaut.

Wann in dieser langen Zeit eigentlich gebaut wird, das hängt von einem Versuche ab, der in den Faschingstagen vorgenommen wird. Man baut jeden Tag, Sonntag, Montag und Dienstag in einen alten Topf oder eine unbrauchbare Schüssel einige Samen. Das schlechtere oder bessere Gedeihen der späteren oder früheren Saat entscheidet über die Anbauzeit.*)

In manchen Häusern wurde und wird (doch heute seltener) dieser Versuch auch bloss am eigentlichen Faschingstage (Dienstag), und da Morgens, Mittags und Abends vorgenommen.

Viele wieder geben auch Acht, welche von den drei Nächten, die Christnacht, die Neujahrsnacht und die Dreikönigsnacht, die kälteste ist; dieser folgt man mit dem Anbaue. Auch aus der Länge der Eiszapfen in diesen Nächten leitet man die Anbauzeit ab. Je länger die Eiszapfen, desto länger der Flachs. Heuer soll früh gebaut werden, weil die Christnacht die kälteste war.

Mit der Zeit sind wir aber jetzt noch nicht fertig. Heute ist beispielsweise Sonntag und nächste Woche soll die Linset gebaut werden. Es handelt sich jetzt nur noch um den Tag. Der Bauer nimmt seinen Winterberger Kalender von der Wand und sieht sich die nächste Woche an: »Montag und Dienstag ist es mit dem Bauen nichts, da haben wir die Fische, und Mittwoch ist der Krebs; aber am Donnerstag bauen wir, da ist die Jungfrau.«

Unter einem »kriechenden« Zeichen (Sternbilde) baut man die Linset nicht gern, überhaupt keine Frucht, die in die Höhe wachsen soll. Die Jungfrau, ohnedies das überhaupt günstigste Sternbild, in dem Alles gedeiht, ist besonders für den Flachsbau massgebend. Trägt sie doch nach der Volksauffassung eine Flachsreiste (Hraasn) in der Hand.

Der Flachs wird *nur am Vormittage* gebaut. Baute man ihn Nachmittag, so würde er immerzu blühen und es würden dann keine Ballen werden.

Das Säen des Leins gilt als Weiberarbeit. Doch kommt es auch hie und da vor, dass der Bauer oder der Inmann bauen geht. Die Leute, welche den Flachs bauen, erhalten nach Beendigung dieser Arbeit ein Eiergericht; »eingeschlagene« oder »saure« Eier. Jede Person am Hofe, die am Flachsanaue betheiligt ist, steuert zu dieser Speise Eier bei. Die Zahl derselben richtet sich nach der Zahl der Masseln, die sie bauen lassen. So gibt zum Beispiel das Leibthumweib (die Ausgedingerin: Lättumwäh), welches einen Viertelstrich bauen lässt, vier Eier, die Bäuerin (drei Viertelstrich Saatgut) zwölf Eier, die grosse Dirn vier Eier u. s. w.

*) Vergl. dazu Dan, »Volks glauben der Rumänen in der Bukowina«, III. Jahrgang d. Zeitschr., Nr. 417, S. 371.

Bezüglich der Arbeit selbst wird beachtet, dass recht *dicht* angebaut wird. Der Flachs wird dann »feinhierig«, wenn dünn gesäet wird, »grobridisch«. Wirthschaftsregel: »Die Linset soll man so dick säen, dass sie der Hirsch aufschlecken kann.«

Von den zu Ostern geweihten Eiern (nur die am Gründonnerstag gelegten, die »Odlassoja«, werden geweiht) werden die Schalen aufbewahrt und unter das Saatgut gemischt, damit der Flachs recht gedeihe. Die Weiber, die Linset bauen, sollen dazu ihr »Brautfingerl« anstecken.*)

Unsere bayerischen Nachbarn bauen den Flachs gern recht spät, meist zu Antoni, 13. Juni. Der Antoni-Flachs¹ gilt bei ihnen als der beste, weil er schon rein von Unkraut, das zu dieser Zeit meist verblüht hat, und recht lang ist.**) In der angrenzenden niederbayrischen Gegend von Neukirchen baut man den Flachs auch gern »auf Eräsimusse«, 2. Juni; da sollen recht »Raasen« werden. Eine ähnliche Volksetymologie wie die von St. Blasius abgeleitete, auf die ich noch weiter unten zu sprechen komme.

Der früher gebaute Same gibt mehr und feineren, »hierigeren«***) Flachs, der später gebaute soll länger, aber auch werchiger und somit gröber, »ridischer«†) werden. Man unterscheidet überhaupt nach der Güte den feinhierigen, geschmeidigen und den grobridischen, derben Flachs.

So long mousst wern!

Unsere Bauern sagen: »Wen da Flox net ghrätt, brumand d' Wäwa 's gontz Goor.« (Wenn der Flachs nicht geräth, brummen die Weiber das ganze Jahr.)

Und ein Hauptkennzeichen des Gerathens ist die Länge des Flachses. Was den Bewohnern des »Záhoří« in Mähren††) die Länge der Gänseblümchenstengel sagt, das zeigt unseren Leuten in gewissen Nächten (siehe oben Anbauzeit) die Länge der Eiszapfen an und was bei den Gailthalern†††) der geweihte Blumenkranz im Haarfelde bewirken soll, nämlich den Flachs zu »ziehen«, das soll bei uns eine Birkenruthe im Stande sein, die man von der Frohnleichnamsp procession heimträgt.

*) »Fingerl« allgemein für Ring, sehr häufig auch »Fingerringl«, auch »Ringl«. Wenn die Bäuerin eine junge Kuh nach dem Kalben zum ersten Male melkt, lässt sie die erste Milch, den »Bejs«, durch das Brautfingerl in die Gelte zeidln, damit die Kuh nicht verhext werde.

Vergl. hiezu: Dr. Urban, »Agrarische Gebräuche im Egerlande«. III. Jahrgang d. Zeitschr., S. 112.

**) Bezüglich der Anbauzeit im *Egerlande* vergleiche man hiezu, was Dr. Urban in demselben Aufsätze mittheilt.

***) Die einzelnen Flachsstengel heissen »Hiar«.

†) Das Eigenschaftswort »ridsch« wird auch häufig auf widerhaarige, ungehobelte, schwer zu behandelnde Menschen und Stoffe angewendet.

††) Diese Zeitschr. I., S. 242. Přikryl, »Die Bevölkerung am Záhoří«.

†††) Diese Zeitschr. I., S. 181, Franziszi, »Der Blumenkranz im Haarfelde«.

Beim »Zerreissen« der vier Altäre, die da an Thoren oder Wänden errichtet worden, sucht Jeder eine recht lange Birkenruthe zu erobern. Der Geistliche hat dem Altare kaum den Rücken gewendet, als schon das Niederreißen desselben beginnt. Das zunächststehende Volk jeden Alters und jeden Geschlechtes, das auf diesen Augenblick schon gierig gelauert, stürzt sich wie besessen auf die den Altar schmückenden Birken. Jedes will den grössten Zweig heimbringen. Nicht selten wird dabei gerauft. (In den Ortschaften der Neuerner und Deschenitzer Pfarre ist die »Flocksgart« gleichfalls gebräuchlich. Doch macht man da aus den Birkenreisern auch noch Kränzchen vom Umfange eines Armbandes; diese werden dann an die freien Angeln der Winterfenster gehängt und sollen das »Einschlagen« verhüten. In Rothenbaum ist dieser letztere Brauch nicht in Uebung.)

Diese Birkenruthe wird ins Flachsfeld gesteckt, damit die Frucht ebenso lang werde wie das Reis. In Rothenbaum sagt man beim Einstecken desselben: »So long mousst wer'n!«

Im Fasching sollen die Mädchen recht tanzen, damit der Flachs gerathe. Recht hoch sollen sie dabei springen, denn so hoch sie hüpfen, so hoch wird auch der Flachs.

Meist wird er nur *einmal* gejätet (geedn), hie und da jätet man ihn auch zweimal, das erste Mal wenn er spannhoch ist, das zweite Mal vor der Reife.

Der Flachs wird immer in die Brache gebaut; dabei wird beachtet, dass er, wenn er auch nach drei Jahren wieder in dieselbe »Zaal« (die Dreifelderwirthschaft hat drei »Zeilen«: die Hafer-, Brach- und die Kornzeile. Im Egerlande heisst die Zeile »Zölch«, in Neuern Zöl) kommt, er doch in andere Biefinge (Ackerbeete) gebaut wird. Der Flachs gedeiht nämlich nicht nach sich selbst; er ist so heikel, dass man mindestens sechs Jahre lang damit nicht auf denselben Fleck kommen darf.

Wenn die Stengelblättchen gelb werden, ist der Flachs reif (»zeitig«). Nun wird er ausgerafft, auf dem Felde auseinandergelegt und später einmal umgekehrt, damit er auch auf der anderen Seite trocken. Nachdem er beiläufig 14 Tage gelegen, wird er zusammengebunden und eingeführt.

Hat der Flachs eingeschlagen, so erhält man von einem Viertel Linset 30 bis 40 Bündeln, die so gross werden, als das Strohband erlaubt. Doch ist man auch mit einem Ertrage von 25 Bündeln vom Viertel zufrieden.

Das Rüffeln.

Der Flachs ist daheim. In der Scheuer wird nun der Rüffelbaum aufgeschlagen, so dass er den »Dähn« (die Tenne) in zwei

Theile scheidet, da er der Quere nach in halber Manneshöhe von einem Barnladen*) zum anderen geht.

Auf jeder Seite desselben können drei Personen arbeiten. Immer zwei arbeiten an einem Rüffelkamme.

Die Rüffelkämme haben die Form starker, 40 cm langer eiserner Klammern, die auf dem Rücken 30 starke, scharf vierkantige Zähne tragen, von denen jeder beiläufig 10 bis 12 cm lang ist und für 1 cm Platz einnimmt. Der Schmied berechnet den Preis eines solchen Instruments nach der Zahl der Zähne, indem er für jeden Zahn 10 kr. rechnet.

Der Kamm wird mit der Unterseite in den vierkantigen Baum eingetrieben, und nun kann die Arbeit losgehen. Die zwei Gegenüberstehenden ziehen abwechselnd je eine Handvoll Flachs durch den Kamm. Dabei fallen die Samenballen, Gras und Erde ab. Der Büschel wird dann umgedreht und es kommt die Wurzelseite**) daran.

Der gereinigte oder »pure« Flachs wird nun wieder zusammengelegt und gebunden. Diese Reinigungsarbeit war das »Hriffln« (Rüffeln). Bildlich gebraucht, bedeutet das Wort so viel wie scharf tadeln — ganz der eigentlichen Thätigkeit entsprechend.

Der Abfall, der im Rüffelkamme (Hrifflkomb, plur. tHrifflkamp; sonst auch Kampl für Kamm) zurückbleibt und von Zeit zu Zeit herausgeputzt und zur Seite geworfen wird, heisst »tBräd« Rothenbaum, in Neuern »tBraud«. Hochdeutsch müsste es auch wie »Braut« ausgesprochen werden.

Diese Braut, die vorher durch oberflächliches Abschütteln von den meisten Samenballen befreit worden, wird nun gedroschen, um die Linset zu erhalten, die in den vielen, noch in sie verwirrten Ballen enthalten ist.

Sodann wird nach Entfernung des größten Unrathes der Rest gesiebt. (Rothenbaum: ghrädad, Neuern: graittat = gereitert.)

Die durch das Rüffeln gewonnenen Samenballen werden auf der Windmühle, aus der man vorher das Sieb entfernt, rein geputzt. Dann kommen sie auf den Boden, wo sie ein oder mehrere Jahre liegen bleiben. Im Spätwinter oder im Frühjahre kommen nach dem Ausdrusch des Getreides auch die »fäadign« oder »vorfäadign (vor- oder vorvorjährigen) Ballen an die Reihe. Das Ballendreschen ist eine kitzliche Arbeit, an die der Bauer selten mit Vergnügen geht. »Das Erbsenzusammenkehren und das Ballendreschen hat der Teufel gefürchtet, sonst wäre er auch ein Bauer geworden,« sagt diesbezüglich unser Landvolk.

*) Barnladen: Boarnlodn masc.; im angrenzenden Bayern »Boarnlodn«; hier auch Hoolboorn = Halbbarren, ebenso in Neuern: Hoolboarn. Die Barnladen trennen die Tenne von den zwei Halbvierteln.

**) Die Wurzelseite heisst der »Sturz«. Dagegen heisst der hintere Theil des Wagens beim Langholzföhren der »Stoarz«. Dieser dient zum Laviren beim Passiren schwieriger Wegstellen. Das Bedienen desselben heisst: »Stoarzwäsn« oder »stoarzföhren«.

Die Ballen sind einstweilen in Sieben auf dem Boden luftig aufbewahrt worden. Hätte man die Linset gleich ausgedroschen, wäre sie schon längst »groh« (grob = schimmelig) geworden und hätte die Keimfähigkeit verloren, wäre »erstickt«, wie der Bauer sagt. Er legt auch »rodiges« (rostiges; von Rod = Rost) Eisen unter die Linset hinein, welches die Seidenwinde, diesen gefürchteten Schmarotzer, vertilgen soll; denn trotz der grössten Sorgfalt ist der Same dieses Unkrautes nie völlig aus den Ballen zu entfernen.

Wie schon gesagt, lässt man die Linset ein oder manchmal sogar mehrere Jahre in den Ballen »rasten«. »Eine g'raste Linset wird um ein guten Theil länger.« Doch wird sie auch manchmal gleich verwendet; dies thun aber nur die »Nothigen«, die keinen Vorrath an gerasteter Linset haben.

Der Bauer hat auch noch die »austretene« Linset, welche theils beim Dreschen der »Braut« mit ausgedroschen, theils durch die vielen Schritte und Tritte während des Rüffelns *ausgetreten* wurde.

Diese gilt als die *beste*, weil sich nur die reifsten Ballen austreten lassen. Sie wird schon im nächsten Frühjahre mitverwendet, weil sie sich — ausserhalb der Ballen — schlecht aufbewahren lässt.

Vom Saatgut.

Heutzutage wird nur mehr die »lange Linset«, der »rigauische Flachs« oder die »Rigauer Linset«*) — Dresch- oder Schliesslein heisst sie in der Landwirthschaftslehre — gebaut. Die Samen tragen vorn ein Häkchen. Sie gibt langen Flachs, aber wenig Samen.

Früher baute man allgemein den Sprung- oder Klenglein, bei uns »t'hräsade Li'sad« (hochdeutsch: die raisende Linset) auch »Tiroler Linset« genannt.

Diese Linset gab recht viel Samen, der nach Böhmen hinein (»ins Bejm äne«) zur Rapsölbereitung verkauft wurde und viel Geld trug. Dieser Same wurde *nicht* ausgedroschen.

Auf einem sonnigen Platze legte man Leintücher und schüttete die Ballen darauf, die dann an der Sonne aufsprangen. Die Linset fiel zu Boden und die leeren Ballen waren oben leicht wegzunehmen. Solcher Same wurde in Böhmen gar nicht genug erzeugt, so dass noch ganze Wagenladungen aus Bayern hereinkamen. (Mittheilung des Herrn Josef Weber, Sternhof.)

Vor der Aussaat wird im Frühjahre die Linset geputzt. Da kommen aus der armen czechischen Gegend von Schüttenhofen (Bergstadtl) — von dorthier, »wo ihrer Viere in einem Pfluge gehen«, sagt man bei uns — Männer, die eine einfache hölzerne Linsetputzmaschine auf dem Rücken mittragen und den Bauern für geringen Lohn die Linset von den Unkrautsamen reinigen.

*) Rigaischer oder liefländischer Leinsame.

Die »Bojerän« (Hofname Boja = Bayer) Frau Katharina Vogl in Neuern erzählte mir Folgendes:

»Wie ich vor dreissig Jahren geheiratet habe, habe ich mir in den einen Brautschuh, den linken, ein paar Körnchen Linset, in den anderen einen Zwanziger gethan, damit mir die zwei Dinge in der Wirthschaft nicht ausgehen. Und sie sind mir wirklich noch nicht ausgegangen. Wie ich den ersten Laib Brot angeschnitten habe, habe ich mir auch das Scherzl aufgehoben, und wir haben noch keine Noth im Essen gelitten. Das Scherzl, die Linset und den Zwanziger habe ich heute noch, ebenso unseren Rosmarin.«

Das R ö s t e n .

Nachdem der Flachs durch das Rüffeln gereinigt worden, kommt er auf die »Wida« (Witterung), in Neuern, Millik, Depoldowitz af d'Waid (auf die Weite?) damit er röstet (rejtzt). Er wird auf den Wagen geladen und auf ein Stoppelfeld geführt, wo er in einer dünnen Schichte vertheilt wird.

Diese Arbeit, das Auflegen, ist mit folgendem Brauche verbunden: Aus der ersten Handvoll legt jede Legerin drei Kreuze. Nach Beendigung der Arbeit werden aus dem letzten Büschlein (Schibala) Flachs wieder drei Kreuze gelegt. Die Auflegerin kniet nun nieder und betet einen Vaterunser (masc.) zur heiligen Melusina (Mitth. der »Bartwirthin« Anna Maria Weber in Flecken, Pfarre Rothenbaum. Der Kalender kennt keine solche Heilige, aber die traurige Historie von der Melusina ist hier bekannt), weil die gut ist für den Wind, damit dieser den Flachs nicht zerwirrt oder gar verträgt.

Schliesslich wischt sie mit den ämaschn (aimischen: umgekehrten) Händen über das Gras des Ackers und spricht dabei:

Wisch a de Hänt in *dem* Groos,

Das da Flocks wiad wej a Boosd.*)

In Neuern wischte man mit dem *Handteller* über das Gras, während man diesen Vers kniend hersagte, fügte aber auch mit dem *Handrücken* wischend hinzu: Wisch a de Händ in *Aim*, das da Flox wiad wej a Sain. (Wisch ich dich Hand im Aim [verkehrt], dass der Flachs wird wie eine Seide.) Hierauf betet man einen Vaterunser »für« den heiligen Blasiusse (Blasius), dass den Flachs der Wind nicht »hebt«. Mittheilung der fünfundfünfzigjährigen Bäuerin Katharina Vogl in Neuern, einer der Wenigen, die noch fest am alten Brauche halten. Sie baut noch jährlich zwei bis drei Masseln Linset. St. Blasius verdankt seine Anrufung wohl nur der Volksetymologie. Dagegen versichern mich meine Mutter in Neuern und eine Frau aus Depoldowitz, dass zur heiligen Melusina gebetet werde. Letztere Meinung ist sonach fast im ganzen

*) Wisch ich dich Hand in *dem* Gras, dass der Flachs wird wie ein Bast. Die Hebamme Frau Theresia Maihofer in Rothenbaum sagt: „Wisch a de Händ in dem *koltn* Groos“ u. s. w.

Bezirke verbreitet. Melusina gilt als »Windmutter«. Auch beim »Windfüttern« betete man zur »heiligen Melusina« einen Vaterunser.

Der Flachs bleibt nun hier an die vier Wochen liegen. Die Einflüsse der Witterung sollen den Pflanzenleim, der die nutzbaren Bastfasern und den unbrauchbaren Stengel verbindet, zerstören, so dass sich die ersteren leicht von den Stengeln trennen lassen. Ob der Flachs schon »geht«, erkennt die Bäuerin, wenn sie die »Hier« zwischen den Fingern reibt (hriblt). In Neuern gilt als Kennzeichen die Gabelung der Spitzen. Ist er zu der lockeren Consistenz auch noch trocken, so wird er gleich in saubere Bündel zusammengezupft, die mit sorgfältig vorbereiteten Strohbändern gebunden werden. Das heisst man in Neuern und Depoldowitz das Aufroschen. (Roschen in Neuern das Geld einroschen, einwischen; in Rothenbaum ein Kinderspiel mit Steinchen.)

Das Dörren und Brechen des Flachses.

Heute, wo die Gemeinden längst keine Brechhäuser mehr haben, wird der Flachs, wie es auf Einschichten seit jeher in Uebung war, im *Backofen* gedörret.

Die Bündel des gerösteten Flachses werden aufgebunden. Zwei Hände voll werden immer davon genommen und mit der »Ofaschissl« in den heissen Ofen geschoben (ei'gschossn, ei'gschobn) und drinnen so gut es von aussen geht, geordnet, so dass die Flachsschicht im Ofen eine Spanne hoch ist. Viele geben sich dabei nicht viel Mühe und schieben den Ofen voll, wobei sie bloss die Bündel, die von der Röste kommen, auflockern (afrogln), weil sich in ihnen die »Hier« in eng verstricktem, fast klebendem Zusammenhalte befinden, und dann in grösseren Partien hineinbefördern.

Noch vor beiläufig 20—30 Jahren hatten die Backöfen recht weite Oeffnungen. Durch diese kroch eine Weibsperson und richtete den Flachs drin an.

Zuvor hatte man denselben anbejsslt (o'bejsslt), angebösselt. Drei, später zwei Hände voll gaben einen Boussn oder ein Bejssl; dasselbe wurde dann mit zwei Flachsfasern umwickelt, geschwind in grosser Zahl in den Ofen geschoben und da aufgestellt.

Wenn das Brot aus dem Ofen genommen war, wurde derselbe sauber herausgeputzt. Nun sollte der Flachs hineinkommen, um in der nach dem Backen noch recht bedeutenden Hitze zu dörren.

Das »Hineinthun« war aber bei der besagten hohen Temperatur und dem halbglühenden Boden des Ofens eine kitzliche Arbeit und immer Aufgabe der Grossmagd.

Sie kleidete sich recht dicht an. Fünf oder sechs alte Kittel, zwei bis vier alte dicke Jacken, zwei Tücher um den Kopf und noch ein altes weisses Tischtuch darüber gewickelt: jetzt schauten nur mehr die Augen heraus; ein Büschel Flachs schob sie sich drin unter

die Knie und zum Hineinkriechen nahm sie zwei andere Schüppel in die Hände, welche sie vorher mit zwei Paar dicken, aus Wolle gestrickten Handschuhen bekleidet hatte.

Mit den letzteren Schüppeln kehrte sie noch eine etwaige Glut oder Asche zusammen und putzte sie hinaus.

Nun wurde ihr fleissig Flachs zugeschoben; sie stellte ihn geschwind auf, ein Bejssl neben das andere. War es besonders heiss im Ofen, so dass der Flachs hätte leicht Feuer fangen können, so schob sie ihn näher zusammen.

Die ganze Arbeit gieng recht schnell vonstatten, denn die Dirn, die da drin in mehrfacher Todesgefahr schwebte, trachtete so schnell als möglich dem Fegefeuer zu entrinnen.

Für dieses Ofenschlafen (Ofaschluiffa) bekam sie nach dem Brechen ein Schejd, noch früher, vor dreissig bis vierzig Jahren, einen Schilling Flachs.

Jetzt werden meist nur mehr drei bis vier Oefen voll Flachs, d. h. *ein* Ofen wird drei- oder viermal nacheinander auf die oben beschriebene Weise mit Flachs gefüllt; früher aber wurde der Ofen zehnmal und noch öfter voll.

Nach der Füllung wird der Backofen zugemauert und mit Lehm oder Kuhmist verstrichen. Geschieht dieses Verschiessen der Backofenöffnung nicht sorgfältig genug, so dass ein Luftzug unterhalten bleibt, geht der Flachs in Flammen auf. Solche Fälle haben sich bei uns schon öfter ereignet.

Im Ofen bleibt der Flachs gewöhnlich drei Tage, manchmal kommt er auch erst nach vier Tagen heraus, wenn nämlich ein Feiertag dazwischen fällt.

(Schluss folgt.)

Alte Stein-Kreuze und Kreuz-Steine im nordwestlichen und westlichen Böhmen.

Mit 3 Figurentafeln.

Von Professor Franz Wilhelm, Pilsen.

(Fortsetzung.)

Neben diesen »Löchern«, die selbstverständlich auch auf natürliche, unbeabsichtigte Weise, zum Beispiele durch Auswittern eines vom Muttergesteine verschiedenen Steinchens (Gemengtheiles) entstanden sein können, finden sich aber auch noch häufig Rillen und Furchen an unseren Stein-Kreuzen, die augenscheinlich ebenfalls keinem Zufalle oder gewöhnlichen Umständen ihre Anwesenheit verdanken. In Betreff dieser, nicht selten auch an alten Kirchen beobachteten Erscheinung wird der schon aus dem frühen Mittelalter

bezeugte Brauch der des Weges ziehenden Reisigen, ihre Schwerter an Kreuz- und Kirchensteinen behufs »Faiens« zu »wetzen«, als Entstehungsursache jedenfalls mit in Betracht zu ziehen sein, insofern nicht andere, zutreffendere Gründe hiefür angegeben werden können. Auf diese Weise könnten die in ihrer Gesammtheit ungefähr die Kreuzesform zeigenden Furchen auf unserem Kreuze »2. Neusattl« und die zumeist unregelmässig abgerundeten Ecken bei anderen Stein-Kreuzen (wie 1, 8, 11, 17, 20, 21, 27, 28, 45, 46, 65, 88 u. s. w.) sowie auch die auf »9. Komotau« befindliche, sonst schwer zu deutende ovale Eingrabung — wenn nicht gar vielleicht auch die darauf befindliche Schwertform selbst — entstanden und die grosse Ungleichheit der sämtlichen Stein-Kreuze überhaupt leichter zu deuten und zu erklären sein.

Dass die schwertähnlichen Eingrabungen etwa schon von *vornherein* deshalb auf den Stein-Kreuzen angebracht worden wären, um die vorbeiziehenden Reisigen zum »Wetzen« behufs »Faiens« ihrer Schwerter zu mahnen oder einzuladen, so dass also die Schwertdarstellungen lediglich auf das Wetzen der Waffen und nicht auf den Stand des Gemordeten (eines Ritters) oder die Todesart, die der Mörder verdient haben würde, hinzudeuten hätten, ist mit Rücksicht auf anderes Beiwerk, das sich auf den Kreuzen noch findet, als nicht recht wahrscheinlich anzunehmen, wenn auch bei dem dermaligen Stande unserer Kenntnisse über den Gegenstand als Erklärungsgrund nicht ganz abzuweisen.

Es verdient hier aber auch noch die in J. Grimm's »Deutsche Rechtsalterthümer«, S. 714, enthaltene Bemerkung Beachtung, dass »das Tragen des blossen Schwertes in der Hand bei Edlen eine Form der Harmiscara, d. i. jener schimpflichen und demüthigenden Strafe, die seit Carl dem Grossen bis in das 12. Jahrhundert die Kaiser für schwere Vergehen gegen die Landeswohlfahrt und die Geistlichkeit eintreten liessen, war, und als Symbol dafür diente, dass jene *verdient hätten, enthauptet zu werden*«.*) Hiernach erscheint es auch nicht unwahrscheinlich, dass durch die Anbringung einzelner der für uns bezüglich ihres Zweckes noch immer ein Räthsel bildenden Zeichen, wie Schwert, Beil, Armbrust, Lanze u. s. w. möglicherweise auch auf die *Todesart* hingewiesen werden sollte, *welche der Missethäter nach damaligem Rechte verdient hätte*.

Mit Hilfe der erwähnten (eigentlichen) »Wetzfurchen«, »Rillen« und »Bohrlöcher« wird sich dort, wo schriftliche Documente oder andere Anzeichen, wie zum Beispiele die Anbringung einer Armbrust auf einem vogtländischen Stein-Kreuz (bei Falkenstein), die Pfeile auf unserem Kreuz-Steine »23. Plan« oder die auf mährischen Stein-Kreuzen wiederholt vorkommende Lanze (Zeit: Vor der Erfindung oder

* Vergl. hierzu auch die *Tradition* zu dem unter 22 beschriebenen Steinkreuz.

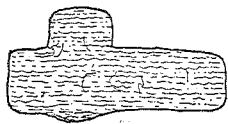
doch allgemeinerem Gebrauche des Schiesspulvers!) — falls sie nicht als einfache »Wetzfurche« zu deuten ist — fehlen, das Alter noch einer Anzahl solcher Steine — wenigstens so ungefähr — bestimmen lassen, da »die mehr oder minder stärkere Bemoosung, der grössere oder geringere Grad der Verwitterung oder Beschädigung der Steine für die Beurtheilung des Alters nur sehr vage Anhaltspunkte bieten, weil diese zumeist von der Qualität des Materiales, der geschützten oder exponirten Lage und dem Muthwillen oder der Pietät der Passanten abhängt«, und selbst die auf manchen Steinen befindlichen Jahreszahlen kein zuverlässiges Mittel für die Altersbestimmung abgeben, weil die Anbringung von Inschriften (und Jahreszahlen), wie dies schon von mehreren anderwärts vorkommenden derartigen Steinen nachgewiesen, erst später erfolgt sein kann, so dass die Ursachen der Anbringung einer Inschrift (oder anderen Beiwerkes) auf schon vorhandenen Steinen ganz andere gewesen sind und sein können, wie die der Aufrichtung der Steine selbst. So findet man auf einem, unserem Stein-Kreuze »17. Ratzau-Darmschlag« sehr ähnlichen, bei Müglitz (in Mähren) stehenden Steine die beiden Jahreszahlen 1171 und 1773, von denen sich doch nur eine (oder vielleicht auch gar keine) auf den Zeitpunkt der Errichtung beziehen kann, während die andere (oder beide) sich auf ein später vorgefallenes Ereigniss bezieht.

Auf einem im Ascher Bezirke (bei Fleissen) stehenden Stein-Kreuze liest man die Jahreszahl 1564, die aber, wie K. Alberti mittheilt, auf Grund einer irrthümlichen Ansicht erst in der zweiten Hälfte dieses (unseres) Jahrhunderts eingemeisselt worden ist.

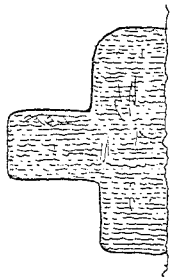
Auch die Jahreszahl (1788) auf unserem Steine 16 dürfte erst später, als das Kreuz schon lange stand — wenn auch in dem angezeigten Jahre — angebracht worden sein, während man die Inschriften oder Zeichnungen auf den meisten anderen alten Steinen, namentlich auf 4, 5, 11, 12, 13, 18, 19, 21, wie auch jene auf den zweifellos jüngeren Steinen 22, 23, 24, 37, 49 und 82 wohl als ursprünglich betrachten darf.

In Bezug auf die Altersbestimmung eines Theiles unserer Stein-Kreuze mit Hilfe der »Rillen«, »Furchen« und insbesondere der »Bohrlöcher« darf das bekannte, nächst dem Hauptportal der im 13. Jahrhundert erbauten Marienkirche auf dem neuen Markte in *Berlin* stehende und als Stadtwahrzeichen geltende steinerne *Sühnkreuz* als bemerkenswerth hingestellt werden, das die Bürger Alt-Berlin-Kölns zur Sühne für die Ermordung des Propstes Nicolaus Cyriacus von Bernau im Jahre 1355 aufrichten mussten und das fünf solcher »Bohrlöcher« (in Kreuzesform angeordnet) trägt — die, nebenbei bemerkt, schon vom Ursprunge an auch die hl. fünf Wunden Christi bedeuteten haben können oder die Wunden, aus denen der Ermordete blutete — so dass man zu der Annahme berechtigt ist, dass auch

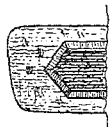
Alte Steinkreuze und Kreuzsteine im westlichen Böhmen.
 Maßstab 1:50



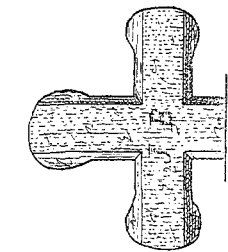
31. Stiebarreith. 32.



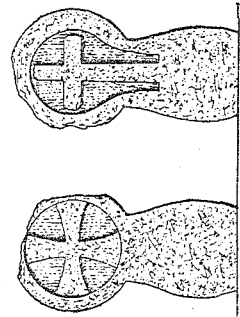
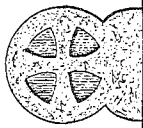
33. Tachau gegen Mauldorf 35.



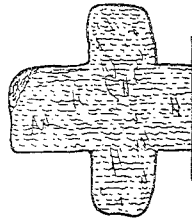
34. Tachau. 36. Tachau. 37. Tachau.



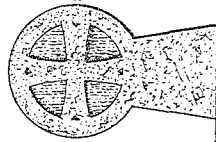
38. Tachau. 39. Lohn.



40^a. Tachau 40^b.



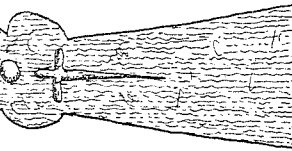
41. Tachau.



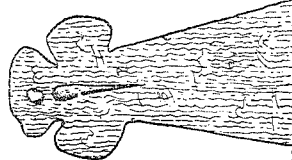
42. Willingreith. 43.



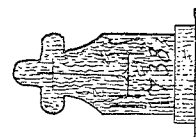
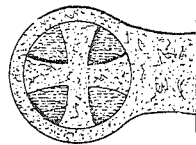
44. Lohn.



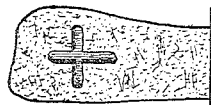
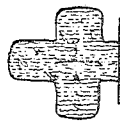
45. Rossowitz. 46.



47. Handschitz. 48. Lohn. 49. Brück.



50. Tepl. 51.



unsere älteren Stein-Kreuze, die derartige Löcher (Rillen oder Furchen) zeigen, auf ein mehr als einhalbtausendjähriges Alter zurückblicken dürfen. In Bezug auf den ursprünglichen Zweck der Kreuz-Steine kann aber auch aus diesen Rillen und Löchern noch kein gültiger Schluss gezogen werden, da die Steine offenbar schon lange, einzelne derselben vielleicht sogar schon sehr lange, und zwar zumeist auch mit einem gewissen, geheimnissvollen Nimbus umgeben, bestanden haben müssen, bevor die Rillen und Furchen in dieselben gewetzt und die Löcher in sie gebohrt worden sind, für die der Aberglaube sich dann in gleicher Weise geltend gemacht hat, wie etwa heute noch — auch in unseren Gegenden — bezüglich des Blutes oder Fettes, des Strickes oder der Kleider von Justificirten (»armen Sündern«) oder durch Selbstmord Geendeten.

Dass die meisten unserer Kreuze ein hohes Alter überhaupt besitzen müssen, geht auch schon aus dem Umstande hervor, dass wir selten auf einem solchen eine Inschrift oder Jahreszahl, ja in den weitaus meisten Fällen nicht einmal eine — wenn auch noch so einfache — *bildliche* Darstellung finden, woraus man doch den Schluss ziehen darf, dass die Errichtung dieser Kreuze in einer Zeit geschah, in der die Kunst des Lesens und Schreibens noch eine seltene Erscheinung und auch die *bildende* Kunst im Allgemeinen nur wenig gekannt und ausgebildet war. Dazu kommt noch, wie aus den zahlreichen vorhandenen Sühnverträgen und anderen chronikalischen Eintragungen hervorgeht, dass man das Setzen eines Kreuzes aus der vorerwähnten Hauptursache als etwas Selbstverständliches betrachtete, das darum auch keiner weiteren Erklärung bedurfte.

Der grösste Theil der Kreuze dürfte seine Entstehung bis in das 13., viele derselben auch noch bis in das 11. Jahrhundert und vielleicht noch weiter zurückdatiren können, so dass wir es in ihnen mit sechs- bis acht- und noch mehrhundertjährigen Zeugen inneren und äusseren Lebens unseres Volkes zu thun haben. Aus den an die Steine sich knüpfenden Sagen aber auf ihren Zweck und etwa auch auf das Alter schliessen zu wollen, erscheint nur wenig verlässlich, wie wir an dem von K. Alberti angeführten Falle bezüglich des Fleissener Kreuzes mit der Jahreszahl 1564 gesehen haben, und dass sich weiter einerseits an einzelne Steine nicht selten zwei, drei und noch mehr Sagen knüpfen (s. 1, 2, 3, 4, 15, 17, 20, 22, 37, 50, 53, 54, 57, 60, 62, 64, 68, 71—78, 89), während auf der anderen Seite *dasselbe* Sagenmotiv bei mehreren, oft weit voneinander stehenden Kreuzen wiederkehrt, wie z. B. das von den zwei Rittern, die im Zweikampfe fielen (1, 2, 74) oder den eifersüchtigen Mägden, die einander — in minder ritterlicher Weise — mit ihren Arbeitssicheln tödteten (15, 21, 33, 64, 71, 85),*) den Ackersleuten, die sammt den Zugthieren an Ort

*) Man vergleiche hiezu auch die neun Knechte, welche einer (altnordischen) Dämisage zufolge sich wegen eines von Odin in die Luft geworfenen Wetzsteines, den Jeder fangen wollte, so entzweiten, dass sie einander mit den Sicheln die Häuse zerschnitten.

und Stelle vom Blitze erschlagen wurden (17), den Neujahrssängern,*) die ihre Rivalen tödteten (3, 14, 25) u. s. w. Doch darf nicht geleugnet werden, dass in manchen Fällen gewiss auch die Tradition auf den richtigen Pfad zu einer annehmbaren oder doch glaubwürdigen Deutung führen kann.

Einzig zuverlässig — wenn in jedem Falle auch das vielleicht nicht einmal — für die Altersbestimmung unserer Steine bleiben also, da sich auch die Jahreszahlen auf solchen schon wiederholt als trügerisch erwiesen haben, nur *schriftliche* Documente über heute noch bestehende und agnoscirte Steine, von denen aber bis zur Zeit nur eine sehr geringe Zahl bekannt geworden zu sein scheint. Denn unseres Wissens ist in Oesterreich bisher bloss das zu *einem* solchen bei Zwittau in Mähren stehenden Steine, der in Form und Grösse — jedoch ohne jede Zeichnung — unserem Kreuze »2. Neusattl« am nächsten kommt, gehörige Document nebst zwei anderen solchen »Urteln« gefunden und mitgetheilt worden. (Mitth. d. k. k. Central-commission, XXI.)**)

Unsere nächsten Bemühungen müssen also neben der Auffindung (Beschreibung) und Erhaltung der Kreuz-Steine insbesondere noch dahin gerichtet sein, schriftliche Documente über möglichst viele derselben beizubringen. Dass das letztere bis nun nur in so geringem Masse der Fall gewesen ist, darf wohl dem Umstande zugeschrieben werden, dass man bis vor verhältnissmässig kurzer Zeit dem Volks-

*) Diese Neujahrssänger, hier Göllersänger genannt — meist junge Bursche — ziehen, heutigen Tages allerdings schon seltener, am ersten Weihnachtsfeiertage von Haus zu Haus, und zwar auch in fremde Ortschaften und singen alle Bewohner eines Hauses (gegen Bezahlung) der Reihe nach an. Sie sollen immer paarweise, niemals einzeln oder überhaupt in ungerader Zahl gehen. Falls dies doch der Fall wäre, würde ein Unsichtbarer (Geist) folgen, die gerade Zahl voll zu machen. Alsdann geschieht aber auch gewiss ein Unglück, versicherte mir ein alter Gewährsmann, namentlich wenn Göllersänger aus verschiedenen Ortschaften an Wegscheidern zusammentreffen. (Siehe bei den oben angegebenen Nummern [3, 14, 25] unter der Rubrik „Tradition.“) — Ueber Herkunft und Bedeutung der Bezeichnung „Göllersänger“ siehe „Unser Egerland“ III., S. 40.

**) In neuerer Zeit ist es auch dem Verfasser gelungen, die Zeit der Errichtung (3. Mai 1591) dreier Stein-Kreuze bei Eger, von denen noch zwei vorhanden sind, sicherzustellen, ferner die vollständige Aufzeichnung zweier *Sühnverträge* in einem alten Stadtbuche der königl. Bergstadt Graupen aus den Jahren 1468 und 1494 zu constatiren, in denen u. A. auch je das Setzen eines steinernen Kreuzes verlangt wird. Nun befinden sich, wie auch in dieser Zeitschrift gezeigt wurde und von mir in der „Erzgebirgs-Zeitung“, XX., 10, näher ausgeführt wird, bei Graupen heute noch *mehrere* alte Stein-Kreuze, bezüglich deren — wenigstens hinsichtlich des einen oder anderen — sich bei genauerem Nachforschen vielleicht die Identität mit einem oder den beiden in vorerwähnten Verträgen begehrten Kreuzen wird herstellen lassen. — Weiter fand ich in dem vom „Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ herausgegebenen „Urkundenbuche der Stadt Aussig“ bezüglich unter Nr. 324 und 345 zwei „Vergleiche“ aus den Jahren 1490 und 1496 abgedruckt, in denen gleichfalls — aus gleicher Ursache, wie oben — je das Setzen eines steinernen Kreuzes verlangt wird, und zwar in dem einen Falle „vor dem Teplitzer Thore“ in Aussig, im anderen „an einem noch zu bezeichnenden Platze“. — Mehreren anderen diesbezüglichen Verträgen ist der Verfasser auf der Spur.

thümlichen überhaupt und (wegen ihres unscheinbaren Aussehens) unseren alten Stein-Kreuzen insbesondere nur sehr wenig Aufmerksamkeit schenkte und darum auch die hie und da in Ortschroniken u. dgl. gewiss noch vorhandenen schriftlichen Aufzeichnungen darüber nicht näher würdigte.

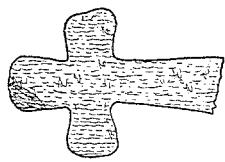
Dem dürfte nun aber bald anders werden, denn in neuerer Zeit nimmt sich nicht bloss die »k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale« und der ein kräftig pulsirendes Leben entfaltende »Verein für österreichische Volkskunde« sowie mehrere andere Gesellschaften und Vereine der Kreuzsteinfrage in dankenswerther Weise an, sondern man beginnt auch schon, wie in anderen Ländern (Deutschland, England, Frankreich), so auch bei uns in Oesterreich auf *staatlicher* Seite unserem Gegenstände eine erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Wir zweifeln nicht daran, dass der bezüglich, am Schlusse des vorigen Jahres (15. December 1898) im Herrenhause eingebrachte und nach der ersten Lesung auch bereits der zuständigen (vereinigten juridisch-politischen) Commission zur Vorberathung überwiesene Entwurf, betreffend den »Schutz von Denkmalen öffentlichen, kirchlichen oder profanen Charakters oder Interesses« zum Gesetze erhoben werden wird, wodurch auch der weiteren Vernichtung unserer Stein-Kreuze, die wegen ihres culturhistorischen Werthes gewiss auch ein öffentliches Interesse beanspruchen dürfen, Einhalt gethan und deren Erhaltung für die Zukunft gewährleistet sein dürfte.

Aber eben aus diesem Grunde und zu diesem Zwecke erscheint es dringend und schon für die allernächste Zeit geboten, alle hieher gehörigen Gegenstände aufzusuchen, genau zu beschreiben und zu verzeichnen, ihren Kunst- oder historischen Werth sicherzustellen und den Schutz für sie auf Grund des erwähnten Gesetzes zu begehren. Wie viele der gewiss auch in der letzten Zeit erst verloren-gegangenen Kreuze wären uns bei dem früheren Inslebentreten eines solchen Gesetzes erhalten geblieben!

Allein der Sammeleifer eines Einzelnen vermag hier nur wenig. Die Volkskunde überhaupt bedarf der helfenden Theilnahme Vieler und aller Stände. Den Fachgelehrten müssen insbesondere beim Sammeln auch Ungelehrte unterstützen, und wir meinen, dass in dieser Beziehung besonders die Schule gute Dienste leisten kann. Insonderheit sind die Volksschullehrer, namentlich wenn sie in ihrer Heimat wirken, die berufensten Factoren hiezu, denn sie stehen in innigster Berührung mit allen Kreisen der Bevölkerung, geniessen das allgemeine Vertrauen und besitzen auch die nöthige literarische Bildung, die sie befähigt, ihre Beobachtungen und Erfahrungen schriftlich wiederzugeben. Dies haben wir ja gerade in dieser Zeitschrift schon zu wiederholen Malen und mit besonderer Freude erfahren.

Tafel IV.
 Alte Steinkreuze und Kreuzsteine im westlichen Böhmen.

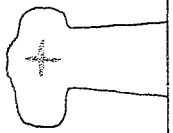
Maßstab 1:30



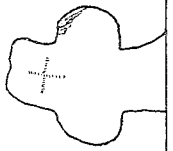
52. Urcala.



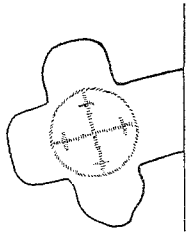
53. Techowitz.



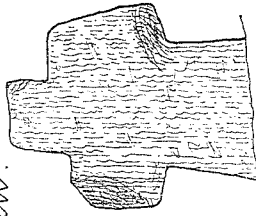
54. Malowitz.



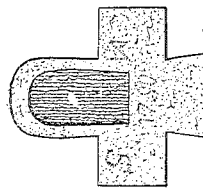
55. Plausen.



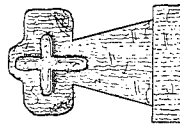
56. Ullitz.



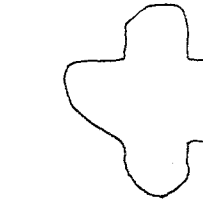
58. Trpist.



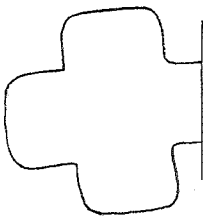
59. Böhm.-Mühle.



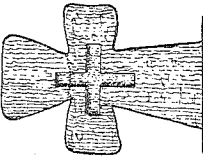
60. Solistau.



61.



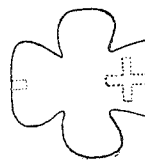
62. Sittna.



63. Wranowa.



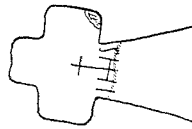
64. Saluschein.



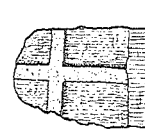
66. W.-Anjezd.



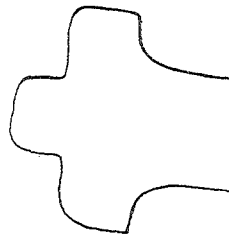
67. Chotieschau.



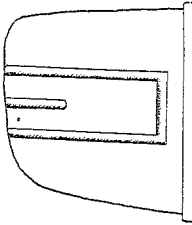
68. Teinitz.



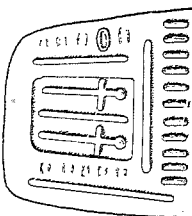
69. Polsdütz.



70. Tinkowitz.



71^b. Bischofteinitz.



71^a.

Aber auch Studenten, soweit sie die Ferien in ihrer ländlichen Heimat zubringen, sind als Mitarbeiter willkommen zu heissen. Auch in dieser Beziehung haben wir die schönen Beispiele von Baden, Dänemark, Finnland und Norwegen zu verzeichnen, in welchen Ländern die Studenten in eigenen Vorträgen an den Universitäten zum Sammeln volksthümlicher Gegenstände angeleitet und unterrichtet werden. An der Prager Universität hatte Herr Prof. Dr. Hauffen im Vereine mit Herrn Prof. Dr. Sauer eine Studentenversammlung einberufen, in welcher die Zwecke und Ziele im Auftrage der »Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen« in Bezug auf die zu eröffnende Sammlung der volksthümlichen Ueberlieferungen in Deutschböhmen auseinandergesetzt wurden, welche Veranstaltung auch schon reiche Früchte trug.

Für den zweiten Theil unserer Zusammenstellung, welcher die Beschreibung und Abbildung der Stein-Kreuze und Kreuz-Steine im *westlichen* Böhmen zum Gegenstande hat, fand auch der Verfasser durch die mit der nöthigen Zeichenfertigkeit und dem richtigen Verständnisse für bauliche Gegenstände ausgestatteten Hörer eines Jahrganges der hiesigen Baugewerkschule, die den Sommer über am Lande in der Praxis zubringen, eine erfreuliche Bereicherung des von ihm gesammelten Stoffes, indem sie diesen durch Beisteuerung ohneweiters zu verwendender Skizzen und Beschreibungen sowie unter Beihilfe ihrer Angehörigen auch mit einer Anzahl anderer zuverlässiger Nachrichten, insbesondere aber durch Sagenmaterial erweitern halfen.

Ein gutes Beispiel dafür, wie die Schule in den Dienst der Volkskunde gestellt werden kann, liegt uns auch noch in der (bereits in zwei Heften erschienenen) Schrift: »Volksthümliches aus dem Königreiche Sachsen«, auf der Thomasschule (Gymnasium in Leipzig) gesammelt von Gymnasiallehrer Dr. Oscar Dähnhardt, vor. Auf den Nutzen dieser Art des Sammelns näher einzugehen, verbietet aber erstlich hier der Raum, ist zum Andern an diesem Orte auch durchaus nicht nöthig und erledigt sich durch das auf diesem Wege gesammelte Material von selbst. Näheres hierüber findet man übrigens unter Andern in dem lesenswerthen Aufsätze: »Volkskunde und Schule«, ebenfalls von dem oben genannten Verfasser Dr. Dähnhardt in der »Zeitschrift für den deutschen Unterricht«, XIII. (1899) 1. Es mag hier nur noch darauf hingewiesen werden, dass mancher sich jetzt ganz der Volkskunde hingebende Fachmann wie auch der Sache gute Dienste leistende Sammler, der sich schliesslich ja auch zum Fachmanne heranbildet, oft durch ein in der Schule gelegentlich hingeworfenes und dann natürlich noch mehr durch das wiederholt und eindringlich zu den Schülern gesprochene Wort eines für den Gegenstand begeisterten Lehrers für unsere Sache auf immer gewonnen wurden.

Das Volksmässige, das nach dem Ausspruche eines genauen Kenners der Volksseele und hervorragenden Pädagogen, des im Jahre 1894 verstorbenen Leipziger Universitätsprofessors und Mit-herausgebers des Grimm'schen Wörterbuches, Rudolf Hildebrand, immer und ewig der einzig gesunde Boden auch für alle höhere Bildung bleibt und darum für die Schule von dieser gerettet werden müsse, bedarf aber noch gar vieler begeisterter Anhänger und Mitarbeiter auf seinen verschiedenen Gebieten, die noch manche dunkle, bis nun nicht gelichtete Pfade aufweisen. Denn auch über unsere Steine gibt es, wie wir im Verlaufe dieser Betrachtung und unter Voraussetzung alles übrigen zu diesem Gegenstande bereits hier und anderwärts beigebrachten Materiales sehen können, der Räthsel immer noch genug zu lösen, wenn auch heute schon, auf Grund gewisser gemeinsamer Eigenschaften sich stützend, ausser der zwischen *Stein*-Kreuzen und *Kreuz*-Steinen unterscheidenden Haupteintheilung noch enger schliessende Gruppeneintheilungen, etwa unter Berücksichtigung der vorherrschend gerad- oder krummlinigen Ausführung der Kreuze, Anwendung der lateinischen oder anderer Formen für diese, ob ohne oder mit Beiwerk (Zeichnungen, Inschriften) und nach der Art dieser Zuthaten selbst wieder (ob Waffen, Werkzeuge oder andere, symbolisirende Darstellungen) gemacht werden können, da beispielsweise die bei Komotau stehenden Kreuze einen ganz anderen, in Form und Zeichnung sich mehr an den der im sächsischen Vogtlande befindlichen Steine anschliessenden Charakter besitzen, wie jene in ihrer Art — wenigstens in dem von uns betrachteten Gebiete — überhaupt einzig dastehenden Steine von Steben-Alberitz und diese wieder ganz anders geformt und gezeichnet sind, als die um Elbogen befindlichen oder die meist biscuitförmigen Tachauer Steine und die anderen alten Stein-Kreuze und Kreuz-Steine.

Das *Material*, aus dem die Kreuze hergestellt sind, ist, wie auch aus der Zusammenstellung ersehen werden kann, bei den in Elbogen, Neusattl, Altsattl und Falkenau (Wudingrün) stehenden Steinen der in der dortigen Gegend ziemlich häufig und in grossen Massen vorkommende, auch heute noch vielfach zu Steinmetz- und Bildhauerarbeiten verwendete grobkörnige Granit, beziehungsweise Sandstein. Der in der nächsten Umgebung Elbogens Eger (Fluss) auf- und Eger abwärts — in letzterer Richtung in besonders mächtigen, oft recht bizarr gestalteten Felsblöcken (z. B. Hans Heiling-Felsen) und in ganzen Stöcken anstehende, von zahlreichen Feldspatkrystallen, den sogenannten Karlsbader Zwillingen, durchsetzte Granit, welcher der Verwitterung leichter zugänglich ist als andere Granite, findet sich — vielleicht wegen dieser den Steinmetzen auch schon in früheren Zeiten*) bekannten Eigenschaft — bei keinem Kreuze verwendet.

*) Es darf hier daran erinnert werden, dass (die Burg Stein-) Ellenbogen um das Jahr 870 n. Chr. (von den damals in der ganzen Gegend begüterten, den bayrischen Herzögen verwandten Markgrafen von Vohburg) gegründet worden ist.

Die anderen beschriebenen Stein-Kreuze und Kreuz-Steine sind ebenfalls aus einer, immer je in der Nähe des Standortes befindlichen, auch für leichte Meisselbearbeitung geeigneten, dabei dauerhaften Gesteinsart hergestellt. Insbesondere sind die unter 29 mit angeführten Martersäulen 29a und 29b von Geischowitz und Girsch,*) sowie das alte Kreuz 29 selbst aus dem in der Nachbarschaft (bei Trahona) gewonnenen vorzüglichen Sandsteine, der ebenfalls heute noch vielfach zu Steinmetz- und Bildhauerarbeiten Verwendung findet, sowie die Tachauer Steine aus dem dort (bei Vierzehn Heiligen) anstehenden feinkörnigen Granite angefertigt.

Die Mehrzahl unserer Steine dürfte — wenn und insoferne in der Zusammenstellung oder in diesen vorstehenden Begleitworten nicht ausdrücklich etwas Anderes bemerkt ist — noch an ihrem ursprünglichen Aufstellungsorte stehen, denn obzwar, wie oben bemerkt, gewiss schon gar manches Kreuz im Laufe der Jahrhunderte verlorengegangen ist, so dürfte uns doch ein grosser — wenn nicht der grösste — Theil der *Stein*-Kreuze nicht bloss überhaupt, sondern auch an ihrem ursprünglichen Errichtungsorte erhalten geblieben sein, da die heilige Scheu, welche das Volk vor dem Kreuzeszeichen überhaupt und vor Kreuzen, dazu noch recht alten, mit unbekanntem Ursprunge und geheimnissvoller, oft auch unterlegter übernatürlicher Bedeutung besitzt, wohl den besten Schutz für diese Art von Gegenständen vor muthwilliger und anderer absichtlicher Beschädigung oder Zerstörung bietet. Bei dem Kreuze »6. Altsattl« kommt hierzu noch, dass es — unseres Wissens als einziges — von den im westlichen und nordwestlichen Böhmen befindlichen alten Kreuz-Steinen und Stein-Kreuzen auch in der neuesten Zeit noch als »Stations-Kreuz« bei einer Bittprocession, also kirchlich Verwendung findet.

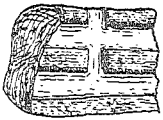
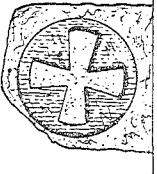
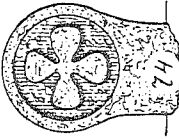
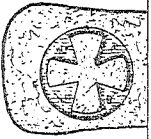
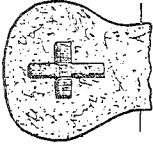
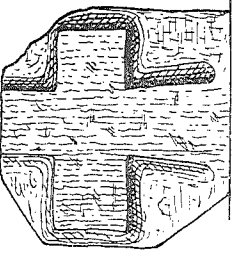
Zu der äusseren Form der Zusammenstellung sei bemerkt, dass die an sich höchst sachliche Rubrik „*Inscript*“ (der Raumparniss halber) weggelassen wurde, da sich auf den meisten Steinen eine solche überhaupt nicht, und zwar auch nicht einmal eine Jahreszahl befindet — nur die Steine 16, 23, 24, 37, 49, 62 und 90 tragen eine solche — alles Uebrige aber, auf Form und Zeichnung Bezügliche, aus den Abbildungen zu ersehen ist, die in Tafel I. im Verkleinerungsverhältnisse 1:35, in Tafel II. bis V. im Verhältnisse 1:30 angefertigt sind, so dass schon ein blosser Anblick der Figuren sofort Aufschluss über die gegenseitigen Grössen- und Formenverhältnisse der Steine gibt. — (Die beiden Rubriken »Tradition« und »Anmerkung« wurden aus typographischen Rücksichten in eine zusammengezogen.)

*) Die in der Nähe (bei dem Meierhof Lechowa) befindliche, 1806 aufgehobene Kirche zu St. Blasius war ehemals eine Filiale von Girsch und ein stark besuchter Wallfahrtsort. Nach dem bekannten böhmischen Chronisten Schaller hatte sie 1384 einen eigenen Pfarrer.

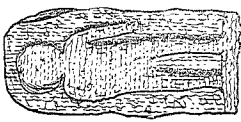
Tafel V.

Alte Steinkreuze und Kreuzsteine im westlichen Böhmen.

Maßstab 1:30



72^b

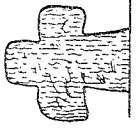
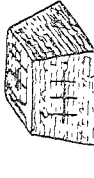
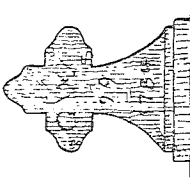
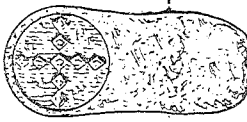
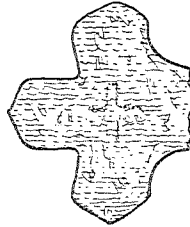
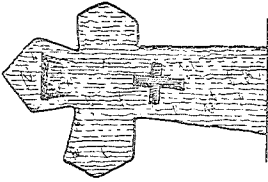


72^a Kladrau.

73. Ostrau (gegen Kladrau). 75.

76. Ostrau.

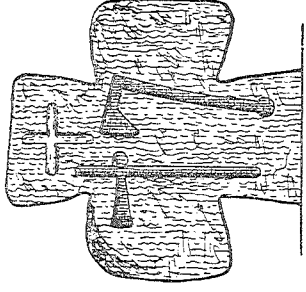
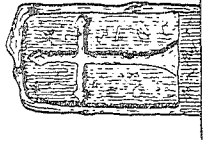
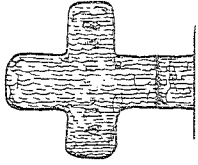
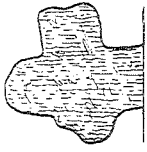
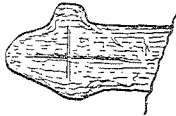
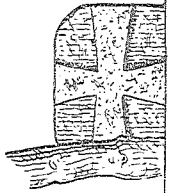
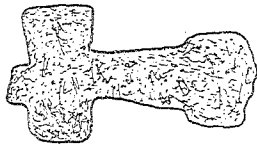
77. Kladrau 78.



79. Kladrau 80.

81. Peter-Mühle 82. 83. Preheischen

84. Kladrau. 85. Strelitz (Staab).



86. Benisch-M. 87. Wesigau.

88. Brod 89.

90. Johannesdorf. 91. Tindau.

92. Lohn (Mies).

Figur	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	Gewinnlet nach	Tradition und Anmerkungen
1	Am sogenannten Goldberge bei Elbogen, rechts von der Bezirksstrasse (zunächst gegen <i>Neusattel</i>) nach Chodan, auf dem diese Strasse abkirschenden Fusssteige (früher Fahrweg), 300 m hinter dem neuen Friedhofe.	(In der Mitlenachse über der Erde) hoch 0·87 Breite 0·83 Armlänge 0·30 Armhöhe 0·40 Kopfhöhe 0·30 Kopfbreite 0·43 Fussbreite 0·42 Dicke 0·26	Grobkörniger Granit.	O.	<i>Tradition</i> : 1. Schwedenkreuz. 2. Hier haben zwei Brüder einander erschlagen (auch: zwei Studenten duellirt). <i>Anmerkung</i> : S. unter 2.
2	In unmittelbarer Nähe von 1, von diesem 1 m in nördlicher Richtung entfernt.	Höhe 1·05 Breite 0·98 Armlänge 0·35 Armhöhe 0·30 Kopfhöhe 0·26 Kopfbreite 0·30 Fussbreite 0·30 Dicke 0·26	Grobkörniger Granit.	O.	<i>Tradition</i> : Wie oben. <i>Anmerkung</i> : Der (Elbogener) Volksmund nennt die Kreuze 1 und 2 <i>Neusattler Kreuze</i> , weil beide (von Elbogen aus) am Wege nach Neusattel stehen. — Nachträglich fand ich in der unmittelbaren Nähe der beiden Kreuze 1 und 2 noch ein <i>drittes</i> , das in der Erde lag. Auf diesem ist eine Lanze (her-) ausgemeisselt.
3	Etwas abseits von einem Fahrwege, der links von der ärautschen (Kaiser-) Strasse zwischen <i>Elbogen</i> und Altsattl-Falkenau auf die zu Elbogen gehörige Flur „Stadtfelder“ abzweigt, auf einer Hutweide im nördlichen Abhänge, unter Birkenestrüpp.	Höhe 1·05 Breite 0·70 Armlänge 0·25 Armhöhe 0·25 Kopfhöhe 0·35 Obere Kopfbreite 0·40 Fussbreite 0·40 Dicke 0·22	Grobkörniger Granit.	N.	<i>Tradition</i> : 1. Schwedenkreuz. 2. Hier soll ein Neujahrssänger getötet worden sein. — S. auch 14 und 25. — Wegen des Branches und Glaubens der Neujahrssänger vergleiche die Bemerkung in der Einleitung. <i>Anmerkung</i> : Wird auch <i>Weißhof-Kreuz</i> genannt, weil es auf einem Grundstücke steht, dessen Besitzer (dermalen Besitzerin) Weißhof heisst.

Figur	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	benutzt nach	Tradition und Anmerkungen
4	An dem von 3 weiterführenden (hier zur Aerialstrasse parallelen) Wege gegen Altsattl, 200 m von 3 entfernt. (Flur: „Stadtfelder“.)	Höhe 1.15 Breite 0.68 Armlänge 0.25 Armhöhe am äusseren Rande 0.25 Kopfhöhe 0.35 Obere Kopfbreite 0.40 Fussbreite 0.35 Dicke 0.23	Grobkörniger Granit.	N.	<i>Tradition:</i> Bei einer Belagerung <i>Eibogens</i> soll an dieser Stelle ein höherer Officer gefallen und begraben worden sein. Man spricht auch von einem Schatze, der hier begraben liegen soll. <i>Anmerkung:</i> Die Kreuze 4 und 5 befinden sich seit Menschengedenken an dieser Stelle. Das zwischen beiden stehende eiserne Kreuz (auf steinernem Sockel) ist offenkundig neueren Datums. Auf einem Balken einer nahe bei den beiden Kreuzen stehenden Scheuer ist die Jahreszahl 1627 eingegraben. Da diese beiden Steinkreuze (mit dem erwähnten eisernen Kreuze) auf einem Grundstücke stehen, dessen Besitzerin Matschak heisst, so werden die Kreuze auch <i>Matschak-Kreuze</i> genannt.
5	An dem bei 4 genannten Wege 2.20 m von 4 in westlicher Richtung entfernt.	Höhe 1.25 Breite 0.65 Armlänge 0.25 Armhöhe am Rande 0.25 Kopfhöhe 0.35 Obere Kopfbreite 0.25 Fussbreite 0.30 Dicke 0.22	Grobkörniger Granit.	N.	
6	In <i>Altsattl</i> , bei dem Hause des Gastwirthes und Spediteurs H. Rinkes, hintere Hausecke.	Höhe 0.90 Ursprüngliche (wahrscheinliche) Breite 0.65 Armlänge 0.25 Armhöhe 0.20 Kopfhöhe 0.25 Obere Kopfbreite 0.23 Fussbreite 0.26 Dicke 0.19	Grobkörniger Granit.	W.	<i>Anmerkung:</i> Der rechte Arm ist bis auf 8 cm abgebrochen. Bei diesem Kreuze (Rinkes-Kreuz) wird „Station“ bei einer <i>Blittprocession</i> gemacht.

Figur	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	gewendet nach	Tradition und Anmerkungen
7	Wenige Schritte in südlicher Richtung von dem unter 6 beschriebenen Kreuze, auf der entfernteren Seite eines (aus <i>Altsattel</i>) in die Felder führenden Fahrweges liegend. *)	Ganze Länge 1-30 Breite 0-55 Armlänge 0-20 Armhöhe 0-20 Kopfhöhe 0-25 Obere Kopfbreite 0-25 Grösste untere (Fuss-) Breite 0-25 Der unterste, für die Erde bestimmte Theil des Fusses ist breit 0-08 Dick 0-19	Grober Sandstein.	SN. (liegend)	<i>Tradition</i> : Schwedenkreuz. *) Ueber Intervention des Verfassers z. Z. bereits aufgestellt.
8	<i>Wadingrün</i> , rechts von der Strasse nach Falkenan, auf einem Hügel, dem sogenannten Haar- (richtig: Hard-) berge.	Höhe 1-10 Breite 0-74 Armlänge 0-22 Armhöhe 0-20 Kopfhöhe 0-22 Obere Kopfbreite 0-36 Fussbreite 0-35 Dicke 0-29	Grober Sandstein.	N.	<i>Tradition</i> : Schwedenkreuz. <i>Anmerkung</i> : Sehr beschädigt und alt aussehend. Obenaufl. in der Kopfnitte, befindet sich ein 6 cm tiefes Loch, das vielleicht zur Aufnahme eines eisernen Kreuzes bestimmt gewesen war oder dem in der Einleitung auseinandergesetzten Zwecke gedient haben konnte. (Vergleiche unter 27.) An den unteren Seiten der Arme sind zwischen diesen und dem Hauptstamme des Kreuzes Stützen (Streben) angebracht, wie sie bei den Kreuzen 4 und 5 auch an den oberen Seiten vorhanden sind.
9	Auf einem Feldwege in <i>Komokan</i> , von der Plattenstrasse links ab gegen <i>Obertorf</i> , hinter der Landwehrkaserne.	Höhe 0-85 Breite 0-36 Armlänge 0-09 Armhöhe 0-17 Kopfhöhe 0-15 Mittlere Kopfbreite 0-28 Fussbreite 0-31 Dicke 0-18	Conglomerat.	NW.	<i>Tradition</i> : Schwedenkreuz. <i>Anmerkung</i> : Die über dem Schwerte befindliche ovale Eingrabung ist schwer zu deuten. (Vergl. Einleitung.)

Figur	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	Gezeichnet nach	Tradition und Anmerkungen
10	Rechts an der Strasse von <i>Komotau</i> nach <i>Spornitz</i> , gegenüber dem Friedhof.	Höhe 1·12 Breite 0·74 Armlänge 0·25 Armhöhe 0·25 Kopfhöhe 0·30 Kopfbreite 0·25 Fussbreite 0·30 Dicke 0·20	Conglomerat.	O.	<i>Tradition</i> : Schwedenkreuz.
11	Hinter dem alten Bade- hause in <i>Neudorf</i> (Con- stantins-Bad) bei Mies, an dem Fussessteige nach Weseritz.	Höhe 1·12 Breite 0·95 Armlänge 0·25 Armhöhe 0·45 Kopfhöhe 0·20 Kopfbreite 0·45 Fussbreite 0·47 Eckenabstumpfung 0·10 Dicke 0·22	Feines Conglomerat.	O.	<i>Anmerkung</i> : Die Kenntniss und eine Skizze von diesem Kreuz dankt der Verfasser dem k. k. Baurathe und Con- servator Victor Schwertner in Pilsen. (Gehört eigentlich unter die zweite Abtheilung („Stein-Kreuze im <i>westlichen</i> Böhmen“), wurde aber des besseren Vergleiches wegen mit 11 und 12, die wohl auch an der Grenze stehen, schon hier beschrieben.)
12	Auf dem Gipfel des Hügels bei dem Dorfe <i>Steben</i> (Bezirk Jechnitz), rechts von dem Fussessteige nach Petersburg.	Höhe 1·40 Breite 0·80 Armlänge 0·35 Armhöhe 0·35 Kopfhöhe 0·75 Kopfbreite 0·75 Fussbreite 0·75 Dicke 0·30	Grobkörniger Sandstein.	O.	<i>Tradition</i> : Hier ist eine wichtige Person vom Pferde gestochen worden. <i>Anmerkung</i> : Auf einer nahegelegenen („Pfarr“-) Wiese befindet sich der sogenannte „Kreuzbrunnen“, auf dessen Wasserspiegel zu gewissen Zeiten ein goldenes Kreuz und ein Schlüssel erscheint. Letzterer öffnet die Thüre zu einem in der alten „Petersburg“ verborgen liegenden Schatze. „Wehe aber Demjenigen, der sich des Schlüssels bemächtigen wollte.“

Figur	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	gewandelt nach	Tradition und Anmerkungen
13	Bei dem Dorfe Alberitz, an einem Wege nach Leschkan, 2,5 <i>km</i> in genau westlicher Richtung von 12 entfernt.	Höhe 1-35 Breite 0-95 Armlänge 0-27 Armhöhe 0-27 Kopfhöhe 0-63 Kopfbreite 0-63 Fußbreite 0-60 Dicke 0-27	Grobkörniger Sandstein	O.	
14	An dem Wege von <i>Zieditz</i> (bei Falkenan a. E.) nach dem bekannten Wallfahrtsorte Maria-Kuhn.	Höhe 1-35 Breite 1-20 Armlänge 0-40 Armhöhe 0-40 Kopfhöhe 0-45 Kopfbreite 0-40 Fußbreite 0-40 Dicke 0-35	Granit.	O.	<i>Tradition</i> : Hier wurden drei Neuhairrüssinger ermordet. S. auch 3 und 25. — Vergl. auch die Einleitung. <i>Anmerkung</i> : Bemerkenswerth bei diesem Kreuze ist der Umstand, dass der Stein in den in der Figur durch punktirte Linien angedeuteten Richtungen (kreisweise) durchbohrt erscheint. (Vergl. darüber die Einleitung.)
15	An der Strasse von <i>Wurmes</i> nach Ukkern (bei Brütz).	Höhe 1-47 Breite 1-00 Armlänge 0-33 Aeusserer Armhöhe 0-51 Kopfhöhe 0-49 Obere Kopfbreite 0-39 Fußbreite 0-49 Dicke 0-23	Sandstein.	N.	<i>Tradition</i> : 1. Hier tödteten zwei Mägde, die einen Burschen liebten, einander aus Eifersucht mit ihren Arbeitssicheln. (Ein beliebtes, öfter wiederkehrendes Motiv. — Vergleiche unter 21.) 2. Grenzstein zwischen zwei Kirchengsprengeln. (Vergl. 20.)

Figur	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	flavonisiert nach	Tradition und Anmerkungen
16	Rechts am Wege von <i>Ratzau</i> (Bezirk Plan) nach Wilditz, 450 m von Ratzau entfernt.	In der Mitte hoch 0·60 Breite 0·45 Armlänge 0·11 Armhöhe 0·22 Kopfhöhe 0·19 Kopfbreite 0·27 Fussbreite 0·25 Dicke 0·26	Granit.	O.	<i>Tradition:</i> Beim Abgraben der Lehne sei ein Mann von einem herabstürzenden Lehmblock erschlagen worden.
17	Rechts am Wege von <i>Ratzau</i> nach Darmschlag, 100 m von Ratzau entfernt.	In der Mitte hoch 1·10 Breite 0·67 Mittlere Armlänge 0·20 Mittlere Armhöhe 0·20 Kopfhöhe 0·30 Mittlere Kopfbreite 0·21 Fussbreite (senkrecht zur Achse gemessen) 0·45 Dicke 0·23	Granit.	NW.	<i>Tradition:</i> 1. Hier verzehrte ein Wolf ein Kind, das er aus Ratzau geraubt. 2. Als ein Bauer an einem Marienfeiertage auf dem Felde ackerte und von vorübergehenden Kirchgängern schon wiederholt wegen dieser Feiertagsentheiligung erfolglos zur Rede gestellt worden war, erhob sich plötzlich ein furchtbarer Gewitterwind und entführte den Frevler sammt seinen Gespann. („Es hat ihn der Teufel geholt,“ fügte mein Gewährsmann hinzu.) Auch aus der Komotauer Gegend wurde dem Verfasser über ein altes Stein-Kreuz berichtet, das in Grösse und Gestalt ungefähr unserem in Fig. 8 dargestellten Kreuze ein über sein Gespann fluchender Landmann von einem plötzlich herniederfahrenden Blitze sammt zwei Ochsen getödtet wurde. In neuerer Zeit wurde bei einem Dorfe in der Nähe Karlsbads ein Sandsteinkreuz mit Sockel für einen Wirthschaftsbesitzer, der auf freiem Felde zur Erntezeit (19. August 1875) sammt seinen beiden Ochsen vom Blitze getödtet wurde, an der Unglücksstätte errichtet. <i>Anmerkung:</i> Dem Anscheine nach sehr alt.

Figur	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	hergeleitet nach	Tradition und Anmerkungen
18 Kreuzstein	Links am Wege von <i>Messhals</i> (Bezirk Bischofteinitz) nach der Neumühle, 240 m von Messhals entfernt.	Höhe 0-60 Fußbreite 0-53 Dicke 0-15 Kreuzbalken breit 0-08 Durchmesser der beiden Räder 0-13	Granit.	N.	<i>Tradition:</i> Ein Fuhrmann hat unter den Rädern seines Wagens den Tod gefunden.
19 Kreuzstein	Ein Viertel des Weges links an der Strasse von <i>Pyostbor</i> nach <i>Tinechan</i> bei <i>Kladran</i> (Bezirk Mies).	Höhe 0-61 Fußbreite 0 46 Dicke 0-20 Kreuzbalken breit 0-06	Granit.	SO.	<i>Tradition:</i> Auf Grund einer Wehe ist hier ein Mann von dem Schlosse <i>Kopetzen</i> aus mit einem Pfeile erschossen worden.
20	Halben Weges an der Strasse zwischen <i>Brütz</i> und <i>Kopitz</i> .	Höhe 1-00 Breite 0-74 Armlänge 0-26 Armhöhe 0-27 Kopflöhe 0-28 Kopfbreite 0-34 Fußbreite 0-46 Dicke 0-22	Weicher Sandstein.	N.	<i>Tradition:</i> 1. Das Kreuz soll aus dem Jahre 1421 stammen. Als nämlich die Hussiten die Stadt <i>Brütz</i> belagerten und diese auch nach längerer Zeit nicht einnehmen konnten, waren sie gezwungen, den Rückzug anzutreten. Ihr Ziel war die Herrschaft <i>Kopitz</i> bei <i>Brütz</i> . Auf dem Wege dahin kam es zwischen ihnen und den Meissenern, die den <i>Brüxer</i> Bürgern zu Hilfe geeilt waren, zu einem blutigen Kampfe, in welchem von den Hussiten viele Tode am Platze blieben, die in ein Massengrab gebettet wurden. Bei diesem soll später dieses Kreuz errichtet worden sein. (Dem vorerwähnten [historisch beglaubigten] Siege dankt auch das alljährlich [anfangs August] in <i>Brütz</i> gefeierte <i>Maria Schnee-Fest</i> seine Entstehung.) 2. Eine zweite Version siehe bei den folgenden Steine 21. 3. Grenzstein zwischen zwei Kirchensprengeln. (Vergl. 15.)

Figur	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	beventet nicht	Tradition und Anmerkungen
21	An der Strasse von <i>Plan</i> nach <i>Weseritz</i> , circa 200m von dem sogenannten Pulverhäuschen bei <i>Plan</i> entfernt.	(Derzeit) hoch 1·05 Breite 1·22 Armlänge 0·40 Armhöhe 0·35 Kopfhöhe 0·40 Kopfbreite 0·40 Fussbreite 0·40 Dicke 0·20	Grobkörniger Granit.	W.	<p><i>Tradition</i>: Hier haben zwei eifersüchtige Mägdle einander mit ihren Arbeitssicheln getödtet. (Vergl. unter 15. Dasselbe Motiv finden wir als Errichtungsursache [von K. Albert] auch für ein altes Stein-Kreuz unweit des Bahnhofes von <i>Haslau</i> [Bezirk <i>Asch</i>] sowie als zweite Version bei den vorhergehenden Steinen 15 und 20 angegeben.)</p> <p><i>Anmerkung</i>: Auch der Untersatzstein ist sehr alt. 21 a. Ein ähnliches, dem Anscheine nach sehr altes, schon bis zu den Armen eingesunkenes Stein-Kreuz aus Granit, mit nur um Weniges geringeren Dimensionen, steht, nach Norden gekehrt, an der Aerarialstrasse von <i>Plan</i> nach <i>Tachau</i>, 80 m von der „Rothmühle“ entfernt. Die Säge erzählt, dass hier, als der Weg noch ein Hohlweg war, zwei junge Mägdle von einem mit Werg beladenen umgestürzten Wagen erschlagen worden seien.</p>
22	<i>Plan</i> (Schlossvorstadt, Fischhausgasse) gegen den Bahnhof, an eine (Land-) Mauer angelehnt. (Hier führte früher die alte Strasse von <i>Plan</i> nach <i>Haid</i> vorbei.)	Höhe 1·00 Ursprüngliche (wahrscheinliche) Breite 0·92 Armlänge 0·32 Armhöhe 0·27 Kopfhöhe 0·34 Kopfbreite 0·27 Fussbreite 0·30 Dicke 0·20	Granit.		<p><i>Tradition</i>: In einem der Jahre 1740—42, als die Franzosen <i>Plan</i> belagert hielten, soll ein französischer Capitain den Führer eines Munitionswagens niedergestochen haben, weil ihm jener nicht sofort ausgewichen ist. „Zur Strafe“ musste der Capitain dieses (recht sauber gearbeitete) Kreuz errichten lassen und ausserdem ohne Sattel, verkehrt auf dem Pferde sitzend, durch die Stadt reiten. (Thatsächlich fanden im ersten österreichischen Successionskriege hier starke Durchmärsche von französischen und bayerischen Truppen statt, welche die Einwohner wiederholt brandschatzten.)</p> <p><i>Anmerkung</i>: Ein (also auch mit 24) ganz gleich (mit abgeschrägten Kanten) gearbeitetes Kreuz, rechts daneben mit einer Zimmermannshacke, beides auf einer quadratischen Platte ausgeeinseit, finden wir als Kreuz-Stein in den „Mittheilungen der k. k. Centralcommission etc.“ vom Jahre 1893 (S. 78—79) unter der Notiz 33 abgebildet und beschrieben. Es steht bei <i>All-Steindorf</i>, an der Strasse nach <i>Pilgram</i> (im südöstlichen Böhmen) und trägt die Inschrift: „Anno (1)602 ist Neümon ahhier schendlich vnd bößlich in seinem eigene Hauß vmb sein leben komen. Geschen am tag Bommorum (Bororum?) den 31 Juorij Gott sey ihm genedig.“</p>

Figur	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	Gewichte nach	Tradition und Anmerkungen
23 Vorder- seite	An der Aerarialstrasse <i>Plan</i> -Kultenplan, knapp an der Galastralgrenze der beiden Gemeinden.	Höhe 0-97 Breite 0-62 Balken des Felder- teilungskreuzes breit 0-07 Kreisdurchmesser auf der Rückseite 0-42	Granit.	Vorderseite SW.	<i>Tradition</i> : Die Volksmeinung hierüber ist getheilt. Einige halten diesen Kreuz-Stein für einen Grenzstein (wohl wegen seiner heutigen Lage). Andere erzählen, dass hier ein „dalketer“ (täppischer, unboholterer, geistig nicht ganz normaler) Jude von einem Färbergehilfen erschlagen und beraubt worden sei. Im Sterben habe der Jude den (orakelhafte) Anspruch gethan: „Die Vögel werden Dich verrathen!“ (Siehe „Die Kraniche des Ibykus“.) Der Färber- gehilfe kam hierauf in ein Wirthshaus und verlangte etwas zum Essen, worauf ihm die Wirthin gebrochene Krammets- vögel (Wachholderdrossel) vorsezte. Beim Anschneiden er- wiesen sich diese im Innern noch blutig. Die Wirthin brachte andere Vögel. Auch diese waren trotz längeren Bratens noch nicht „gar“, ebenso ein drittes Paar. Mittlerweile kamen Gerichtspersonen und nahmen den Mörder fest. „Die Vögel hatten ihn verrathen.“
23 a Rückseite Kreuzstein				Rückseite NO.	<i>Anmerkung</i> : Die am oberen Rande der Vorderseite befindliche Inschrift ist unleserlich, die im linken, oberen Felde ausgemesselten (gekreuzten) Pfeile sind hingegen noch deutlich zu erkennen, die Darstellungen in den übrigen Feldern jedoch nicht mehr zu entziffern. Viel- leicht sind es Uebersreste von Wappendarstellungen. (Ver- gleiche hierzu die Einleitung zu dieser Zusammenstellung.)
24	Auf einem Feldraine der „Eiland“-Flur in der Nähe des Kreuzberges bei <i>Plan</i> . (Vergleiche oben unter 22.)	Dreizeilige Höhe 0-76 Armhöhe 0-21 Kopfbreite 0-21 Fussbreite 0-21 Die übrigen Dimensionen sind wegen starker Be- schädigung des Kreuzes nicht mehr zuverlässig zu constatiren.	Granit.	W.	<i>Tradition</i> : Hier soll ein herrschaftlicher Schaffer sein Söhnlein im Zorn mit der Reith, d. i. der Stock, den die Ackerleute zum Reinigen (besonders) der (altartigen) Pflugschare benutzen, erschlagen haben, weil der Knabe das (vorgesprannte) Vieh nicht nach dem Wunsche des Vaters antrieb. <i>Anmerkung</i> : Material und Arbeit sind dieselben wie bei Kreuz 22.

Figur	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	Geändert nach	Tradition und Anmerkungen
25 Marter- säule	Nördlich von <i>Falkenau</i> a. E., an einem Wege rechts von der Strasse nach Zwodau, 160 m jenseits der Eisenbahnlinie.	<p>Höhe 2 80</p> <p>Die übrigen Dimensionen dieser schön gearbeiteten Martersäule sind aus der Darstellung zu entnehmen. Diese enthält einen Aufriß der Vorder- (gegen Südwesten gerichteten) Seite in fünf- undzwanzigfacher Verkleinerung sowie (zur Unterstützung des Vorbauflügel) eine beiläufige (parallel) perspektivische Ansicht der gegen Südosten gerichteten Seite.</p>	Granit.	SW.	<p><i>Tradition:</i> Die Sage erzählt, dass hier Neujahrssänger (-Wünscher) aus Falkenau und Zwodau zusammenstießen und aus Neid einer aus Zwodau von den Falkenauern erschlagen worden sei. (Vergl. auch 3. und 14.)</p> <p><i>Anmerkung:</i> Diese aus <i>jüngerer</i> Zeit stammende Martersäule wurde hier gleichwohl wegen der sich daran knüpfenden, auch bei mehreren unserer <i>alten</i> Stein-Kreuze auftretenden Sage (von getödteten Neujahrssängern) mit aufgeführt.</p>
26	An der Bezirksstrasse Leskau-Plan, zwischen <i>Leskau</i> und Hohen-Jamny.	<p>Höhe 1-02 Breite 0-62 Armlänge 0-20 Armhöhe 0-21 Kopfhöhe 0-23 Kopfbreite 0-22 Fussbreite 0-26 Dicke 0-24</p>	Granit.	O.	<p><i>Anmerkung:</i> Links und rechts daneben stehen noch zwei Steine, nicht in Kreuzesform, die ebensolche quadratische Vertiefungen eingemeißelt enthalten, wie dieser Stein. Hinter diesen drei alten Steinen steht ein neueres eisernes Kreuz.</p>

Figur	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	Gewaltete nach	Tradition und Anmerkungen
27	An der Fortsetzung der Bezirksstrasse Plan-Leskan-(Weseritz) zwischen <i>Leskan</i> und Böhmisch-Domaschlag	Höhe 1.00 Breite 0.48 Armlänge 0.15 Armhöhe 0.17 Kopfhöhe 0.17 Kopfbreite 0.18 Fußbreite 0.24 Dicke 0.23 Kreis-(Rad-)Durchmesser 0.18	Grober Sandstein.	O.	<i>Tradition:</i> Man vermutet ein Fuhrmannsunglück. In das im Kreuzkopfe befindliche (in der Figur durch punktierte Linien angedeutete), circa 8 cm tiefe Loch, das vielleicht zur Aufnahme eines eisernen Kreuzes bestimmt gewesen war oder dem in der Einleitung näher beschriebenen Zwecke geübt haben mochte, soll jeder Vorübergehende, namentlich aber vorbeikommende Fuhrleute, um sich vor Unglück zu schützen, ein Steinchen werfen. (Eine solche Öffnung findet sich auch im Kopfe von Kreuz 8.)
28	An der bei 27 genannten Bezirksstrasse, zwischen <i>Weseritz</i> und Kokaschitz, links, mitten im Felde.	Höhe 0.80 Breite 0.54 Armlänge 0.17 Armhöhe 0.18 Kopfhöhe 0.21 Kopfbreite 0.20 Fußbreite 0.27 Dicke 0.25	Granit.	W.	<i>Tradition:</i> Der nächstgelegene Ackerboden muss in jedem Frühjahr mit einem Spaten umgestochen werden, damit auf dem (ganzen) Felde etwas wächst. <i>Anmerkung:</i> Sehr stark verwittert, macht den Eindruck hohen Alters.

Figur	Standort	Dimensionen in Metern	Gesteinsart	Gezeichnet nach	Tradition und Anmerkungen
29	Links an dem Fahrwege von <i>Pollinken</i> nach Geischowitz (beide Dörfer im Bezirk Tepl), ca. 2 km von der Reichsstrasse Pilsen-Theusing-Karlsbad entfernt.	Höhe 0·90 Breite 0·82 Armlänge 0·26 Armhöhe 0·30 Kopfhöhe 0·25 Kopfbreite 0·30 Fussbreite 0·30 Dicke 0·20 Kreisdurchmesser 0·41	Sandstein	O.	<p><i>Tradition:</i> Hier soll ein Mann überfahren worden sein.</p> <p><i>Anmerkung:</i> 29a. Am unteren Ende des Dorfes <i>Geischowitz</i> steht auf 30 cm hohem kreisrunden Sandsteinsockel von 80 cm Durchmesser eine einfache, 15 cm dicke und 2 m hohe, runde Säule, die zum Andenken an hier im Schwedenkriege gefallene Soldaten errichtet worden sein soll. Bei der Ausbesserung eines vorbeiführenden Weges wurden auch tatsächlich einzelne Menschenknochen wie ganze Skelette und Hufeisen gefunden.</p> <p>29 b. Bei dem in der Nähe befindlichen Dorfe <i>Giřsch</i> steht eine schöne, von der dortigen Bevölkerung das „lange Kreuz“ genannte, 3·5 m hohe Märsäule aus demselben Sandstein wie unser Kreuz 29, mit einem oben aufgesetzten 30 cm hohen eisernen „Kreuz“ und der in hier stehender Anordnung gegebenen Inschrift:</p> <div data-bbox="648 666 837 828" style="border: 1px solid black; padding: 5px; margin: 10px auto; width: fit-content;"> <p style="text-align: center;">1703. P. I. I. L. P.</p> </div> <p>Ueber die Entstehung dieser Säule berichtet die Sage: Ein Kind (aus <i>Giřsch</i>) ward am heiligen Abend von seinen Eltern vor die Hausthüre gestellt, um es zu schrecken. Als die Eltern „nach einer Weile“ wieder nach dem Kinde sahen, war es nicht mehr hier. Dagegen fanden sie nach langem Suchen die Kleider desselben an dem Fahrwege nach dem Dorfe <i>Pollinken</i>. Das Kind aber war im Uebrigen spurlos verschwunden. An der Stelle, wo die Kleider lagen, liessen die betriibten Eltern diese Märsäule errichten. (In hiesiger Gegend ist es noch heute Brauch, dass sich am heiligen Abend Jemand (als Zemper, Knecht Ruprecht) verkleidet, von Haus zu Haus geht, an die (Stuben-)Thüren klopft und nach den Kleinen fragt, ob sie gefastet, gebetet und wie sie sich sonst das Jahr über verhalten hätten.</p>

Volks-Hirtenlieder aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Dr. Michael Urban, Plan.

Es war eine uralte, fast im ganzen westlichen und nordwestlichen Böhmen verbreitete volksthümliche deutsche Sitte, die selbst bis in die jüngste Zeit heraufreicht, dass einige Wochen vor der geheiligten Weihnacht, um den richtigen Volksausdruck zu gebrauchen, „*das Christkindl herumgetragen und eingesungen wurde*“. Diejenigen, die dieses thaten, waren zumeist arme Leute, die hiefür kleine Geschenke an Geld und Lebensmitteln erhielten. Einer von den Sängern (Sängerinnen) trug das »Christkindl«, nämlich eine zierliche und geputzte Puppe in einem Wieglein oder in einem mit bunten Bändern geschmückten Körbchen, und während dieser (diese) mit dem »Christkindl« in die Wohnstube trat, um das schöne »Jesulein« den Inwohnern des Hauses zum Kusse zu reichen und das Geschenk in Empfang zu nehmen, sangen die Anderen in der Hausflur, zumeist von einer Clarinette, Geige und einem Dudelsack begleitet, einzelne Lieder, welche die Botschaft des Engels, die Huldigung der Hirten im Stalle zu Bethlehem oder die Freude über die Geburt Christi in der Volksmundart, aber auch in der Schriftsprache zum Inhalt haben. Diese »Christkindl-Schlummerliedeln« (»Wöign-G'sangla«) wurden auch als gesonderter Theil vom Chor der Kirchen herab während der Christmette zum Vortrage gebracht und gar häufig von den Andächtigen in der Kirche mitgesungen. Es ist mir durch jahrelange Bemühungen gelungen, einige von diesen »Hirtenliedern« (Christkindlliedern) zu sammeln, und da diese Lieder echte Volkslieder sind, daher für den wahren Freund des deutschen Volksgesanges und des deutschen Volksthum im Allgemeinen einen hohen Werth haben, so will ich sie hier mittheilen und bemerke nur noch, dass Nr. I hievon vollständig in der Egerländer Mundart (nordgauischer Dialect) gesungen wurde und dass seine erste Strophe in der von dem verstorbenen Bürgerschullehrer Johann *Forster* in Wien componirten »Egerländer Lieder-Quadrille« enthalten ist, daher noch vom Volksmunde gesungen wird. Die anderen »Hirtenlieder« und das zum Schluss angefügte »Floriani-Lied« bewahren den Volkston, allein in ihnen wechselt hie und da die Mundart mit der Schriftsprache ab, was ja bekanntlich überhaupt in gar vielen Volksliedern vorzukommen pfllegt und ihrem Werthe keinerlei Abbruch thut.*)

*) Das lateinische „a“ im Dialectdruck wird, wie zwischen a und o gelegen, also als dumpfes a, die in der Klamme stehenden Buchstaben dagegen werden nasalit gesprochen. Die *Planer Abart* von der *Egerländer* Mundart des nordgauischen (osifränkischen) Dialects besteht vorzüglich darin, dass der *Planer*, wenn dem r-Laute ein e oder o (auch ö) vorausgeht, diese Vocale wie a spricht; so z. B. Korb = Kar; Bergh = Barch; Scherbm = Scharbm, Herz = Harz u. a.

I.

Kummts Bröida, schauts no hea (r),
 Was is 'enn dös fua ra Löicht?
 I glab, 's gäiht da Tô (Togh, Tag) scho af,
 U lio nu niat lang g'höit't;
 's mou (muss) 'vos neu's ogeban (abgeben, geschehen).
 I ho ja in mein Leban
 Kain gräiszan Glanz niat g'seah,
 Künnt allwal (immer mehr) gnäichta (näher) hea.
 Blaus Matz (Blas' Mathias), Matz blaus —
 Blaus an Dudelsock af!
 Blaus 'n af, blaus 'n af —
 U lau'n (und lass ihn) wacka brumma,
 Da Steffl (Stephan) und da Christl (Christian) —
 Wäa(r)n naucha kumma.

Wos redts 'enn hea(r), Du olwriga Lapp:
 Wülst wul van Vöich furtgäih(n),
 Dös Löicht haust Du niat reat (recht) batracht,
 Siahst niat an Engl stäih(n)!
 's thout 'vos recht schäi(n) singa,
 Diaz möita's (Ihr müsst es) häian klinga;
 In mi (mich) künnt schöi'ra (schier eine, beinahe eine) Forcht,
 Kummts Bröida, wölln (wollen) ma (mir) furt!
 Blaus Matz u. s. w.

Bröida, mia is niat reat wul,
 Mächt löiwa glei furt gäih(n),
 I siah an ganzn Himml vul
 Engl und Löichtla stäih(n).
 I ho 's a g'nau vanumma,
 's Gloria hobm si g'sunga.
 I mou va Forcht vagäih(n),
 Wenn i mou bleibm stäih(n)!
 Blaus Matz u. s. w.

Blei dau, sa niat vazagt,
 's kost't Diar ja 's Lebm niat;
 Hurch oa(n), wos uns dea Engl saggt,
 Wöi 's z' Bethlahemm assiaht.
 Ea saggt uns oa(n) a Kindl,
 In Stol (Stall) dau wäa(r)n ma 's finna,
 's schöll (soll) gaua ra Kōni sa(n).
 Hilft uns in Himml dra(n) (drein)!
 Blaus Matz u. s. w.

Hansl, hurch döi Buatschaft (Botschaft) oa(n),
 Wos uns dear Engl bringt,
 Gäih leg' no (nur) Da(n) gräins (grünes) Kolla oa(n),
 U Klarane'n nimm mit.
 Da Matz — dear blast ins Hoa(r)n,
 Dass 's di Anan glei dafoa(r)n,
 Dass all laffan tol und vol —
 Hi(n) af Bethlahem in Stol.
 Blaus Matz u. s. w.

Halt Da(n) Mal, Du olwriga Narr,
 Wüa(r)st Du (doch) niat sua furtgäih(n),
 Laff haim u wekk an Steffl af,
 An G'hannas (Johann d. T.) lau mitgäih(n);
 Mi möin (Wir müssen) aa (auch) af dös denkn,
 Dean Kinnla eppas (einiges) z'schenkn.
 Hauts 'enn niat all' a Fraid,
 Dass ma(n) hobm dalebt dōi Zeit.
 Blaus Matz u. s. w.

Ja — ja, Matz! Du haust recht,
 Af dös häit (Auf das hätte) i niat denkt,
 Wann i's niat ghäiat häit va Dia(r),
 Waa ri (wär' ich) g'wies sua furtg'rennt,
 A Kitzl u a Lamml,
 Mülch u a klains Pfannl,
 U a Kisl (Diminutiv von Kissen) aa dazou!
 Blaus Matz u. s. w.

's thout uns grausza Äia oa(n) —
 Dös Wunnkinnl heint,
 Wal 's an Engl schickt voa(r) oa(n)
 U haut uns g'macht a Fraid.
 Wenn 's G'schenk mia thoun hi(n)bringa,
 Dau wölln (wollen) ma knōia (knien) und singa:
 Schlauf, schlauf, schlauf no ein,
 Du herzis, schännas Kindelein!
 Blaus Matz u. s. w.

II.

Hansl.

Holla! Holla! Holla!

Jackl.

Wer da?

Hansl.

Bruder Jackl, lass Dich erbitten,
 Steh' auf, lass mich in Deine Hütten,
 Ich hab' ein Wunderding geseh'n
 Und möcht' vor Furcht schier vergeh'n.

Jackl.

O, was ist denn das für ein Lümm'l,
 Der da drauss' mit solch Getümm'l
 Mich jetzt von meinem Schlaf erweckt
 Und mich mit Ungestüm erschreckt.

Hansl.

O zürne nicht, ich bin Dein Schwager,
 Steh' hurtig auf von Deinem Lager,
 Lass mich hinein, ich will Dir sagen,
 Was sich mit mir hat zugetragen.

Jackl.

Bist Du es, Hans, es ist ja offen,
 Hab' ich was Neu's von Dir zu hoffen,
 So komm' herein und sage mir,
 Was Wunderlich's begegnet Dir.

Hansl.

Ein Eng'l kam zu mir und weckte
 Vom Schläfe mich, und ich erschreckte,
 Als ich ihn nun vor mir da
 In vollem Glanze stehen sah.

Jackl.

Ei, Hans, was sagst Du mir für Sachen,
 Ich möcht' ja schier darüber lachen,
 Red' fort, ich höre fleissig auf,
 Erzähl' mir endlich den Verlauf.

Hansl.

Er sagt' mir, dass jetzt geboren
 Zu Bethlehem ganz auserkoren
 Der Messias, wir sollen gehen
 Dies göttlich Kindlein anzusehen.

Jackl.

Ei, Schwager Hans, wenn das geschehen,
 So wollen wir gleich dahin gehen,
 Und es als unsern Gott verehr'n,
 Es wird uns auch 'was Schön's bescher'n.

III.

Gloria, gloria, gloria, gloria!
 Ihr Hirten wachet auf,
 Der Heiland ist geboren,
 Von Maria auserkoren,
 Nur auf, nur auf zum Stall,
 Ihr Hirten eilet all!
 Wos Traums (etwas Geträumtes, im Traume) i häian thou,
 Ei, Hons-Kaschpa, hurch no zou:
 I ho ma(n) laua sogn,
 Va Eng'ln füagetrogn,
 Da Haland is gebor'n
 U Maria aserkor'n,
 Ein Kindlein der Jungfrauen,
 Holdselig anzuschauen,
 Hier liegt es auf dem Stroh,
 Die Engeln selbst sind froh.
 Gloria, Gloria, gloria, gloria!
 Ihr Hirten seid's schon da,
 Ein Kindlein anzuschau'n;
 Nun fasset das Vertrau'n,
 Es macht die Menschen froh,
 Hier liegt es auf dem Stroh.
 Der Engel schönste Chör',
 Die geben Gott die Ehr',
 Das Gloria abzusingen,
 Frieden sie uns bringen.
 Dös Wunna recht za seah,
 Kumm, Gürgh-Matz (Georg-Mathias), gäh, kumm hea;
 Dös schäina Kind in Stall,
 Verehr'n thoun si's all.
 U zan Angedenk'n —
 Wül ich ihm a Lamml schenk'n.

Gloria, gloria, gloria, gloria!
 Er heisst Emanuel!
 Wer soll sich nicht erfreuen,
 Das Kindlein benedeien
 Und lieben in der Seel' —
 Den kleinen Emanuel.
 Der fromme Zimmermann,
 Joseph vom Davidsstamm,
 Aus Liebe und vor Freuden
 Die Windlein hilft bereiten.
 Im Fleisch der Jungfrau rein
 Will Gott geboren sein.
 Es braucht nicht viel zu fragen,
 Johannes wird es sagen:
 Da liegt das schönste Kind,
 So nimmt hinweg die Sünd!

Gloria, gloria, gloria, gloria!
 Nun könnt ihr fröhlich sein,
 Die Vöglein in den Hecken
 Ihr Hälslein weit ausstrecken
 Und singen schön und fein:
 Nun schlafe, Jesulein!
 Na(n), Gürg-Seff (Georg-Joseph) mach Di af,
 U blaus reat wacka draf,
 Den Haland wölln ma(n) singa,
 Lau d' Sait'n no reat klinga,
 Dats (dass ihr) hauts a Luab davo(a),
 Fangts no reat lusti oa(n):
 Messias ist geboren,
 Sonst wären wir verloren,
 Von einer Jungfrau rein,
 Das schönste Jesulein!

IV.

Freut Euch, Ihr Jüden all
 Und lauft zu diesem Stall,
 Springt hurtig über d' Zäun',
 Hüpfet, schavet alle hinein;
 Ich bring Euch gute Post,
 Es ist zu Eu'rem Trost.
 Kommt, seht ein hübsch und fein's
 Holdselig's Knäbelein!
 Hier liegt es auf dem Stroh.
 Ei, sein die Juden so froh!
 Ich glaub', es wird wahrhaftig
 Der wahre Messias sein.

So ist dann uns beschert,
 Was schon so lang begehrt
 Abraham und Isaak,
 Jakob und die ganze Gemein!
 Er heisst Emanuel,
 Freu' Dich, o Israel! — —
 Er isst gern Butter und Hönig,
 Er wird a (ein) Judenkönig.

Ich geb' die beste Kuh
 Und a (auch) nu (noch) 's Kalb dazu,
 Wenn ich nur könnt' af (auf) sein
 Munde geben ein winzig's Busselein.

V.

Wach auf, wach auf,
 Wach, Nachtigall, wach auf!
 Wach auf, du schönes Vögelein
 Auf deinem grünen Zweigelein,
 Sing' hurtig ohn' Vergunst
 Dem Kindelein auserkoren,
 Jetzt geboren, halb erfroren,
 Sing, sing, sing,
 Sing dem zarten Jesulein!

Flieg her, Flieg her
 Zum Krippelein, flieg her,
 Du gefiederts Schwesterlein,
 Blas' an Dein braunes Pfalterlein,
 Streck' hin Dein Häselein
 Zum Kindelein,
 Musicire, collerire, jubilire,
 Sing, sing, sing,
 Sing dem süssen Jesulein!

Stimm' ein, stimm' ein,
 Nachtigall, stimm' ein,
 Den Tact gib mit den Flügelein,
 Schwing freudig auf die Federlein,
 Sing, Nachtigall, gar fein;
 Der Schöpfer dein,
 Mensch will werden, kommt auf Erden,
 Sing, sing, sing,
 Sing dem schönen Jesulein!

VI.

Hetscho-o-popei-o! schlafe, liebes Kindelein
 Im dunklen Stall und kalten Krippelein;
 Schau uns an, wir singen Dir
 Eins zur Ruh' aus Liebsbegier,
 Drum so schlafe und ruhe condent,
 Gib uns allen ein seliges End'!
 Hetscho-o-popei-o! Kindelein schlaf' wohl,
 Deinen Schlaf ja nichts 'stören soll. Amen.

VII.

Grüss Dich Gott, Du trautes, liebes Jesulein,
 Allerschönstes, herziges Kindelein!
 Schau, wir armen Hirten kommen zu Dir herein,
 Ach, lass uns als Deine Diener befohlen sein!
 Wir opfern uns Dich auf,
 Nimm uns in Frieden auf,
 Wir singen Dir ohn' Scheu ein lustigs, fröhlichs: Hetscho-Heio-Popeio-o!

VIII.

Auf, auf, auf! Ihr Hirten, lasst Euch sagen,
 Was sich hat zugetragen!
 Auf, auf, auf! zu Betlehem unweit der Stadt
 Eine Jungfrau geboren hat den allerhöchsten Gott,
 Der die Welt erlöst aus aller Noth;
 Drum eilet, nicht weilst,
 Geht, ja besuchet Euren Gott!

IX.

Gotts-Tausend, liebe Brüder, hört a wunnaschäins Gsangl,
 Ich hab' jetzt in der Luft gehört von ein Engel,
 Es sei der Messias ankommen,
 Die Menschheit an sich hat genommen.
 So lasset uns denn gehen,
 Damit wir es doch sehen,
 Ob dieses sei geschehen!

Ja — Brüder, ich glaub's gern,
 Weil ich ersah ein Stern,
 So wollen wir hingehen
 Und es demüthig grüssen,
 Sein Mund und trauten Patschla ganz andächtig küssen,
 Und wollen mit Pfeifen, Geigen und Schalmeyen
 Das liebe Kind erfreuen.

X.

Schlaf, o himmlisch Kind, in Frost und Kälte,
 Bei saussendem, brausendem, tobendem Wind,
 Vergiss der Leiden,
 Erquick Dich mit Freuden,
 Nicht weine, nicht traure, englischschön's Kind!

Auf! Ihr Hirten g'schwind, dem Kindlein zusingt.
 Pfeifet und geiget fein lieblich zur Ruh',
 Bei schimmernden Himmel
 Schweig alles Getümmel,
 O Herzlein, o Schätzlein, thu d'Aeuglein zu!

Wacht, Ihr Engelein, mein Jesus schläft ein,
 Alles, was lebet, anjetzo sei still,
 Die Sonn' nicht geh' auf,
 Bis 's Christkindlein steht auf,
 Des Himmels Strahl ja verdunklen sie thut.

XI.

Auf, Brüder, auf, nur auf der ganze Hauf,
 Es muss was Neu's ogeben,
 Betracht das G'stirn nur eben!
 Auf, Brüder, Hirten, Schäfer auf!
 Lauft eilends nach dem hellen Schein,
 Der süssen Stimm' der Engelein,
 Nach Betlehem es zielet,
 Mein G'müth es wahrlich fühlet.
 Lauft, Brüder, lauft zum Stall hinein!

Lauft, Brüder, lauft eilends, nicht verschnauft!
 Lasst Euch nicht mehr bethören,
 Was Neues werd't Ihr hören!
 Lauft, Brüder, Hirten, Schäfer lauft!
 Glaubt alles wohl wird treffen ein,
 Mein' Meinung wird nicht unrecht sein,
 Ich hab' einmal geschworen,
 Gott muss uns sein geboren.
 Lauft, Brüder, lauft zum Kindelein!

Traut Bruderschaft! ei hab' ich's nicht gesagt,
 Dass ihr nach dem Verkünden,
 Was Neues werd't Ihr finden!
 Traut Hirten, Schäfer, Bruderschaft,
 Ihr müsst ja ganz erschrocken sein,
 Dass Euch gezittert Mark und Pein,
 Als seh' ich um mich dunkelt,
 Dass all's wie Gold gefunkelt.
 O gold'ner, schöner König fein!

XII.

's Sct. Florian-Lied. *)

Floriane, wir Dich grüssen,
 Dich, o Zierd der Martyrer:
 Lass uns Deine Fürbitt g'niessen,
 Unsr'e Bitte uns gewähr'!
 Dich verehren wir anmüthig,
 Uns bewahr vor Feuersbrand,
 Lösch und dämpfe stark und gütig,
 Wenn die Flamm' nimmt überhand!

Wenn stark's Blitzen, grosses G'witter
 Scharfe Feuerspfeil wirft ab,
 Du zernichtest es, o Ritter,
 Und bringst milde Regensgab.
 Ohne Schaden werden wüthen
 Wind und Flammen, Flamm' im Wind,
 Wenn Du willst ein Haus behüten,
 Frei ist's ganze Hausgesind.

*) Der heilige Florian ist im westlichen Deutschböhmen als Feuerspatron ein hochgeehrter Heiliger. Ganz besonders tritt diese hohe Verehrung, in Lied und Wort, am 4. Mai jedes Jahres zutage. Vormittags findet in den Pfarrkirchen ein feierliches Hochamt statt, wobei unisono obiges Lied, ein wahres Volkslied, gesungen wird. Doch ist der heilige Florian auch vor dem Volkswitz nicht gefeit; so wird um Plan allgemein folgender „Vierzeiler“ (kurzes Stückl) gesungen:

O haligha Floriani,
 Du Faiaspatroa(n),
 Lau ma ma(n) Häusl,
 Zündt a anas dafüa oa(n).

Kein Gewalt soll uns erschrecken,
 Wo Dein Macht zugegen ist,
 Keine Flamm' kann sich ausstrecken,
 Wo Florian Du — Retter bist.
 Stall und Scheuern, Schaf und Rinder
 Was vom Feld, was unterm Dach,
 Alle frommen Menschenkinder
 Sei'n bewahrt vor Donnersrach'.

So sei denn, o treuer Hüter,
 Von uns dankbar stets geehrt!
 Haus und Hof und alle Güter
 Kannst erhalten unversehrt.
 Wenn abfliegt vom Wettersbogen —
 Donnerpfeil und Feuerg'schoss,
 Wo Dein starker Schild zugegen,
 Sind wir der Gefahren los.

Gott, der Mensch für uns geworden,
 Soll erklingen dieser Ton,
 Der zum Helfer Dich erkoren,
 Uns allhier und dort verschon'!
 Sanct Florian woll' uns bewahren
 Auch vom Brand der Sinnlichkeit,
 Vor der Sünd' und dem Verbrechen,
 Von der Höll' in Ewigkeit!

Die Deutschen in Böhmen sind ein sangesfrohes, ihre Heimat und Muttersprache heissliebendes Volk, weshalb sie auch ihr ureigenes Lied, das Volkslied, hegen und bewahren. Sie besitzen einen reichen und werthvollen Schatz jeder Art des Volksliedes. Wir wollen ihn treu hüten.

II. Kleine Mittheilungen.

Lied beim Pilotenschlagen.*)

Mitgetheilt von Franz Paul Piger, Iglau.

Eine besondere Beschäftigung der Zimmerleute ist das Pilotenschlagen (Bürstenschlagen).**) Das tactmässige Aufziehen und Fallenlassen des Schlägels (Huierer)***) reizt zum Singen. Ein tactfester Vorsänger, der hoch oben die „Nadel“, die durch den Schlägel läuft, zu lenken hat, ist eine gesuchte Persönlichkeit, da er während der ganzen Arbeit singen muss und dazu einer kräftigen Stimme und ausreichender Liederkenntniss bedarf. Häufig wird bloss tactmässig halbsingend gezählt, nicht selten aber werden auch Lieder

*) Man vergleiche dazu die Literatur bei *Karl Bücher*, Arbeit und Rhythmus, S. 160 ff.)

***) Der schriftdeutsche Ausdruck ist Rostschlagen. Bei Bürste ist wohl auch an „sich bersten“ = sich aufrichten zu denken. Uebrigens hat der Rost beim Brückenschlagen ja auch ein bürstenartiges Aussehen, solange die horizontalen Balken fehlen.

****) Hängt wohl mit Hauen zusammen. Ist der Schlägel klein, so heisst er auch Katze, was eigentlich Fangball bedeutet. Weigand, Deutsches Wörterbuch s. v. Katzball. Ketzler heisst hier auch das Weberschiffchen.

gesungen. Bei dem ersten Worte einer Zeile wird der Schlägel von Allen gleichzeitig gehoben, beim letzten fallen gelassen, wodurch nach jeder Verszeile eine Pause eintritt. Die ganze in 25 bis 30 Tacte getheilte Arbeit heisst „Hitz“. Nach der Hitz tritt eine längere Ruhepause ein. Es werden zwar von den Vorsängern alle möglichen Lieder, so auch Studentenlieder, gesungen, um das Tacthalten bei der Arbeit zu erleichtern, das originellste ist aber jedenfalls das, welches den Pilot selbst zum Gegenstande hat. Es ist meines Wissens wenigstens in Böhmen, Mähren und Ungarn, vielleicht auch noch weiter, bekannt. Des „Knaben Wunderhorn“ bringt kein ähnliches Lied.

Es lautet:

Einmal auf,	Noch ans dazua,
Zweimal auf,	Ist no nit gnua,
Dreimal auf,	Noch ans zu dem,
Viermal auf,	Das Ding geht schön.
 	Jetzt wollen wir ihn frag'n,
Pilot geht gut.	Was er noch will hab'n.
Hat an eiser'n Hut,*)	Was will er hab'n?
Tannen**) Kern,	Fester aufschlag'n.
Zieht recht gern.	
 	Er muss hinein
Geht tief hinein	In Sand und Stein,
In Sand und Stein,	Hat sein Verbleib'n
Kaisersland,	Im Wasser drein.
Fürstenthum.	
 	Höher in d'Höh'!
Zieht auf umadam,	Herab fällt er eh;
Umadam auf!	Hochauf und fasst,
	Lasst aus und rast!.***)

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Kaiser Franz Josef-Museum in Troppau. Wie die anderen Landesmuseen veröffentlicht auch dieses junge, kräftig aufstrebende Landesinstitut soeben den Bericht für das abgelaufene Jahr 1898. Unter der energischen und sachkundigen Leitung des Herrn Directors *Dr. Edmund Braun* arbeitet man hier besonders an der Schaffung einer volkskundlichen Abtheilung, für welche im Jahre 1898 eine Reihe werthvoller Erwerbungen vorgenommen wurde. S. 18 ist ein Verzeichniss derselben zum Abdruck gebracht und auf zwei Tafeln sind einige der interessantesten Stücke zur Abbildung gebracht, so ein schlesischer Taufpf aus dem 18. Jahrhundert (Ende), sowie eine Rocococommode aus Jägerndorf. Es wurden bei diesen Ankäufen zunächst die keramischen Erzeugnisse berücksichtigt, weil dieselben der Gefahr des Verlustes am meisten ausgesetzt erscheinen und weil sie seinerzeit in Schlesien offenbar in grosser Menge angefertigt wurden. Es ist eine sehr dankenswerthe Absicht des Curatoriums, diese Sammlung weiter auszugestalten, wobei man zunächst an die Ausstattung eines, später mehrerer altschlesischer Bauernhausinterieurs gehen will. Erwähnenswerth ist auch, dass in der Ausstellung der „Wiener Mode“, welche vom 25. Februar bis 5. Mai im Museum veranstaltet wurde, zahlreiche

*) Ring aus Eisen, damit er nicht splittert.

**) Aus Tannenholz.

***) Man beachte den wechselnden Rhythmus der vierzeiligen Strophen. Die fünfte Strophe, welche das Lied in zwei Theile theilt, hat bloss zwei Zeilen, das ganze Lied hat 30 Zeilen. Es wird also der Schlägel dreissigmal gehoben und fallen gelassen, die „Hitze“ besteht aus 30 Tacten.

Bauernstickereien aus der Hanna, Slowakei und Wallachei sowie aus Dalmatien, Croatien und der Bukowina vertreten waren und als werthvolle Vorbilder viel bewundert wurden. Möge die rührige Leitung des Museums ihr Augenmerk auch den schlesischen Hausindustrien zuwenden, welche leider durch die Ungunst der wirthschaftlichen Lage immer grössere Einschränkung erfährt und in ihrer ganzen Existenz bedroht scheint. Gerade auf diesem Gebiete wird sie noch in elfter Stunde werthvolle Kunde ansammeln können.

Museum Francisco-Carolinum in Linz. Vor kurzer Zeit ist der 57. Jahresbericht des Linzer Landesmuseums erschienen, welcher die Thätigkeit dieses Museums in der Zeit vom 1. April 1898 bis Anfang April 1899 schildert. Ein reicher Sammlungszuwachs ist der kunstgeschichtlichen Abtheilung durch das reiche Legat eines vornehmen Kunstfreundes, Grafen Emanuel Ludolf, geworden. Die volkskundlichen Sammlungen erfuhren mancherlei hübsche Vermehrung. S. 51 ist mancherlei Keramisches, S. 60 sind mehrere ländliche Trachtenstücke, S. 619 volkskundliche Gegenstände ausgewiesen. Eine Specialausstellung von alten Spielkarten hatte mehrere einschlägige Geschenke an das Museum zur erwünschten Folge. Das Museum wurde von 11.666 Personen besucht. Schulen haben zu corporativer Besichtigung jederzeit freien Zutritt.

Teplitzer Museums-Gesellschaft. In der Generalversammlung dieser Gesellschaft vom 6. Mai d. J. erstattete der Museumsvorsteher Herr *Reginald Czermak* einen Thätigkeitsbericht über das abgelaufene Jahr, der ein gutes Bild von der erfreulichen Entwicklung gibt, welche das *Teplitzer Localmuseum* dank dem eifrigen Zusammenwirken der berufenen Factoren fortwährend nimmt. Am 2. December 1897 eröffnet, wurde das Museum im verflossenen Jahre von 1060 Personen besucht. Sein Besitz beträgt in der *urgeschichtlichen Abtheilung* 11.935 Nummern, in der *historischen*, insbesondere auf die Stadtgeschichte von Teplitz bezüglichen Abtheilung 986 Nummern, an *Kunstgewerblichen Objecten* erscheinen circa 900 Nummern katalogisirt, das *Archiv* und die *Bücherei* verzeichnen circa 1200 Stücke, zum grossen Theil Handschriften aus dem städtischen Archiv von Niklasberg und von Klostergrab. Die Gesellschaft beschäftigt sich bereits mit dem Plan zur Errichtung *eines eigenen Museumsbaues*.

Volkstracht im Leitmeritzer Mittelgebirge. Mit Bezug auf diesen Aufsatz (V. Jahrgang dieser Zeitschrift, Seite 86—87), wo jene Trachtenstücke aufgezählt wurden, welche das Leitmeritzer Gewerbemuseum besitzt, kann ich heute berichten, dass diese Trachtenstücke aus derselben Gegend in letzterer Zeit eine werthvolle Ergänzung erhielten, nämlich:

1. Ein weisses dreieckiges Halstuch, besetzt mit Tüllspitzen, welche durch Handarbeit ausgenäht sind. (Alter 60 Jahre.)

2. Ein Mieder mit Ledereinfassung mit gelbseidener und Silberstickerei sowie mit Goldborten verziert, durchwegs mit Fischbein eingelegt und mit alter, selbsterzeugter Hausleinwand gefüttert. (Alter 50—60 Jahre.)

3. Ein blauseidener mit weissen Seidenrüschen und seidenen, weissen Schnüren verzierter Spenser. (70—80 Jahre alt)

4. Eine weisse Nachthaube von Piqué mit Spitzen besetzt. (60 Jahre.)

5. Ein Taufhäubchen mit Gold- und Silberstickerei auf blauer Seide, eingefasst mit Seidenspitzen. (Alter ungefähr 100 Jahre.)

6. Ein schwarzes Sammtmieder mit färbiger Seiden- und Goldstickerei. Auf der Brust mit Häfteln geschlossen, aussen verziert mit runden, weitgenähten Goldknöpfen, kreuzweis mit zwei Goldschnüren verbindbar. (60—70 Jahre.)

7. Ein braunseidenes dreieckiges Sammttüchel mit gelbseidenen Fransen, ausgestickt mit gelber Seide. (60 Jahre.)

8. Ein Barchenttuch, rothe Grundfarbe, verschiedenfarbig ornamentirt. Sehr häufig traf man dieses Muster bei Tibettücher vor noch etwa 30 Jahren an.

9. Ein rothes, weiss und grün carrirtes Harraskopftuch mit grosser farbiger Seidenstickerei am Zipfel und je einer Seidenblume in einzelnen Vierecken, roth gefranster Saum. (Alter mindestens 80 Jahre.)

10. Ein schwarzes Seidentuch mit Golddruck am Zipfel. (50 Jahre.)

11. Nebstdem eine alte Brille mit runden grossen Gläsern.

12. Ein grosser Haarschmuck von Messing.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

15. Bauernmöbel aus dem bayerischen Hochland. Aufgenommen und gezeichnet von *Franz Zell*, Architekt in München. Dreissig Tafeln mit Text. Folio. Frankfurt a. M. Verlag von Heinrich Keller. 1899.

Wiewohl diese schöne und werthvolle Publication in geographischer Beziehung über das Gebiet unserer Zeitschrift hinausreicht, ist sie doch in sachlicher Beziehung wegen der innigen und lebendigen Zusammenhänge unserer alpenländischen Bevölkerung und dem Volke des bayerischen Hochwaldes sowie wegen der weiten Verbreitung der dargestellten Art von Bauernkunst auch für uns von grosser Wichtigkeit. Vor Allem ist es ein Beispiel, dem nachzufolgen unsere Landesmuseen und das Museum für österreichische Volkskunde durch die Gewährung entsprechender Mittel in die Lage versetzt werden müssen, sollen sie ihre Aufgabe nach jeder Richtung hin und wirklich erfüllen.

In dem durch kräftige Entwicklung aller volksmässigen Lebens- und Culturäusserung ausgezeichneten bayerischen Hochland blühte bis in die letzten Jahrzehnte neben anderen kunstgewerblichen Fertigkeiten auch der Sinn und die Geschicklichkeit für die Herstellung eines eigenartigen, reichdecorirten Hausmobiliars. Die „Kistler“ (Tischler, Schreiner), in deren Händen dieser Zweig volksmässiger Arbeit und Kunst lag, mussten zugleich Maler sein; freilich ist die farbige Bemalung von Kasten, Truhe und Bettstelle vielfach die Aufgabe der Frauen und Töchter der Meister gewesen, ähnlich wie die Decoration von keramischen Erzeugnissen in der Werkstatt der alten „Krügler“ den Frauen der Familie oblag. (Siehe Katalog der Sammlungen des Museums für österreichische Volkskunde 1897, S. 10.) Als Materiale wurde immer Fichtenholz verwendet; in älterer Zeit wurden die Möbel, auch Thüren und Tafelungen natura gelassen und mit schwarzem Linienornament bemalt. (Eine Publication solcher älterer Decorationsformen ist uns in Aussicht gestellt.) Mit der farbenfreudigen Kunst des Rococo wurde auch die farbige Bemalung an Häusern wie an Hausrath sehr beliebt. Auch der Styl Louis XVI. drang ins Mobilar des Bauernhauses. Hauptsächlich handelt es sich um die Einrichtung des Prunkzimmers, der „schönen Stube“, des Schlafzimmers. Die angewendete Grundfarbe war in der Regel blau, selten grün. Auf diesem Grund wurde die eigentliche Decoration gemalt. Mit Recht hebt der verdienstvolle Verfasser unserer Publication die überaus grosse Verschiedenheit und die ungezwungene, naive Natürlichkeit in der Erfindung der Decoration hervor, welche so treu im Kreise der künstlerischen und der sittlich-religiösen Vorstellungen der bäuerlichen Welt verbleibt. „Die Farbe hat nicht den Zweck der Imitation einer besseren Holzart, sondern sie tritt lediglich als solche auf. Die bildliche Malerei erstreckt sich auf Blumen und Früchte der Heimat, welche in kräftigen Farben aufgetragen sind. Religiöse Bilder, Jesus und Maria, Heilige als Namenspatrone, Embleme der Religion, der Liebe und Treue, Jahreszahlen und Spruchbänder finden sich in der Regel. Ab und zu sind auch Landschaften, Gebäude, Kirchen, sogar Städtebilder angebracht oder es werden Scenen aus dem Alten und Neuen Testament dargestellt.“

Zumeist stammen diese bemalten Möbel aus Tölz („Tölzer Kästen“). Die Einleitung bringt sehr interessante Daten über die Tölzer Kistlerei und den Vertrieb dieser äusserst billigen Bauernmöbel, welcher zumeist auf Flössen auf die städtischen Märkte erfolgte.

Sehr beherzigenswerth und nicht nur für das in Rede stehende kunstgewerbliche Gebiet der Möbeltischlerei gültig, sind die Bemerkungen, mit welchen der Verfasser seine einleitenden Ausführungen beschliesst, in welchen er auf den vorbildlichen Werth der Volkskunst für unsere neuesten kunstgewerblichen Bestrebungen mit Nachdruck verweist.

Die Beschreibung der einzelnen vortrefflich ausgeführten Tafeln bringt in Kürze alles Wissenswerthe, soweit erreichbar, bei. Zu den Bemerkungen bezüglich Tafel 2, wo vom „slavischen Charakter der fremdartigen Bemalung“ die Rede ist, möchte ich mir einigen Zweifel erlauben. Im Museum für österreichische Volkskunde (s. Inv. 8346) befindet sich eine Himmelbettstatt ddo. 1741 aus *Vorarlberg* (Geschenk des Herrn Malers Carl Probst), welche eine sehr verwandte Decorationsweise zeigt.

Dr. M. Haberlandt.

16. Wahrzeichen Niederösterreichs. Eine Studie von *Dr. Anton Kerschbaumer*. Mit 60 Illustrationen. Wien 1899. Verlag von Heinrich Kirsch.

Der um die Heimatkunde Niederösterreichs vielverdiente Propst *Kerschbaumer* stellt in diesem Werkchen eine Reihe von Berichten über verschiedene historische Baulichkeiten, Curiosa und Ueberbleibsel älterer Geschichtszeiten zusammen, welche mehr minder als „Wahrzeichen“ für den Ort oder die Gegend ihres Vorkommens gelten. Der Begriff des Wahrzeichens ist ein volksthümlicher. Die Localgeschichte liefert nur in den seltensten Fällen die Anhaltspunkte dafür, warum gerade dieses oder jenes Bauwerk, diese oder jene Merkwürdigkeit in den Ruf eines „Wahrzeichens“ gelangte. Dieser Ruf ist etwas, das allmählig und anonym heranwächst und dann mit einem Male feststeht. Niemand weiss zu sagen, wieso? Handwerksburschen, reisende Händler, Fusswanderer, also zumeist alterthümliche Typen schaffen diese geographischen oder touristischen Symbole, und je mehr irgend ein Ding von Sage und Chronik mit allerlei Mären umspinnen wird, desto grössere Aussicht hat es, zum „Wahrzeichen“ einer Gegend zu werden. Für die Volkskunde fällt in dem hübschen Werke allerlei interessanter Stoff ab, so dass unsere Zeitschrift an diesem im Uebrigen historischen Werkchen nicht vorübergehen durfte.

Dr. M. Haberlandt.

17. Moriz Heyne: *Das deutsche Wohnungswesen* von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. Mit 104 Abbildungen im Text. Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1899.

Die Bauernhausforschung und die daran geknüpften Untersuchungen über die nationalen Hausculturen erfahren in dem vorliegenden wichtigen und inhaltsreichen Werke eine ausserordentlich bedeutsame Förderung und Consolidirung: sie erhalten hier, wenigstens für das deutsche Gebiet, ihre *historische Fundirung* in umfassender Art. Dass diese methodisch nothwendige Vertiefung unserer auf die Hausalterthümer gerichteten Studien von Seite der Sprachwissenschaft und Philologie kommt, kann nur mit Freude begrüsst werden; denn sie allein ist in der Lage, das wichtigste Zeugniß, die Sprache, in zutreffender Weise zu verwerthen. In gewisser Beziehung ist das vorliegende Werk eine äusserst glückliche und erwünschte Ergänzung zu *A. Meitzen's* grossem Agrarwerk, das uns die letzten Jahre bescheert haben, so dass wir nun die Studien über die Geschichte der deutschen Wohnung und Siedelung ins richtige Geleise gebracht wissen.

Wie aus einer Prüfung des Inhaltes von *Heyne's* Werk hervorgeht, ist die bäuerliche Siedelung und Wohnweise naturgemäss die Grundlage der ganzen Darstellung. Der Verfasser gliedert seinen ungeheueren Stoff in drei Theile; im ersten Abschnitte werden die Verhältnisse der altgermanischen Zeit dargestellt. Die Hofstatt, das Haus und seine Theile, Hausschmuck und Möbeln, Heizung und Beleuchtung, die altgermanischen Schutzbauten finden ihre Schilderung zunächst auf Grund sprachlicher Zeugnisse (Etymologien) sowie der vorhandenen historischen und archäologischen Documente, welche freilich grosse Lücken lassen. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit dem deutschen Wohnungswesen in den Zeiten der Merowinger bis zum 11. Jahrhundert, der dritte Abschnitt

schildert die Verhältnisse des späteren Mittelalters (vom 11. bis zum 16. Jahrhundert), wobei uns hier vor Allem die Darstellung von Hof und Haus des Bauern interessirt (S. 157—200). Hier, wo die Quellen schon reichlicher fließen, ist die Schilderung bereits eine sehr ausführliche und fördert für das Verständniß der neuzeitlichen Verhältnisse in vielen Einzelheiten sehr interessantes Materiale zutage. Eine grosse Anzahl sehr wichtiger und aus seltenen und seltensten Werken geschöpften Abbildungen, von denen an fünfzig hier überhaupt zum ersten Male veröffentlicht werden, unterstützt die sehr klare Darstellung in erwünschtester Art.

Wir schliessen uns angesichts der wichtigen Grundlage zu Einzeluntersuchungen, welche das vorliegende Werk in allen seinen Theilen so ausgiebig darbietet, vollinhaltlich dem Wunsche des gelehrten und verdienten Verfassers an, wenn er sagt: „Freudig zu begrüssen wäre es, wenn geeignete jüngere germanistische Kräfte fortan auf dem in diesem Buche gepflegten Gebiete mitarbeiten wollten. Der Nutzen würde nicht nur der Wissenschaft, nicht nur dem Volkthum zugute kommen, er würde auch ein höchst persönlicher sein: Der Jünger schulte zu der Kraft des Denkens und Forschens die des Sehens und lebendigen Beobachtens und lernte auch wieder einmal anschaulich schildern, was den blossen Wortphilosophen von heute mehr und mehr abhanden kommt.“

Dr. M. Haberlandt.

18. Carl Bücher: *Arbeit und Rhythmus*. Zweite, stark vermehrte Auflage. Leipzig. B. G. Teubner 1899.

In diesem Buche wird in einer solchen Weise, mit Unterstützung eines so reichlichen, ethnographischen und volkskundlichen Materials die interessante Hypothese über den Ursprung der rhythmischen Künste aus der körperlichen Arbeit entwickelt, dass ein volkskundliches Organ daran nicht mit Stillschweigen vorübergehen kann.

Die Hypothese selbst ist die folgende: Die körperliche Arbeit der Primitiven, bei der vor Allem die Gliedmassen des Menschen und ausserdem nur höchst einfache Werkzeuge zur Verwendung kommen, gewinnt ganz von selbst — aus physiologisch-psychologischen Gründen — einen rhythmischen Charakter: es wird hiedurch Kraft erspart und das Ermüdungsgefühl behindert. Die bei der rhythmischen Arbeitsweise entstehenden Arbeitsgeräusche stellen nun den Keim der Instrumentalmusik dar und regen unwillkürlich auch zur stimmlichen Nachahmung und zum tactmässigen Sprechen oder Singen an. Daher der Ursprung der Arbeitsgesänge, welche fast jede rhythmische menschliche Arbeit begleiten und reguliren. Die verschiedenen Arten der Arbeitsgesänge werden nun an der Hand eines reichen volkstümlichen und ethnographischen Materials besprochen. Sowohl bei der Einzelarbeit wie bei der geselligen Arbeit finden sich Arbeitsgesänge weit verbreitet: beim Mahlen, bei der Gewinnung und Zubereitung der Spinnstoffe (Flachs), beim Spinnen, Weben, Klöppeln, Flechten (Kunkelstube, Rockenstube), bei verschiedenen Hausarbeiten (Kaffeestossen, beim Klopfen der nassen Wäsche, beim Melken, Buttern, Wasserschöpfen); ferner Handwerkslieder, Wanderlieder. Auch die landwirthschaftlichen Einrichtungen sind vielfach mit Arbeitsgesängen verbunden. Wir kennen Lieder beim Pflücken, bei der Weinlese u. s. w. Hieher gehören auch die Wiegenlieder.

Die Arbeiten im Wechseltact gehen sämmtlich auf Schlag- und Stampfbewegungen zurück. Sie ergeben deshalb von selbst einen mehr oder minder lauten Tactschall und somit auch einen gewissen Tonrhythmus, den der Gesang aufnimmt. Hieher gehören Dreschgesänge, Lieder beim Stampfen der Erde u. s. w. Weit aus wichtiger ist die Rolle des Arbeitsgesanges bei der Arbeit im Gleichtact, beim Heben oder Tragen von Lasten, beim Emporziehen von Lasten (vgl. die Zugreime, Rammer- oder Pilotenlieder); die Lieder der Matrosen beim Aufwinden der Anker, beim Hissen der Segel sind weitere Beispiele. Die Schiffszieher haben ebenso ihre eigenartigen Gesänge, beim Rudern ist die Tactregulirung durch Ruderlieder ebenfalls weit verbreitet.

Endlich ist auch noch der Anwendung des Arbeitsgesanges zum Zusammenhalten grösserer Menschenmassen zu gedenken. Hieher gehören die Marschlieder, die alten Wall-

fahrts- und Processionslieder, die Feldarbeitslieder, wie beispielsweise bei der Ernte oder beim Grasmähen, überhaupt die sogenannten „Bittarbeiten“ (Moba, pomoć, provenda).

Ein wichtiges und ausgedehntes Gebiet des Bewegungsgesanges eröffnen endlich noch der Tanz und die abergläubische Beschwörung. Die Tanzlieder der verschiedenen Völker, die Schaukellieder, die Zaubersprüche, die Beschwörungsformeln, welche vielfach zu rhythmischen Proceduren gesprochen werden u. s. w. gewinnen in dieser neuen Auffassung doppeltes Interesse.

Bloss aus diesen dürftigen Aufzählungen wird man einen Begriff von dem reichen und anregenden Inhalt des angezeigten Buches gewinnen, welches vortrefflich zeigt, wie unter dem Lichte eines glücklichen Grundgedankens anscheinend unzusammenhängendes, volkskundliches Material sich zusammenschliesst und zu neuen Erkenntnissen krystallisirt.

Dr. M. Haberlandt.

19. Prof. Dr. L. Lewin und Dr. M. Brenning: *Die Fruchtabtreibung durch Gifte und andere Mittel.* Berlin 1899. Verlag von August Hirschwald.

Die zur Abtreibung der Leibesfrucht bei den verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten benützten medicamentösen Mittel sind sehr verschiedenartig. Fast jedes Land und jedes Volk hat seine besonderen Abortivmittel, wobei es sich zumeist um pflanzliche Medicamente handelt, die der betreffenden Flora entnommen zu werden pflegen.

In Oesterreich sind volksthümliche Abortiva nicht selten. Vor Allem wird die Sabina (vielfach „Segenbaum“ genannt), ferner Juniperus, Thujaarten, Taxus baccata, Lycoperdon Bovista, Lycopodium Selago (in Galizien), Atropa Belladonna (in der Bukowina), Armoraci rusticana („Kren“) verwendet. Namentlich der „Krenwein“ ist zu diesem Zwecke beliebt. (Man thut eine gehörige Portion geriebenen Krens in $\frac{3}{4}$ Liter Rothwein und lässt denselben 48 Stunden an einem warmen Orte stehen; er wird dann in zwei Dosen getrunken.) Ferner dienen Safran, rothe Zwiebeln „Widritat“ und „Kudelkraut“ (Thymian) und andere Aphrodisiaca diesem Zweck. H. Ploss hat in seiner Schrift: „Zur Geschichte, Verbreitung und Methode der Fruchtabtreibung“ (Leipzig, 1883) mehrfach auf österreichische volksthümliche Verhältnisse Bezug genommen. Ueber die Verbreitung dieses Verbrechens in unserer Bevölkerung ist das statistische Material naturgemäss völlig ungenügend.

Dr. M. Haberlandt.

20. Rumänische Hochzeits- und Todtengebräuche von *Adolf Flachs.* Berlin. Verlag von Georg Minuth.

Dieser Darstellung liegen, wie der Verfasser einleitend bemerkt, die Studien des Fräuleins *Helene Sevastos* und des Herrn *St. Fl. Marianu* über rumänische Volksgebräuche zugrunde, welche der Verfasser durch seine eigenen in der Bukowina und in Rumänien gemachten Beobachtungen controlirt und ergänzt hat.

Wenn wir auch die Angabe der Gewährsmänner im Einzelnen vermissen und ebenso die Gegenden, aus welchen die einzelne Beobachtung stammt, nicht immer mitgetheilt erscheinen, so dürfen wir doch dem beigebrachten Material seinen Werth nicht absprechen. Die Genauigkeit der Schilderungen lässt nichts zu wünschen übrig. Auch ist das leidige Schönfärben, welches infolge nationaler Voreingenommenheit dergleichen Beobachtungen so häufig entwerthet, glücklich vermieden. Interessant ist die Schilderung des in früheren Zeiten bestandenen Mädchenmarktes von Găina, an welchen es im rumänischen Stammesgebiete früher auch sonst Anklänge gab. Die Hochzeits- und Begräbnissfeierlichkeiten weisen durchwegs bekannte und allgemein verbreitete Züge auf, wengleich in verschiedener Ausbildung und Gruppierung. Es sei insbesondere auf die werthvollen Mittheilungen über die „doina“ genannten Todtenklagen der rumänischen Bauernbevölkerung verwiesen.

Dr. M. Haberlandt.

I. Abhandlungen.

Flachsbau und Flachsverwerthung in der Rothenbaumer Gegend.

Mitgetheilt von Josef Blau, Rothenbaum-Silberberg.

(Schluss.)

Beim Brechen sind meist vier bis sechs Personen beschäftigt. Die eine sitzt beim Ofen und thut den gedörrten Flachs heraus, den sie in eine Kirm (grosser Tragkorb mit quadratischer Basis) gibt.

Diese Kirm hat eine »Rauhwercherin« *) oder »Rollerin« vor sich.

Sie hat gewöhnlich eine alte Breche und haut mit derselben die grössten Ogen **) herunter. Ihre Thätigkeit heisst auch das »Rollna«, hochdeutsch Rollen.***)

Ist sie mit einer Handvoll fertig, dreht sie dieselbe geschwind zusammen, steckt sie geschwind zwischen die Füsse und zwickt dieselben wieder eilig zu, damit der Flachs nicht auskühle. Zwei »Rolln«, d. i. zwei Hände voll gerollnten oder gerauhwerchten Flachses gibt sie dann der Sauberbrecherin (da Sāwabrācharān). Diese hat eine gute Breche, da ihre Arbeit auch recht fein werden soll. Aus den zwei »Rolln« wird bei ihr wieder nur eine Hand voll. Das ist jetzt der »saubere Flachs«.

*) Rauhwerchen, ausrauhwerchen, etwas in groben Umrissen ausarbeiten. Sprichwort: „Unser Herrgott macht allerhand Schlitten: er rauhwercht sie aus und lehnt sie hinaus.“ Der Volksmund vergleicht die Thätigkeit Gottes beim Erschaffen der Menschen mit der des Wagners, der auch viel halbfertige Arbeit (ausgerauhwercht) am Hause lehnen hat, wo sie den Einflüssen des Regens und der Sonne preisgegeben ist.

**) Ogen. Die Stengel des Flachses, die beim „Brechen“ zerbrochen werden. Sie finden mehrfach Verwendung. Sie werden mit Lehm geknetet beim Ofensetzen als Kitt verwendet. Aus dieser Mischung bereitet man auch grosse Luftziegel, die „Botzn“, die an kleineren Bauten bei Hauptmauern, bei grösseren in den Zwischenmauern Verwendung finden. Bei alten Holzbauten findet man „Ogenwände“, Doppelwände aus Brettern, mit Ogen gefüllt. Diese Ogenwände halten die Ställe recht warm.

***) In Bayern sind zum Rauhwerchen hie und da grosse Brechen in Verwendung, die unten nur eine einzige Einkerbung und oben nur *ein* Schwert haben — im Gegensatz zu den unseren, die unten *zwei* Oeffnungen haben. Eine solche Breche heisst eine „Rolln“. Sie wird von einem Manne, dem Inmann bedient, der für fünf oder sechs „Sauberbrecherinnen“ „kleckt“ (ausreicht).

Zwei Hände voll sauberen Flachses machen einen Boussn, dreissig solche Boussn ein Schejd.

Dieses Mass ist bei uns im ganzen Bezirk wie im angrenzenden Bayern jetzt allgemein gebräuchlich. In einem Neuerner Inventar vom Jahre 1699 wird der Flachs gleichfalls »in Scheiden« gezählt.

Doch gibt es auch noch ein anderes Flachsmass, das ist der Schilling (Schüllän, züllan). Auf einen Schilling sind gleichfalls dreissig Boussn zu nehmen, wie schon der Name sagt; aber diese Boussn enthalten jeder *drei* Hände voll Flachs. Den Schilling hält man überall, wo ich anfragte, für eine ältere Bezeichnung. Meine Frau, die den Flachsbau im Angelthale vom Elternhause her kennt, sagt, dass sie zu Hause oft gehört hätte, früher hätte man den Flachs nach Schillingen gezählt. Der alte Sternbauer (Josef Weber) sagt, in seiner Jugend und noch vor dreissig Jahren sei der Flachs noch nach Schillingen gezählt worden. Dasselbe sagen auch andere ältere Leute. Jetzt, wo man weniger Flachs baue, wolle man in der Zahl nicht zurückbleiben und macht dafür die Boussn kleiner (um eine Handvoll). Man soll sich so auch leichter arbeiten. Die Bezeichnung »Schejd« sei von Bayern hereingekommen, wo sie schon immer gebräuchlich sei.

Die Boussn werden einzeln zusammengedreht und an einem Ende zu einem Kopfe eingeschlagen. Das Ende heisst der Schweif.

Fünf Boussn werden in eine Reihe gelegt, mit den Köpfen zusammen, und sechs solche Reihen aufeinander. Das Ganze, das Schejd, wird dann mit einem sauberen Strohbände zusammengebunden. Der Flachs kommt nun auf den Boden, wo er so lange liegen bleibt, bis man Zeit findet, ihn zu schwingen. Davon später.

Die Brecherinnen sind immer gut aufgelegt. Geht ein guter Bekannter an der Brechstube (meist ein Schupfen in der Nähe des Backofens) vorbei, so kann es ihm passiren, dass ihn die lustigen Weibsbilder packen und auf der Breche hin- und herziehen. Das ist das »Mangen«.

Es ist auch vorgekommen, dass die Muthwilligen dem Knecht oder dem Hütbuben die Hose gewaltsam auszogen und auf einen Baum hängten.*)

Da sind die noch die Feinsten, die den Vorübergehenden bloss zurufen: »Kim in oltn Mo', mitn O... voro'!« oder: »Kim in oltn Mo', wene sch . . , zuigst o'!«

In Neuern riefen die Brecherinnen allen Vorübergehenden zu: »Sog ai'!« (»Sack hinein!«)

Die Angerufenen schauten dann auf ihre Säcke, ob sie nicht heraushängen, und wurden von den Weibern recht ausgelacht. Es gingen aber nur Unkundige auf den Leim.

*) Vergl. hierzu: Moses, „Das festliche Jahr“. Diese Zeitschrift II, S. 196.

Der alte Mann. (Darolt' Mo').

Saure Wochen, frohe Feste! Dieses Sprichwort trifft ganz besonders beim Bauern zu. Immer nach Schluss einer wichtigen und mühevollen Arbeit feiert er ein frohes Festgelage. Solche gastronomische Entgleisungen erwarten ihn nach der Heumahd (d'Modasuppm — die Mähdersuppe — ein Festmahl), nach dem Einheugen (ein starker Trunk), nach dem Schnitt (die Schnittersuppe — d'Schnidasuppm — wieder ein Festessen); im Herbst folgen die Kirchweihen als Krone aller Nachfeste, nach dem Ausdrisch das »Drescherbier« mit einer gehörigen Mahlzeit, nach der Beendigung des Federsehleissens der »Ausschliess«. Bedenkt man, welch hochwichtige Rolle der Flachsbau früher in der ganzen Wirthschaftsführung spielte, und welch besondere Anstrengungen das Brechen mit sich bringt, so ist es nur selbstverständlich, dass auch das Ende dieser Arbeit eigens gefeiert wird.

Schon während des Brechens ist die Kost besser gewesen als sonst. Das Brechessen aber erst, der »alte Mann«, lässt an Reichlichkeit und Güte nichts über sich kommen. Fleischspeisen wie zu Faschingdienstag, Kirchweih und an den drei hohen Feiertagen gibt es aber nicht, denn der Bauer sucht stets alle seine Bedürfnisse so viel als möglich aus der Wirthschaft zu bestreiten.

Nachstehend folgt der Speiszzettel eines solchen Mahles, wie es in dieser Vollständigkeit auf den grossen Höfen der Gegend noch vor nicht langer Zeit gehalten wurde und in der Hauptsache noch heute üblich ist. (Mitgetheilt von dem Leibthümer Josef Weber in Sternhof, vulgo: alter Sternbauer oder Sternne^{dl}.)

1. Suppe. Eine gute Milchsuppe, darein Brot gebrockt; oder eine gut eingebrannte »geschnittene Nudelsuppe«.

2. Eine gehörige Schüssel voll Milchreis, der im Schmalze nur so schwimmt. Lebzelten darauf gerieben und mit Weinbeeren und Rosinen bestreut. Früher kannte man keinen Reis, da hatte man den »Girstbrein« dafür.

3. Kleine Buchten. Am Sternhof (Rothenbaum) und im Flecken Rothenbaum Wuchterla, in Chudiwa (Rothenbaum) und auch in Flecken (Rothenbaum) Hränlu^{dl} (Reinnudeln, Pfannennudeln), in Neuern Schopperla genannt. Die grossen Buchten heissen Ofenknödel (Ofakne^{dl}). Dazu eine Schüssel voll

4. Birnen- oder Zwetschkenmus (Zwäschbmmous).

5. Nudeln (Lu^{dl}). Eine Rein voll geschnittene Nudeln, in Wasser gesotten, gesiehen, mit frischem Wasser kalt gemacht und dann ordentlich geschmalzen.

6. Eine Rein voll »trockenes« Mus (truckas Mous) aus Milch, Mehl und Eiern. Das wird zerbröckelt (zerrissen) und natürlich wieder

ordentlich geschmalzen. In Neuern heisst es »Einguss«, »zrissne Häx« oder »Ojawadsch«, in den übrigen Orten der Neuerner Pfarre und in Deschenitz »Ojadotsch«, im angrenzenden Bayern »Röhrnmous« (von der Ofenröhre), in Prennet (nördlich von Rothenbaum) der Bedlmo', sonst auch hie und da Röhrnsickra.

7. Einen grossen Teller (Daala, neutrum) voll mürb angemachter Käsestrudeln (Kaaslu^l). Sie sind in der Mitte durchgeschnitten.

8. Rupfhäubchen (Hrubfhäwla). Ein Löffel voll Teig, aus der Schmalzpfanne herausgebacken, gibt ein Rupfhäubl. Früher sind dieselben in Birnmus gesteckt worden. In Neuern kommen sie als »Pfefferknödl«, aber ohne Pfeffer in die Zwetschkenbrühe.

9. Semmelschnitten in Schmalz gebacken.

10. Eine Schüssel voll gesottener Zwetschken oder Birnen mit Nr. 9 garnirt. Ist dies Alles verzehrt, kommt

11. eine Schüssel voll Kuchen. (Kejchal). (Das sind aus dem Schmalz gebackene runde Teigscheiben, in der Mitte am dünnsten und lichtesten, der wulstige Rand rothbraun. Durchmesser 7—12 cm. Die Kuchen, welche unsere czechischen Nachbarn »Kolatschen« [Koláč] nennen, heissen bei uns überall »Fleckn«.) Mitten drin steht der »alte Mann«, eine menschliche Figur aus demselben Teige und ebenso gebacken. Auf jeden Theilnehmer der Mahlzeit entfallen zwei Kuchen; den »alten Mann« kann aber auch eines bekommen, und der ist sehr begehrt; erstens deswegen, weil es doch auch eine gewisse Ehre ist, den »alten Mann«, der dem Abend den Namen gibt, erwischt zu haben, und zweitens auch aus dem materialistischen Grunde, dass er an Teigmasse zwei Kuchen gleichkommt.

Wem gehört nun der in der Mitte zwischen den Kuchen aufrechtstehende, von ihnen gestützte »alte Mann«?

Grundsätzlich derjenigen Brecherin, die zuletzt fertig geworden ist. Da thut sich manchmal eine einen Boussen »derwee« (derwege, beiseite; auch derwee-bergn für verstecken), damit sie dann noch brechen kann, wenn die Anderen schon fertig sind. Meist trachtet das Inweib, den »Alten« für ihre Kinder zu kriegen. Die Arme ist mit solchen in der Regel reich gesegnet.

Dieser Brauch, der eine Belohnung des Fleisses bedeuten soll, ist fast überall in Uebung. In manchem Hause wird aber der Streit um den »alten Mann« auf folgende Weise entschieden:

Schier zugleich entnimmt Jedes der Schüssel seine zwei Kuchen. Dabei verliert der Teigmann seinen Halt und fällt um. Die Richtung seines Kopfes gibt die Entscheidung. Natürlich treibt auch hier der Vortheil das Handwerk.

In einigen Höfen wieder ist es gebräuchlich, um den alten Mann zu »hräppm« (raffen). Zu gleicher Zeit fallen Alle über den »Alten« her;

wer ihn errafft, erwischt, dem gehört er. Dabei muss er oft Haare lassen, weil ihm in dem heissen Handgemenge (buchstäblich) der Kopf oder einige Gliedmassen verloren gehen. Die jungen Mädchen betheiligen sich nicht gern am Raffen, bei dem sie nicht viel ausrichten; bekämen sie auch den »Alten«, so würden sie doch recht geneckt werden, weil ein so junges Mädchen einen Jungen lieber hat.

In kleineren Wirthschaften, wo weniger Dienstboten und keine Inleute sind, erhält die »grosse Dirn« den Mann, da sie auch mit dem Flachs das meiste Gescheer hat; oder er verfällt den Kindern zur Vivisection.

Wenn alles dies vorüber ist, kommt noch ein zwölftes Gericht: Eine Schüssel süsse Milch mit eingebrockten Semmeln; »damit aufs Jahr der Flachs auch wieder geräth«, heisst es.

Das Essen wird immer Abends gehalten.

Während desselben wird »Spiess g'hreckt« oder »Ofaschissl g'hreckt«. Kinder schieben Seihpfannen und alte Schüsselchen zur Thür herein, lassen sich aber dabei nicht sehen und bergen sich gleich draussen derwege. Man thut ihnen nun allerhand von den Speisen hinein und stellt die Gefässe vor die Thür. Wenn sich der Geber oder Bringer entfernt, schleichen die Kleinen, meist die Kinder des Inmanns, daher und nehmen das Essen unbeobachtet weg. Sie laufen heim, essen es auf und kommen wieder. In Neuern zeigen die Kinder ihre Anwesenheit durch Husten, Räuspfern an. Daher heisst man das Ofaschisslrecken daselbst: »s Houstn, afs Houstn gej«.

Dieser Brauch ist auch beim »Drescherbier« üblich und kommt in Bayern in grosser Verbreitung vor.

Beim »alten Mann« gibt es *kein Bier*. Es wird auch nicht wie beim Drescherbier »maschkern« gegangen.

Alte Leute wissen auch noch von *Spiele*n zu erzählen, die von ihnen seinerzeit beim »alten Mann« und auch noch bei anderen Gelegenheiten, an langen Winterabenden ausgeführt wurden. Die Jungen heutzutage kennen die wenigsten davon mehr. 1. Kätznderblintn. 2. Stirldemirldehupfa. 3. Schwobmostrigln. 4. Stockagloo. 5. Schopfhawlaslejd, das d'as a_n onasmol bessä vostejest. 6. Zwischen der Lådscherbm (auch Langscherbm). 7. Der Bolwiertonz. 8. Der Herr Pfoara hot's Käppl voloarn. (Ein Frage- und Antwortspiel.) 9. De stad Muse. (Die stille Musik.)*

1., 6., 8. sind in Rothenbaum, 1., 4., 8. in Millik, 1., 4., 9. in Neuern auch als Kinderspiele gebräuchlich. 8. wird auch in der Rockenstube gespielt.

Beim »alten Mann« wird in der Regel *nicht* getanzt.

*) Vergl. die Brecheltanzspiele, die Moses-Potschach im II. Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 196, mittheilt.

Schon oben im Capitel von der Anbaumenge habe ich mitgetheilt, dass auch die Dienstboten Flachs bauen dürfen. Von diesen hat die »grosse Dirn« das Recht, zur Kirchweihzeit ihren Flachs zu dörren und zu brechen.

Am Samstag backt die Bäuerin die »Flecken« im Backofen. Die Grossmagd schiebt dann ihren Flachs nach. Am Dienstag wird gebrochen. Abends zahlt die »grosse Dirn« einen Liter Schnaps; die Bäuerin macht den Mägden, denen auch Kameradinnen aus anderen Höfen — die ihren Flachs nicht am Hofe brechen — helfen, einen guten Semmelwacka; die Semmeln dazu kauft die Dirn, ebenso den Kaffee, aus welchem wieder die Bäuerin einen grossmächtigen Topf des »seltsamen« Trankes, der mit Milch vermischt und aus Häferln (Töpfen) »gegessen« wird — braut.

An einem solchen Abende geht es kreuzfidel zu. Der Liter Schnaps verfehlt seine Wirkung nicht und diese ist eine gräuliche. Besoffene Menschen sind viel unanständiger, zotenhafter und unverschämter als Burschen im selben Zustande. Doch einen Schleier darüber — Schluss!

Das Schwingen.

Wenn wieder eine Pause in den laufenden Wirthschaftsarbeiten eintritt, kommt der Flachs neuerdings auf die Tenne.

Die linke Hand hält das Schejd wagrecht über eine Stuhllehne und die Rechte schlägt es mit dem Schwingscheit, einem scharfen Schwerte aus hartem Holz, so lange, und zwar in senkrechter Richtung, bis der Flachs glänzt und sich mild anfühlt. Das gröbste Werg (Wäa) fällt dabei zu Boden. Es ist das »Schwingwerg« (Schwingwäa). — Dieser Abfall wurde früherer Zeiten von czechischen Händlern für Seife oder irdenes Geschirr eingetauscht, wohl auch vom Bauern zu Seilen, Tragbändern für Buckelkörbe und ähnliche Sachen verarbeitet, hie und da auch von recht sparsamen Leuten versponnen.

Der stereotype Ruf der czechischen Werghändler vor dem Bauernhofe lautete: »Soiffa_r af Wäär!«

Das Hecheln.

Nach dem Schwingen ist der Flachs wieder gebunden worden. Bis wieder einmal Zeit ist, kommt er vom Boden herunter, um diesmal die grausamste Behandlung zu erfahren. Hat man ihm schon früher alle seine Knochen zerbrochen und die Oberkleider abgezogen, um ihn dann um so wirksamer mit dem Schwerte treffen zu können, so reisst man ihm jetzt sogar die Haut vom Leibe.

Und die Hechel ist wirklich die reinste Martermaschine. 47 Stacheln stehen in einem Rechtecke von 1 dm² unregelmässig beisammen, so zwar, dass in der ersten, dritten und fünften Reihe

in fast gleichen Abständen je neun 10 *dm* lange und in der zweiten und dritten Reihe je zehn 8 *dm* lange, spitz zulaufende Nägel stehen.

Durch diese wird der Flachs gezogen, wobei das Werg von demselben getrennt wird. Dasselbe wird dann in »Rupfen« gebunden. Dieses Hecheln wird zweimal vorgenommen, wobei man sich auch zweier verschiedener Hecheln bedient, und zwar das erste Mal der Rauhwerghechel (Hrãwãachhachchal) und das zweite Mal der Leinwerghechel. Erstere ist gröber, die zweite arbeitet feiner.

Beim ersten Hecheln wird Rauhwerg erzeugt, das versponnen schon mit 10 Schock Fäden einen Strähn gibt, so grob ist es. Das Leinwerg (Lãwãa) ist schon feiner, und es geben daher erst zwölf Schock einen Strähn. Früher hat man das Leinwerg viel sorgfältiger herausgehechelt, weil man da feinere Leinwand (Tuch), von dem auf einen Strähn 18 bis 20 Schock gingen, erzeugte. Jetzt kauft man die feinere Leinwand zu besserer Leib- und sonstiger Wäsche im Laden.

Der Flachs wird dann in Reisten (Hraasn) zusammengedreht und kommt in die Truhe, und je länger er da liegt, desto feiner (hieriger) und stärker wird er.

Wenn die Hausfrau starb, wurde in Neuern deren Tod auch dem Flachse gemeldet, der ihr infolge der ewigen Beschäftigung damit ebenso ans Herz gewachsen war, wie dem Bauern die Impen, denen dessen Tod gemeldet werden muss. Aber nur dem ausgearbeiteten Flachse in der Truhe am Boden und nicht dem wachsenden auf dem Felde, den sie ja noch nicht unter den Händen gehabt. Dabei wurden folgende Worte gebraucht: »Is d' Hauswirthän gstoarbn.« (Mittheilung von Frau Kath. Vogl in Nauern.)

Das Spinnen.

Nach dem Ausdrisch geht das Spinnen los. Die Bäuerin spinnt Flachs, die Mägte müssen sich mit dem Werg plagen. Das Inweib spinnt soviel, als »ausgestiftet« ist, meistens $\frac{1}{2}$ Schock Strähn. Früher als das Tuch noch Abgang hatte, war ein Schock Strähn vereinbart. Für jeden Strähn erhält das Inweib auch heutzutage nur 3 kr. Vor dreissig Jahren noch zahlte man einer gewerbsmässigen Spinnerin für je zwei Schock 1 kr. Vom feinen Garn gingen 18 oder 20 Schock auf einen Strähn. Heute hat das Garn nur mehr 14, höchstensfalls 16 Schock per Strähn. »Die Leute können jetzt nimmermehr so spinnen wie früher und sind auch nicht mehr so eifrig drauf wie zu meinen Zeiten, sie mögen nimmer«, sagte mir die schon oben erwähnte Frau Weber von Flecken.

Noch vor vierzig Jahren hat zur Winterszeit Alles im Hause gesponnen, auch die Burschen und Knechte. Die Bauern haben ge-

wircht (gewoben) und die Kinder haben gespult. Die ältere männliche Generation ist im Spinnen noch von den Jugendjahren her geübt.

Im angrenzenden Bayern spinnen die Knechte heute noch, während der Bauer für sie die Wirthschaftsarbeiten verrichtet. Dasselbe gilt von den nordwestlich gelegenen deutsch-böhmischen Nachbargemeinden Preneth, Maxberg u. s. w. und war auch bei uns noch vor etwa zwanzig Jahren üblich. — Aus jener Zeit mag der Vierzeiler stammen:

Spinnradl, spinn umatum (um und um),
 Das e zo man Deandla kum,
 's Deandl sitzt af dar Ofabänk (Ofenbank),
 Hejt scho bol gflänt (geweint).

Bei uns wird ausschliesslich mit dem Spinnrade gesponnen. Nur Herr Peter Weber in Flecken, der sogenannte Bartwirth, erinnert sich, dass in seinen Kinderjahren im Elternhause eine Spinnerin aus der Bischofteinitzer Gegend (nördlich), eine »Diazlerän« (Diazler von Diaz = unser ös, Spottname) war, die mit dem »Aschper« (der Spindel) spann. Ferner erzählte er mir, dass er sich in Freieung bei Winterberg (südlich) vor beiläufig vierzig Jahren einmal ein paar Tage aufhielt. Da habe er auch eine Rockenstube besucht, in die ihn der schöne Gesang hineingelockt. Die Spinnerinnen hatten Räder mit zwei G'fli'an (Gefliehen, Spulen; singular: G'flih) und da haben sie mit beiden Händen zugleich spinnen können. Er hatte vorher so etwas noch nicht gesehen, und es kam ihm so vor, wie das Melken, bei welchem bekanntlich auch an zwei Strichen gezogen wird.

Jede Spinnerin soll täglich ihren Strähn spinnen. Die Weiber »thun« daher jeden Tag so lang fort, bis sie damit fertig sind und wenn es darüber Mitternacht werden sollte. Früh (z'moagnst) wird schon um Viere aufgestanden; da wird bis zur Morgenfütterung fleissig beim Spinnrade gesessen, dann den ganzen Tag und den ganzen Abend fortgesponnen. Am Samstagabend wird nicht gesponnen, das ist eine »Feiernacht«; denn:

Wer in Frätta vül singt,
 In Sontsta vül spint
 Und in Sunta vül safft
 oder: (und in Sunta z'spot in d' Kircha lafft),
 Hot'n Daifla d' Hül okafft
 oder: (hot 'n Hial vokafft).

An den Vorabenden der Feiertage, die Losnächte genannt werden, wird ebenfalls nicht gesponnen. Dagegen ruht das Rad an den Abenden der eigentlichen Losnächte *nicht*, weil unsere Spinnerinnen keine Rockenmusik schreckt wie die überfleissige Anna Maria, von der im 1. Heft des IV. Jahrganges dieser Zeitschrift *Vernaleken* die alte Czagerin erzählen lässt.

Bei uns ist, wie schon oben berührt, jede Dienstmagd schuldig, täglich (im Winter) einen Strähn zu spinnen. Spinnt eine mehr, so

wird sie dafür eigens entschädigt; für jeden mehr gesponnenen Strähn zahlt ihr die Bäuerin einen Sechser. Es kommt aber auch vor, dass ein Mädchen diese Arbeit nicht bewältigt. Hat eine solche am Samstag nicht schon bis zur Nachtsuppe ihren Strähn fertig, so muss sie auf den Herd hinaus, heisst es. Diese Faule oder Ungeschickte — meist eine Anfängerin, die kleine Dirn — wird dann recht dressirt, sekirt und tribulirt und cujonirt (kunirt). Sie ist den ganzen Abend die Zielscheibe des Spottes.

Drum »tummelt« sich eine Jede so mit dem Spinnen.

Doch spinnt eine halbwegs geschickte Spinnerin 8 bis 9 Strähne wöchentlich und verrichtet dabei noch die sie treffenden häuslichen und Stallarbeiten. Eine eigens gedungene Spinnerin soll zwei Strähne täglich spinnen. Wird dabei der Flachs aus dem Hause gegeben, so erhält die Spinnerin vom flächsernen Strähn 10 kr., vom wirchenen 5 kr.; früher kam es häufig vor, dass arme Weiber in die Bauernhäuser gingen und da für die Kost allein spannen. Nach Beendigung der Arbeit erhielten dieselben von der Bäuerin noch eine Zubesserung: einen Laib Brot, ein bischen Mehl oder ein paar Erdäpfel.

Im Fasching soll man kein Spinnrad im Hause sehen, sonst sieht man den ganzen Sommer viel Nattern (Oodana). Neuern, Hammern. — In Rothenbaum hängt man alte Kleider über die Spinnräder, damit man ja keine Speiche sehe. So viel Speichen man sieht, so viel Nattern sieht man das ganze Jahr.

In Rothenbaum wird aber am Faschingmontag doch gesponnen; an dem Tag heisst es, muss Jedes ihre Bratwurst spinnen. Unter dieser Bratwurst meinen die Leute scherzweise den Strähn, der ja im Grossen dieselbe Form hat. In Neuern und Hammern aber darf, wie schon gesagt, an *allen drei* Faschingstagen nicht gesponnen werden, weil man da Bratwürste spanne. Gerade als ob Bratwürste etwas so Fürchterliches wären. — Dagegen heisst es nach Dr. Urban, III. Jahrg. S. 112, im Egerlande: »Wer am Samstag oder Faschingdienstag spinnt, spinnt für einen Galgenstrick«.

Die modernen Verkehrswege und das Maschinenwesen unserer Zeit erweisen sich sogar in unserer weltfernen Gegend dem Spinnen im Hause feindlich. Da gibt es im Orte Rothenbaum einen Häusler, der sammelt Flachs und Werg, das die Bäuerinnen bringen und schickt immer eine ganze Ladung in eine mechanische Spinnerei. Das von dieser erzeugte Gespinnst ist schön von Ansehen, hält aber nicht, was viele abschreckt; dann ist auch vom Strähn ebensoviel wie fürs Handspinnen zu zahlen, 10 kr. — Ein solcher Lieferant ist auch im nahen Städtchen Neumark. Auch von Bayern herein wird sehr viel Flachs zum Verspinnen gebracht. Die Leute, die den Flachs oft stundenweit über die Grenze tragen (natürlich paschen), gehen da fast buchstäblich auf den Leim, da das Gespinnst stark geleimt ist.

II. *)

- | | |
|--|--|
| 1. Drei Suma, drei Winta,
Drei Aepfl am Bam,
Und wenn nua mei Maderl
Aus'n Oawattshaus kam (Arbeitshaus). | 2. In Oawattshaus drinna,
In neckst'n Zimma,
Do sitzt jo mai Maderl,
Thuat Bau'woll spinna. |
| 3. Sie spinnt jo brav Bau'woll,
Sie spinnt jo brav Seid'n,
Sie muass no a Jahl
In Oawattshaus bleibm. | 4. Sie is jo scho kuma,
Wos hots ma den brocht,
A Ringerl am Finger,
A Tüaclh in Sog. |

III.

Wens Radl hinum lafft,
Laffts herum a,
Und wen da long Fâsche'n**) kimmt,
Heiratt i a.

IV.

Spinnhradl zuig ai, zuig ai,
Spinnhradl zuig ai!
Wens Hradl ai zuigen that (thäte)
Und brav Drolln***) ai dra that (eindrehen thäte).
Ho! Spinnbradl zuig ai.

Ein sonst noch sehr verbreitetes altes Liedchen:

Du flochshoarats (auch blondhoarats) Deandl,
I hon de so gern,
Und i wollt wenga dan Floxhoar,
A Spinnradl wern.

Diese Liedchen sind aus dem ganzen Bezirke gesammelt.

Unsere Spinnerinnen nehmen also Rad und Rocken und gehen zu einer Kameradin »in den Rocken, in die Rockenreise«.†)

Die Ankommenden werden von der Hausfrau mit den Worten begrüßt: «Ejtz spinnts und sings und satz gean do bo n u's. (Jetzt spinnt's und singt's und seid's gern da bei uns).

Einer jeden Fremden muss die vom Hause Wasser ins Legheferl (am Rocken) bringen, damit sie sich beim Spinnen die Finger recht befeuchten kann. Auch muss sie dafür sorgen, dass den Spinnerinnen

*) Dieses Lied wurde früher gern beim Spinnradltanz gesungen.

**) Der lang Fasching: Redensart. Das singt resignirt Eine, die keine Aussicht hat, zu heiraten. Im Fasching wird das Meiste zusammengeheiratet, und je länger er ist, desto mehr.

***) Drolln = 1. Quaste. 2. Knoten, Kropf im Faden. Wenn viele solche Drollen auf die Spule kommen, wird sie eher voll, was beim Wettspinnen von Belang ist. Deswegen wird aber der Strähn nicht eher fertig; aber der arme Weber muss es engelten.

†) In Hrocka, in d'Hrockarois. In Neuern gingen und gehen heute noch die Spitzenklöpplerinnen mit ihrem Klöppelpolster zueinander in die Rockenreise, welches Wort auf die Bethätigung vor Einführung des Klöppelns hinweist; dieses hat jetzt schon wieder angefangen, einträglichere Arbeiten, namentlich dem Weissnähen für die zwei Neuerner Hemdenfabriken, zu weichen.

das Rad eben stehe, was bei der Unebenheit der Diele oft nicht so leicht abgethan ist.

In einer grossen Bauernstube sitzen nun ihrer Sechs oder Acht beisammen.

Die Spinnräder schnurren um die Wette und die Plappermäuler rühren sich nicht minder fleissig. Da sitzt die kleine Dirn, die Mena (Philomena), die letzthin ihre sechs Strähne am Samstag nicht fertig hatte und deshalb viel verspottet worden war. Sie will heute recht schnell spinnen. Da brummt sie fortwährend:

»Spinnhradl, hren, hren,
alle drahra r an Strähn!« (Rothenbaum.)

Und es »schlaunt« ihr heute wirklich besser.

Die Hauswirthin, über den zahlreichen Besuch erfreut, kocht den »Rockenreiserinnen« dürres Obst, bringt ihnen auch grünes ungekochtes Kraut aus dem Fasse. Davon nimmt Jede mit Daumen und Zeigefinger ein Büschel (Schibal) und drosselt es, ohne darein zu beissen, hinunter. Dabei will Jede das grösste Büschel hinunterwürgen. Es ist schon öfter vorgekommen, dass infolge dieses unsinnigen Brauches Mädchen dem Erstickungstode nahe waren. »Feste« Schläge in den »Buckel« helfen über kleinere Anstände regelmässig hinweg. Diese Bravour heisst das »Schibaldrosseln«.

Einer Spinnerin reisst plötzlich der Faden und fährt auf die schnell rotirende Spule. Da seufzt sie unbedacht: »O wej, wir is ejtza 's Trum*) ai grumplt.« »Hejst as Knej viatho!« lautet die prompte Antwort**). Thatsächlich kann eine geschickte Spinnerin mit dem Knie des unbeschäftigten Fusses des Hineinrumpeln aufhalten; der erste Satz — eine stehende Redensart in der Rockenstube — erhält aber durch die Antwort noch einen zweiten Sinn.

Am Nachmittage machen die Spinnerinnen ab und zu einen »Ausrenn«, d. h. sie entfernen sich einzeln aus der Stube, bleiben ein bischen draussen und kommen nach eine Weile wieder herein. Diese Weile haben sie benützt, um draussen allerhand »Schalkheiten« zu verüben. Da hat Eine Häcksel zusammengebunden und an die »Gsodmaschin« oder den »Gsodstöl« (Häckselmaschine) gehängt. Dieser Streich heisst das Gsodanbinden. Eine Andere hat das Bett des Knechtes mit einem Rossgeschirre, einem alten Besen, Mangprügel oder einem Holzscheit belegt.

Sie schoppt einen Mann oder ein kleines Kind aus und legt sie ihr ins Bett. (Auch wenn eine Magd den bisherigen Dienst verlässt,

*) Trum = 1. ein grosses Stück oder ein grosser Gegenstand überhaupt; 2. ein Stück des Ganzen in der Redensart: „Der hat es nicht beim rechten Trumm; 3. ein Faden; z. B. der Draht des Schusters heisst auch „Drotstrum“; 4. in zweideutigen Reden: penis.

**) Es wird auch oft gesagt: „Ejtz is ma 's Trum davo“, auf welche Rede sich die Antwort besser reimt.

thut sie ihrer Nachfolgerin etwas an; sie hakelt ihr das Bett aus oder thut ihr die Bettbretteln heraus, so dass die neu Ankommende in der ersten Nacht mit manchen Hindernissen zu schlafen hat. Dasselbe thut man auch neugebackenen Eheleuten in der Brautnacht und horcht dann draussen, bis es einen rechten Kracher macht. Den jungen Leuten ist dann die Nacht verdorben.)

Einige Spiele im Rocken.

1. Das Schachteltragen. Das spielen abwechselnd Zwei miteinander, während sie spinnen.

Die Erste: I trog Schächtl.	Ich trage Schachtel.
Die Zweite: Wos trägt drin?	Was trägst Du darin?
Die Erste: Lätta schej Boum.	Lauter schöne Buben.
Die Zweite: Gi ma_r_a_r_oan owa zwej.	Gib mir auch einen oder zwei.
Die Erste: I gi da wol drä. I gi da r oan, dea hot a schwätz Käßpl aff, oana hot an blohm Hrog on und oana hot hroude Seckla_r_on.	Ich gib Dir wohl drei. Ich gib Dir einen, der hat ein schwarzes Käßchen auf, einer hat einen blauen Rock an, und einer hat rothe Socken an.

Da gibt sie drei Merkmale verschiedener Burschen des Dorfes an. Es müssen selbstverständlich nicht die gerade angeführten sein. Jetzt äussert sich die

Zweite: 'n Erschltz hone hrächt gean, 'n onan hone a bissl gean und 'n Dritten stejss e eu (äe).	Den Ersten hab' ich recht gern, den Andern hab' ich ein bischen gern und den Dritten stosse ich hinaus.
--	---

Jetzt nennt die Erste die drei Burschen; hat die Zweite nun gerade den Liebsten »hinausgestossen« oder einen lächerlichen Kerl »hrächt' gern«, so gibt das eine »grousse Hetz«.

Ein ähnliches Spiel: Spinnradl, spinn über'n Rai.

Die Erste: Wos fir oan giwe Dir?	Was für ein gib ich dir?
Die Zweite: Wos fir oan gistu mir?	Was für ein gibst Du mir?
Die Erste: I gi da 'n Wewamichla.	Ich geb Dir den Webermichl.
Die Zweite: Dem tou e afs Hengfoos und lou 'na schläcka wos a mog. Spinn- radl, spinn übern Rai, d.s is jo selo da mai!	Den thu' ich aufs Honigfass und lass ihn schlecken, was er mag. Spinnradl, spinn übern Rain, das ist ja schon der Mein'!

Nun wird die Zweite Erste und eine Dritte Zweite. So geht es wie beim »Schachteltragen« von der Ersten zur Zweiten, von dieser zur Dritten und so fort, bis die Reihe erschöpft ist.

Merkwürdig sind die Sprüche, die dabei angewendet werden. Wird der Rechte genannt, so sagt die Zweite: Dem häng a ma_r_in d' Kidlfoltn (Kittelfalten) und tou ma 'n (mir ihn) selwa bfoltn (behalten). Oder, wenn der Rechte nicht genannt wurde: Dem hängst Dir in d' Kidlfoltn, und thoust dan (Dir 'n) selwa bfoltn. Eine andere Retourkutsche: Dem setze af d' Stonga und lou 'na (lass ihn) zo Dir hi glonga. Oder: Dem setze afs Dregfoos (Dreckfass) und lou 'na schläcka, wos a mog. Dem setze am Äma (Eimer) und lou 'na (zo Dir) zo 'n Stieglbau'n ohneräna (hinauflaufen). (Wenn er am Stieglhofe die

Liebste hat.) Dem setze am Hrocka (Rocken) und lou 'na zo 'n Zallna (Hofname) umebocka (hinüberbocken). Dem setze af d' Hräran (Rauchröhre, Rauchfang) und lou eahm's Lo (den Unaussprechlichen) hrächt äsgfrän (ausfrieren). Dem setze am Äma und lou 'na fuattschwäma (fortschwemmen).

Diese Sprüche können auch im Schachteltragen angewendet werden; dabei sind aber jedesmal gleich Drei nothwendig, von denen wenigstens *einer* günstig lauten muss.

Ein anderes Spiel: »Seg i äppas, säggst as *Du* net.«

Die Erste: Seg i äppas, säggst as *Du* net (Seh' ich etwas, siehst es *Du* nicht). Die Zweite: Wos hot's fir a Foor? (Was hat es für eine Farbe?) Die Erste (z. B.) Gonz grej (Ganz grün). Jetzt räth die Zweite. Nach langem erfolglosen Hin- und Herrathen erfährt sie die Lösung. *Du* bist as selwa; *Du* bist gonz grej, walst net kocht bist. (Alles, was nicht gekocht ist, heisst man »grün«; z. B. rohes Fleisch ist grünes Fleisch, ungekochte Erdäpfel, Erbsen, unreifes oder ungekochtes Obst.) Die Erste kann solange Räthsel aufgeben, bis es der Anderen gelingt, eines zu errathen. Dann kommt *die* dran. Zum Beispiel sieht die Erste etwas, das ist weiss und roth, und die Zweite sieht es nicht. Die Zähne sind weiss, und das Zahnfleisch ist roth.

Diese und noch mehrere andere Spiele, nur durch Lieder unterbrochen, haben die Mädchen unter sich getrieben.

Abends kommen aber auch die Dorfburschen in die Rockenstube. Die eifrigen Spinnerinnen haben die Schürzen im Schosse voll Ogen, die besonders beim Wergspinnen noch reichlich herausfallen.

Als Act der Galanterie gilt es nun, den Mädchen die Ogen abzuschütteln. In Rothenbaum heisst das aber »Ognoschidn«, wie man auch Birnen, Aepfel und Zwetschken von den Bäumen »oschidn thout« (abschüttet), während es in Neuern oschidln (abschütteln) heisst.

Da sagt man nun zu einem Burschen, von dem man weiss, dass ihm z. B. das Katherl nicht gleichgiltig ist: »Gej hi, thou 'n Katterla d' Ogen oschidn!« Oefter schon ist es vorgekommen, dass ein Bursch diese stehende Redensart nicht verstanden hat oder auch nicht verstehen wollte; der nahm dann einen Krug Wasser und beschüttete die Ogen und mit ihnen auch die Schoss des armen Mädchens. Diese bärenhafte Galanterie erinnert an eine Geschichte aus der Fibel.

Das ist aber nicht der einzige Wermuthstropfen im »Legheferlk« der Rockenstube; der Knecht vom Hofe hat dafür Rache zu üben, dass gestern sein Bett voll Häcksel war, so dass er trotz des grössten Aufwandes an Mühe, Schimpfwörtern und Flüchen das Leilachen nicht ganz davon reinigen konnte und er sich die ganze Nacht von einer Seite auf die andere wälzen musste. Verlässt nun die dieser Missethat Verdächtige auf einen Augenblick die Stube, so kann sie versichert sein, nach dem Betreten derselben ihr Rad in unbenützbarem

Zustande vorzufinden. An die Schnur desselben hat der Böse den Legschäabm*) oder einen grossen eisernen oder »kejdernen« (kõthenen, irdenen) Topf, einen »Nachtscherbm« u. s. w. gebunden, und zwar auf so »verzwickte« Weise, dass meist nur durch Zerschneiden der Schnur geholfen werden kann. Dann hat aber das Rad für heute Feierabend. — Diesen Streich heisst man das »Legscherbmanbinden« oder das »Rodspona« (Radspannen).

Minder derbe Spässe sind das Aushängen des Häkchens, das den Faden über der Spule hält, das Anbinden der Radspeichen, das Abnehmen der Schnur vom Schwungrade mitten im schnellen Umlaufe.

Ein unschuldiger Scherz, den auch ein Mädchen mit dem anderen macht, heisst: »Oan zuign«. Aus der Hrasn (Reiste, Flachs) oder der Rupfen (beim Werg) wird ein längerer oder kürzerer Zipfel gezogen, je nach der Körpergestalt des Liebhabers der Spinnerin. Die Ziehende sagt dabei: »I wia da r oan zuign!« (Ich werde Dir einen ziehen!) Die Spinnende: »Na, na, i wül koan!« (Nein, nein, ich will keinen!) Es thut ihr aber doch wohl, wenn sie mit dem Rechten geneckt wird.

Das Herausgezogene muss sie gleich verspinnen. Reisst es ihr dabei nicht von der grösseren Menge (Rasen, Rupfen) ab, so »hält er«, d. h. sie wird ihn wirklich auch bekommen.

Das Singen im Rocken. Einige Lieder, die im Rocken gesungen werden, habe ich bereits im Laufe der Darstellung eingeflochten; im Allgemeinen wird recht fleissig gesungen. Das Programm ist äusserst gemischt. Die Stimmbegabteste kann gewöhnlich auch die meisten »Gsanger«; sie singt »an«, die Anderen »glurren« mit.

Wenn die Burschen kommen, wird nimmer so viel gesungen; dann tritt der Tanz in den Vordergrund. Einer spielt auf der Mundharmonika und die anderen tanzen alle miteinander. Sind nicht genug Burschen da, tanzen auch zwei Mädchen zusammen. Ist wenig Platz oder sind viele Spinnerinnen, so tanzen immer nur zwei Paare, die dann von den anderen der Reihe nach abgelöst werden.

Spät Abends erst wird heimgegangen. Jeder Bursch geht mit der Seinen. Wenn es Niemand sieht, trägt er ihr sogar das Spinnrad.

Das Garn.

Eine Arbeit, die auch zum Spinnen gehört, ist das Abhaspeln der Spulen. Alle 60 Umdrehungen macht die Haspel einen Schnapper und das Schock oder Schöckl ist voll. 10 bis 16 Schock machen einen Strähn, je nachdem das Garn gröber oder feiner ist. Mehr darüber habe ich bereits im Laufe der Darstellung mitgetheilt. Nach dem

*) Das Töpfchen am Rocken, in welchem die Spinnerinnen ihre Finger benetzen; gewöhnlich »Legheferl« genannt. Es enthält das »Legwasser«. Das Wort »Scherbm« ist für verschiedene Gefässe gebräuchlich. Die Blumentöpfe an den Fenstern sind die Buschschäabm; ein gewisser pot de chambre heisst gemeinhin Nachtschäabm. Eine schwächliche Weibsperson ist ein »Schäawrl«.

Abhaspeln wird das Garn zum Trocknen auf die Ofenstange gehängt; das »Gspunst« ist nämlich vom Spinnen (Legheferl) noch feucht.

Das Garn hat bis zum Verweben noch einen harten Leidensweg durchzumachen. Es wird zuerst in einer aus Holzasche bereiteten Lauge gesotten, dann im Weiher oder am Bache »ausgefladert« (ausgeschweiht, geschwemmt) und sodann gut ausgewunden. Nun wird es »geschlungen«, damit beim Trocknen die Fäden nicht zusammenkleben. Das geschieht so: Das Garn wird auf eine Stange gehängt und durch zuckendes Anreissen von der wegstaubenden letzten Nässe befreit. Damit es nun vollends trocken, wird es auf dem Boden oder im Freien aufgehängt. Wenn es auf einer Seite trocken ist, kommt es herunter, wird umgedreht, dass es auf dieser Seite auch trocken und wird gleich noch einmal »geschlungen«. Nachdem die letzte »Feuchtn« verdunstet ist, kommt das Garn auf die Ofenstangen in der Stube. Da soll es die »Stumrejschn« (Stubenresche; resch = frisch und trocken) kriegen. Hat es die, wird es auf eine Wurst zusammengedreht und der Kopf durchgesteckt, ähnlich, wie es schon beim Brechen und Schwingen mit dem Flachse geschehen ist.

Jetzt kommt der Bläuel (Gornbluja) vom Boden herunter; das ist ein hölzerner Schlägel. Die Bäuerin oder Magd setzt sich auf den Fussboden nieder und bearbeitet das Garn mit dem Schlägel so lang, bis es weich wird, denn nach dem Sieden war es noch ridisch, hart. Auch soll es durch dieses Schlagen von den letzten Ogen, allerhand Unreinlichkeit, der sogenannten »Lohe« (Lou) befreit werden. Auch wird durch diese Behandlung die Farbe des Garns geändert. Nach dem Spinnen war das Garn roth, »gfluchst«*); nun ist es bereits viel bleicher geworden.

Jetzt dreht man das Garn wieder auf und schlingt es wieder, nun zum dritten Male, aus. Bei diesem Zucken, »Zanken« (Zonka) fällt der weggebläute Staub, die Lohe, heraus. Nun wird der Strähn wieder zusammengedreht; 59 Strähne werden mit den Köpfen auf der gleichen Seite auf einen Haufen gelegt und mit dem sechzigsten zusammengebunden.

Das Garn bleicht man nicht gern, weil es zu unbequem ist. Nur dann, wenn es unter gefärbtes Garn oder Baumwolle verwebt werden soll, unterzieht man es schon vorher der Bleiche.

Beim Weber.

Nun kommt das Garn zum Weber. Die Weberei wird bei uns von Niemandem als ausschliesslicher oder hauptsächlicher Erwerbszweig betrieben. Die Genossenschaft der Nahrungs- und Bekleidungsindustrie in der Bezirksstadt Neuern zählt keinen einzigen Weber als Mitglied. Und doch gibt es bei uns sehr viele Weber, so viel Weber fast, als es Inwohner gibt. Mit sehr wenigen Ausnahmen

*) In Millik heisst man solch röthliches Garn „lejsche“ (lejschig).

schlägt jeder dieser Angehörigen der zweiten und letzten ländlichen Gesellschaftsclasse im Winter seinen Webstuhl auf. Im Sommer geht er seiner Feldarbeit beim Bauern nach, hat auch mit seinen eigenen Grundstücken und seinem eigenen Vieh zu thun, mancher ist auch noch Maurer oder Zimmermann; letzteres gilt besonders von den wenigen Häuslern. Früher haben bei uns auch die Bauern gewebt.

Das Weben (wircha) gilt als Männerarbeit. Sehr selten kommt es vor, dass auch ein Frauenzimmer »wirchen« kann.

Unter der grossen Zahl der ländlichen Weber findet man selbstredend die Handwerkskunst nicht überall gleich entwickelt. Einige gelten als notorische Pfuscher; diese sind auch minder beschäftigt und da nur mit »wirchenem« Garn (Werggarn). Andere wieder »rennen so mit der Herd«, und das sind die Meisten; die Wenigsten stehen im Rufe, Tüchtiges zu leisten. Von den Patzern wird gesagt, dass sie nur »zäunen«, so dass während des Bleichens das Gras durch das schütterere Gewebe spitzt. Auf solchem Gewebe halten sich gerne die Gänse auf. Man beleidigt einen Weber aufs Tiefste, wenn man ihm sagt, durch sein Gewebe könne das Gras durchwachsen, durch sein Gewebe könnten die Gänse fressen. Eine schlecht gewebte Stelle heisst man ein »Webernest«.

Wer Garn zum Weber trägt, darf auf dem Wege nicht umsehen. Es geht ihm wohl nicht gleich wie Lot's Frau, dem Weber aber geht dann gern der »Eintrag« (Einschuss) ab, und man muss ihm dann immer noch Garn nachtragen. Nie wird vergessen, dem Boten diese Vorsicht einzuschärfen.

Aus 60 Strähn Garn sollen 60 Ellen Tuch werden, also von jedem Strähn eine Elle. — Der Weber spult 32 Strähne auf 16 grosse Spulen. Von diesen 32 Strähn soll das Gewebe 60 Ellen lang werden. Der Rest von 28 Strähn gehört zum Durchschliessen. Dann wird in der engen Inmannsstube der Schweifrahmen aufgeschlagen; auf diesen werden die 32 Strähne aufgespannt. Der Umfang desselben beträgt sechs Ellen, die sich auf die sechs Entfernungen der Spangen desselben vertheilen. Diese Eintheilung und Einrichtung der Geräte nach dem alten Ellenmass ist ein Hauptgrund, weshalb das Volk Schnittwaare nur nach Ellen kauft und das Meter immer noch als eine zwecklose neue Einführung ansieht. Auch Schneider und Kaufmann rechnen auf dem Lande nur nach Ellen, und man bringt den Letzteren in Verlegenheit, wenn man einen Stoff nach Metern kaufen und zahlen will.

's Tou.

So heisst das Erzeugniss des Webstuhles in Rothenbaum. Wollstoffe heissen »Tuch«. In Neuern und Millik heisst es Leinwand (Neuern Lai'mad, Millik Lai'wad), Wollstoffe aber »Tou«.

Im Frühjahr wird es in drei Stücke zu je 20 Ellen zerschnitten. Diese Stücke heissen bei uns »Zigl«, im angrenzenden Bayern »Stickal«. Ein 60 Ellen langes Stück wäre zu schwierig zu behandeln.

Zuerst wird die Leinwand mit Aschenlauge gebrüht. Das heisst das »Anbrühen«.

Am anderen Tage kommen die Zügel Frühmorgens auf die Bleiche. Hier werden sie im Grase »aufgezogen«, ausgespannt und die Enden an eingeschlagenen Pflöcken festgebunden. Tagsüber werden sie fleissig gespritzt. Dazu bedient man sich an Bachufern einer hölzernen Schaufel, unter schwierigeren Verhältnissen der »Spritze«, d. i. des Spritzkruges, an welchen vorne die Brause gesteckt wird. Wenn man bedenkt, dass die Leinwand den ganzen Tag feucht sein soll und dazu die Sonne den ganzen Tag auf sie niederbrennt, ist es nicht gar so zu verwundern, wenn in diesen tropischen Verhältnissen fürwitzige Grashälmchen durch die Fensterchen des schütterten Gezäunes zum Lichte emporschlüpfen.

Abends bringt man die Leinwand auf einen sicheren Ort, um sie morgen wieder aufzuziehen. Nur das flächserne Tuch kommt manchmal über Nacht in eine Lauge, die darüber gebrüht wird. In Millik geschieht das mit dem *ganzen* Gewebe und *jede* Nacht. So bleicht man acht Tage fort; dann tritt eine eintägige Pause ein, wenn ein Sonn- oder Feiertag »einfällt«. In dieser Pause wird das Tuch »gesedlt«. Dazu dient das »Sedlfass«. Dieses hat unten ein mit einer »Schützen« (Schieberverschluss) versehenes Loch. Die Lauge wird im Kessel gesotten und auf die Leinwand gebrüht. Es wird fleissig Wasser gesotten und eifrig nachgeschüttet, die Lauge unten abgelassen, wieder gehitzt und zugegossen. Je länger man daraufbrüht, desto schwärzer rinnt es unten weg, desto mehr »Grind« nimmt es mit. Man soll so lang heiss nachgiessen, bis die Reifen des Fasses heiss sind. Diese Arbeit wird einen halben oder ganzen Tag getrieben; über den Feiertag bleibt das Ganze ruhig im Sedlfasse. Montag Früh ist dann das ablaufende Wasser ganz schwarz.

Hie und da wird das Tuch über die Nacht in einen »Kalkguss« gelegt. An die alte, ausgewaschene Asche von der Lauge wird frisches Wasser geschüttet, mit einem Stocke umgerührt und das Ganze dann über das Tuch gegossen.

So wird sechs Wochen fortgebleicht; endlich ist der Zeug wenn auch nicht blendend, so doch halbwegs weiss. Zu blendend weissem Linnen wird er erst nach mehrjährigem fleissigen Gebrauche. Solche Leute, denen es bloss ums Fertigwerden zu thun ist, weil sie mit ihren Nachbarn um die Wette arbeiten, sind auch mit einem graueren Tone zufrieden. Die brauchen auch nur bei meist geringerer Anstrengung in der sonstigen Behandlung 4 Wochen bis 14 Tage zum Bleichen.

Nach der Bleiche wird das Tuch in Seifenwasser gesotten; vom Sieden in der Lauge ist es immer so gelblich geworden. Nun wird die Leinwand gut ausgeputzt, wobei eine recht rauhe Bürste zur Verwendung kommt; mit heissem Wasser abgebrüht, wieder eingeseift, mit dem Waschbläuel auf einer Bank nass ausgetuscht, noch einmal in reinem Wasser ausgewaschen und endlich auf einer Wiese zum Trocknen aufgezogen.

Halb trocken wird sie wieder »zusammengethan«, zu welcher Arbeit drei Personen erforderlich sind, da dies sorgfältig geschehen muss; sodann in breite Falten gelegt und nun in so halb trockenem Zustande (zwiezach, zwiezähe) gemangt. Das Mangeln verleiht dem Tuche ein schon ganz erträgliches Ansehen.

Noch keine Ruhe! Wieder aufziehen, damit die Leinwand vollends trocknet; eine Seite fühlt sich aber immer noch feucht an, daher wird sie umgekehrt, damit auch die untere Seite trocknen könne.

Die Leinwand kommt jetzt in die Stube und wird auf den Tischkanten glatt gerieben, was sie bedeutend weisser erscheinen lässt. Sie wird nun auf den Mangprügel gerollt und auf dem Tische »zusammengemangt«, hierauf in so aufgerolltem Zustande noch einmal mit dem Mangel getuscht, der Mangprügel herausgezogen, die Zeugrolle nun platt geschlagen und der Zügel ist fertig.

Verwendung der Leinwand.

1. Die grobe (wirchene) Leinwand wird zu Säcken, Strohsäcken, Stallschürzen, Hemdstößen (der obere, sichtbare Theil wird aus flächserner Leinwand gemacht), Schuhfutter und Hosenfutter (die Hosen werden über die Oberschenkel hinunter gefüttert, weil man keine Gattien trägt) verschnitten. Diese wirchene Leinwand wird auch in den Kaufläden als Tauschobject angenommen und die Elle mit 20 kr. berechnet. Dafür erhalten die Bäuerinnen Waare. Geld wird dafür nicht gegeben.

2. Aus der feineren flächsernen Leinwand macht man ganze Hemden, Hemdenobertheile, Tischtücher, Handtücher.

In früheren Jahren wurde deshalb so viel Flachs gebaut, weil da nicht nur der fürs Haus nothwendige Bedarf erzeugt wurde, sondern die Leute auch mit den Händlern zu rechnen hatten, die aus dem inneren Böhmen oder aus der Nähe der Sprachgrenze zu unseren Bauern kamen und ihnen die Vorräthe an Tuch abnahmen. Die »Toubejm« leben noch immer in der Erinnerung der »mittelalterlichen« Generation. Das Erträgniss, die »Ausschätzung« vom Flachsbaue, die auch noch aus dem schon einmal erwähnten Erlöse für die »raisende Linset« bestand, war eine der wichtigsten Stützen der alten Bauernwirthschaft.

Der Flachs gibt viel, sehr viel Arbeit, die ganz allein der nimmermüden Frau obliegt und sich durch das ganze Jahr hinzieht, dieselbe immer und immer wieder beschäftigend.

Der Flachsbau und die Flachsverwerthung haben das deutsche Frauenleben von vielen Jahrhunderten ausgefüllt, mit stillsinnigem Geiste durchdrungen, durch die Uebung der schönsten häuslichen Tugenden veredelt und für uns mit romantischem Reize umgeben. Wer könnte sich die traute Idylle der altdeutschen Wohnstube ohne die Frau am Spinnrade denken? So konnte auch der Sänger der »Glocke« die züchtige Hausfrau nicht preisen, ohne von ihr zu singen:

... Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
 Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
 Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
 Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein.
 Und fügt zum Guten den Glanz und den Schimmer
 Und ruhet nimmer.

Todtendichtung.

Aus dem Nachlasse Joseph Schwarzbach's, herausgegeben von Dr. Arthur Petak,
 Klagenfurt.

II.

(Schluss.)

Oder an ein junges Weib:

[49] Schlumm're süß, Du theure Hülle,
 Ach zu kurz war unser Glück!
 In der Jugend schönster Fülle,
 Doch als Mutter schon geprüft,
 Rief Dich eine höhere Macht — — —
 Und zu unserem grössten Schmerzen
 Sankest Du in Grabesnacht.

Oder die Ruhe des Todes gegenüber dem leidvollen Leben preisen, wie:

[50] Nun ist des Leidens Kelch geleert,
 Nach langen Kampfes Mühen
 Ist ew'ge Freude Dir bescheert,
 Ist Ruhe Dir verliehen! —

Ebenso:

[51] Ganz sorgenvoll auf dieser Erde,
 Rief Gott Dich hin zur bessern Welt,
 Damit Dir dort die Ruhe werde,
 Wo keine edle Freude fehlt.

Und:

[52] Ach, Vater, hart bist Du von uns geschieden,
 Doch nun lebst Du bei Gott im ew'gen Frieden.
 Von dort her flehen wir um Segen
 Und Glück auf allen Lebenswegen.

Zuletzt noch einen wohl hübschen, aber nicht wurzelechten Spruch:

[53] Was Gottes Wille ist, geschehe!⁴ ○
 Mehr können heute wir nicht sagen
 Vor bitt'rem, tiefem Herzenswehe,
 Weil sie auch Dich zu Grab getragen.

Ein's tröstet uns an Deinem Grabe,
 An dem wir tiefbekümmert steh'n:
 Es tröstet uns die Himmelsgabe,
 Der Glaube an ein Wiederseh'n!

III. Gruppe. Mittheilungen über den Todten.

Da sind in erster Linie Lobsprüche anzuführen, wie:

[54] Achtung ihrem Namen!
 Der Gattin dieses Denkmal!
 Segen ihrem Andenken!
 Ruhe ihrer Asche!

Oder:

[55] Sie war sanft und christlich mild,
 Bewahrt' in sich stets Gottes Bild,
 War als Mutter treu und gut,
 Tag für Tag voll Arbeitsmuth.
 O, dass gebrochen dies edle Herz,
 Ist ihrer Tochter grosser Schmerz.

Ebenso:

[56] Sanft und ruhig schlief sie ein,
 Denn ihr Herz war edel, rein;
 Ehrte Gott, Religion,
 Nun steht sie verklärt
 Vor Gottes Thron.

Desgleichen über männliche Personen. Vergleiche:

[57] Er liebte hier den holden Frieden,
 Arbeit war stets seine Freud',
 Drum schied er getrost von hienieden
 Zur seligen Ruh' in die Ewigkeit.

Oder:

[58] Frommer Glaube hier im Leben,
 Treu und bieder war sein Streben;
 Voll der Hoffnung noch im Sterben
 Schied er, segnend seine Erben. —

Siehe nun, mein lieber Christ,
 Was es um den wahren Glauben ist,
 Halt' Dich immer fest daran,
 Treuer Glaube macht den Mann.

Volksthümlicher dagegen:

[59] Er war ein Bauer nach altem Schlag,
 Der sich bemüht hat jeden Tag.
 O Herrgott, sei ihm gnädig gleich
 Und nimm ihn auf in Dein Himmelreich!

Dann Wehklagen um die Mutter:

[60] Uns're Mutter hast genommen,
 Gott erhör' doch arme Waisen!
 Lass sie bald in den Himmel kommen,
 Dort oben ewig dich zu preisen.

Oder mit Uebergang zu einer Rede der Todten und Betonung der Marienverehrung:

[61] Ach, die Mutter todt! — o bitt'rer Schmerz, ○
 Fast brach darob der Kinder Herz,
 Der Gatte weint am frischen Grab,
 Ach, wo sein Liebstes sank hinab;
 Jedoch, o hört — vom Himmel dort,
 Wo tröstend tönt der Sel'gen Wort:
 O Gatte, Kinder, weinet nicht,
 Die Mutter, Ihr verlor't sie nicht,
 Ich hab' Euch ja auf dieser Welt
 Ganz in Mariens Schutz gestellt.
 Die sei Euch Mutter, Führerin, Freund,
 Zu dieser geht, so oft Ihr weint,
 Sie, die bei Gott so Vieles kann,
 Sie ruft im ganzen Leben an;
 Bis einst auch Ihr gelangt zur Freud'
 Mit ihr und mir in Ewigkeit.

Ebenso dramatisch bewegt in den Worten:

[62] Zehn Kinder knien weinend um das Grab:
 „Ach, mit der Mutter sank all unser Trost hinab!“
 Der gute Vater weinet mit und spricht:
 „Sie war uns Alles, o vergesst sie nicht.
 Gelobt am Kreuz hier, christlich fromm zu leben
 Und stets der Mutter Vorbild nachzustreben.
 Dann lasst uns fest auf Gott vertrauen,
 Wir werden sie einst wiederschauen!“

Insbesondere den frühen Tod eines jungen Weibes betonend:

[63] Zu früh zerschnitt des Todes Hand
 Der treuen Gatten Liebesband,
 Die Mutter nahm den Säugling mit,
 Da sie von hier hinüberzieht,
 Um einstens in dem besser'n Leben
 Dem Gatten ihn zurückzugeben.

Ebenso individuell:

[64] Noch sind nicht die Thränen trocken,
 Die wir geweint an Mutters Grab,
 Ertönen wieder Trauerglocken,
 Man senkt den Vater auch hinab.
 Umgeben von dem Todesschauer,
 Schwand von uns, was uns war werth;
 Drum sind gehüllet wir in Trauer.
 Eltern uns so hoch geehrt,
 Eltern Segen, Gottes Segen,
 O! so sprecht ihn uns herab,
 Und wir schauen Euch entgegen,
 Wenn uns winket auch das Grab.

Daran schliessen sich Sprüche, die den Todten glücklich preisen, weil er die Ruhe des Grabes gefunden. Vergleiche:

[65] Ihm ist wohl, er ist nun drüben
 In dem selig frohen Ort,
 Doch im Herzen seiner Lieben
 Blutet stets der Schmerz noch fort.

[66] Ausgekämpft hat er den Kampf der Leiden,
 Schloss vergnügt die müden Augen zu,
 Engel brachten ihm die Palmenzweige,
 Und er ging in Gottes Ruh'.

Desgleichen:

[67] Mühsam waren ihre Lebenszeiten,
 Hart verdienten sie ihr Brod,
 Schmerzlich ihre Kränklichkeiten,
 Doch sanft und duldend war ihr Tod.

[68] Sie lebt in Gott, sie ist nicht todt —
 Im Grab' blüht neues Morgenroth.

Mit Uebergang zur directen Anrede:

[69] Hier ruht im kühlen Schoss der Erde
 Die gute Mutter voll Beschwerde,
 Wer Dich gekannt, der muss es sagen,
 In Dir hat stets ein edles Herz geschlagen.
 Oft werden wir an Dich gedenken,
 Dein Grab mit uns'ren Thränen tränken;
 Doch stilltet unser traurig Fleh'n
 Ein Trost: dass wir Dich wieder seh'n.

Endlich Sprüche auf Vertreter verschiedener Stände. So über einen 78jährigen Bauernsohn von Anthering,*) nach einem sehr bekannten Grabspruch:

[70] Seine Jahre sind zu Ende,
 Es richten Gottes Hände,
 Was er sich verdienet hat.
 Er muss in das kühle Grab.

 Dem Kaiser über vierzehn Jahre
 Erfüllte treulich er die Pflicht;
 Doch er vergass auch bis zur Bahre
 Den Herrn aller Herren nicht.

Ueber eine Jungfrau:

[71] Sterbeglöcklein klang vom Thurm herab:
 „Eine Jungfrau ist geschieden!“
 Da that sich auf ein stilles Grab,
 Drin ruht die Jungfrau in Frieden.

[72] Oefters mitten schon in diesem Thränenthal
 Wähnte sie zu schauen liebe Engelein,
 Welch ein selig freud'ger Wiederhall,
 Diese luden sie zur ew'gen Heimat ein.
 Ja, dort ist der Lohn der Jungfrau für die Tugend
 Und der Preis für sanftes Dulden in der Jugend.

*) Anmerkung von Schwarzbach.

Ueber einen Bildhauer:*)

[73] Ruh'n im Frieden lass die Seele, ○
 Die ich Jesus Dir empfehle;
 Führ sie bald aus heisser Gluth
 Durch Dein heilig kostbar Blut.
 Seine Kunst, für die er lebte,
 Schmückt gar manches Gotteshaus;
 Drum reicht das, was er erstrebte,
 Ueber diese Welt hinaus.
 Voll wird erst vor Gottes Thron
 Seines regen Fleisses Lohn.

Einem alten Lehrer:

[74] Die Kinder konnt' er freilich nicht mehr lehren,
 Doch zierte er noch Priester und Altar
 Und schlug die Orgel seinem Gott zu Ehren,
 Als schon der Augen Licht erloschen war.
 Drum leuchte ihm das Licht im Himmel droben,
 Und ewig mög' er seinen Schöpfer loben.

Auch über einen Verunglückten, und zwar ein dreitheiliger Spruch. In der zweiten Strophe wird er direct angeredet, in der dritten ergreift er das Wort:

[75] Gerichtet war sein Streben in diesem Erdenleben,
 Zu schaffen und zu rathen für Kinder und Gattin,
 Gleich in Liebe und Treu bedacht für das Wohl der Seinen,
 Ging er ja fort und kam nicht mehr nach Haus;
 Eltern, Weib und vier Kinder warteten vergeblich darauf.
 Doch es war Gottes Wille; er fand allzu früh im Wasser sein Grab.

Nun schlumm're sanft im süßen Frieden,
 In welchen Dich der Herr versetzt;
 Sieh', weinend klagen Deine Lieben,
 Dass ihnen Niemand Dich ersetzt.

Ich bitte Jeden um ein Gebet,
 Der hier vor meinem Grabe steht.

IV. Gruppe. Allgemeine Gedanken.

Fehlt auch in dieser Gruppe meist der individuelle Charakter, so ist dafür die Innigkeit der Empfindung und die Tiefe des Gefühles hervorzuheben. So in den Sprüchen von der Vergänglichkeit:

[76] Des Todes Stund' ist unbestimmt
 Für Alle hier auf Erden;
 Wann Gott der Herr die Seele nimmt,
 Kann nicht errathen werden.
 Drum Menschen, lebet gut und rein!
 Nur dies kann Euch einst nützlich sein;
 Kein' Tag noch Stund' Ihr sicher seid,
 Drum wachet, betet allezeit!

*) Anmerkung von Schwarzbach.

Oder:

[77] Was anders ist des Menschen Leben, ○
 Als nur ein kurzer flücht'ger Traum!
 So schnell muss es der Erd' entschweben,
 Wie ein Stein versinkt in Wassers Schaum.

Doch glücklich wer in jungen Tagen
 Versöhnt mit Gott von hinnen scheidet,
 Erlöst von allen Erdenplagen,
 Sich an des Himmels Freuden weidet.

Nur dort ist Friede, Heil und Wonne,
 Bei Gott in seiner Gloriensonne.

Desgleichen der Kunstdichtung zuzuweisen:

[78] Wenn sich ein Grab geschlossen, ○
 So wächst das Gras darauf,
 Und was der Mensch genossen,
 Und was ihn hat verdrossen,
 Das weckt ihn nicht mehr auf.

Wie bald bist Du vergessen,
 Du armes Menschenherz!
 Die Vögel singen weiter,
 Die Menschen bleiben heiter,
 Die Welt ist voller Scherz.

Drum flieh', o heil'ges Herze
 Des Heilands, Dir ich zu;
 Nimm, wenn im letzten Schmerze
 Mir scheint die Sterbekerze,
 Mich auf zur ew'gen Ruh.

Dagegen werthvolle Volkslyrik:

[79] Was geboren ist auf Erden,
 Muss zu Staub und Asche werden.
 Wie das Korn ins Feld gesäet,
 Reich an Aehren auferstehet,
 So werden wir uns wiederseh'n,
 Denn der Glaube kann nicht untergeh'n.

Ich bitte Jedes um ein Gebet,
 Das hier vor meinem Grabe steht.

Ebenso:

[80] Auf Erden ist kein bleibend Glück,
 Wir blüh'n nur einen Augenblick,
 Wir fallen gleich der Blume ab
 Und sind nie sicher vor dem Grab.

Hierher zu stellen ist auch ein Spruch von der Todtenglocke:

[81] Ein Glöcklein ernst und helle ○
 Vom Thurme oftmals ruft:
 Dass der Herr nun eine Seele
 Vor sein Gericht beruft.

Geschlossen ist das Leben;
 Es steht still das Herz,
 Und Tugend kann nur heben
 Die Seele himmelwärts.

Dort besteht das wahre Leben!
 Hier besteht es nicht.
 Ich will auch den Himmel gehen,
 Gott ist's, der so spricht. —

Kein Tag ist hier geborgen;
 Drum denke oft daran,
 Dass Dir vielleicht schon morgen
 Dies Glöcklein klingen kann.

Dann Betrachtungen über ein langes Leben:

[82] Das längste Ziel von Lebenstagen
 Ist meist siebzig, achtzig Jahr,
 Ein Inbegriff von tausend Plagen,
 Auch wenn es noch so glücklich war.
 Geflügelt eilt mit uns die Zeit
 In eine lange, lange Ewigkeit.

Aus einem anderen Gesichtspunkte:

[83] Wenn ein Greis nach langen Jahren
 Müde sich zur Ruhe legt
 In die stille Todtenbahre
 Und seine Seele aufwärts strebt,
 Dann lasst uns unser Ziel betrachten
 Und rufet ihm von Herzen zu:
 O Herr! gedenk nicht seiner Fehler
 Und schenke ihm die ewige Ruh'!

Sprüche von der Todeszuversicht:

[84] Das Grab ängstigt mich nicht,
 Da es mir eine Himmelsleiter ist.

Oder:

[85] Himmelsfrieden,
 Lohn der Müden —
 An des Grabes Rand
 Grenzt unser Heimatland.

Sehr wirkungsvoll durch den Contrast:

[86] So traurig ist das Sterbebett,
 Wenn Kinder es umstehen,
 So fröhlich ist das Himmelreich,
 Wenn wir uns wiedersehen.

Trost in Gott sucht der Spruch zu geben:

[87] Glück oder Unglück, Leben und Tod.
 Armuth und Reichthum kommen von Gott.

Zum Schluss ein Wort über das Mutterherz:

[88] Ein Mutterherz! nur wer es kennt,
 Wer recht vom Grund es kennt,
 Der weiss, was man verliert an ihm,
 Weiss, was kein Schmerz benennt.

V. Gruppe. Kindergräber.

Das Kind bittet die Eltern, nicht zu weinen. Vergleiche:

[89] Liebe Eltern wischt ab die Thränen,
 Ich bin an dem bestimmten Ort;
 Gott wird meine Unschuld krönen,
 Drum ruft er früh mich fort.
 Ich sag' Euch viel tausend Dank
 Für alle Müh' und Plag',
 Die Ihr an mich verwendet habt
 In meinen jungen Jahren.

In breiterer Ausführung:

[90] Ich schied von Euch auf kurze Zeit, ○
 Dies glaubt mit voller Zuversicht,
 Und ging ins Land der Seligkeit,
 Drum, liebe Eltern, weinet nicht!

 Jetzt will ich da vor Gottes Thron
 Für Euer Glück stets fleh'n
 Und mit der ew'gen Lebenskron'
 Euch jubelnd dann entgegengeh'n.

 Daher trocknet Eure nassen Wangen
 Und stillt Euren Thränenguss,
 Denn seht, ich bin ja nur gegangen
 Den Weg, denn Jeder gehen muss.

An die Mutter und Geschwister:

[91] Liebe Mutter und Geschwister, weinet nicht!
 Weil ich von Euch geschieden,
 Denn mich nahm der liebe Gott
 Und gab mir seinen Frieden.
 Mich wird im besseren Leben,
 Der mich nahm, der liebe Gott,
 Euch einst wieder geben.

Das Kind nimmt Abschied:

[92] O Ihr lieben Geschwister und Freunde,
 Ich kann jetzt nicht mehr bei Euch sein,
 Denn dem lieben Gott hat es gefallen,
 Mich zu trennen von Euch Allen.
 Kein Trost war wohl für Euch jetzt mehr,
 Als nur ein einstiges Wiedersehen,
 Wenn wir Alle aus dem Grabe gehen.
 Wenn Ihr um mein Grab her steht,
 So denkt nur, dass Alles vergeht,
 Und ich rufe Euch noch zu:
 O wünschet mir die ewige Ruh'
 Und betet mir ein Vaterunser dazu.

Ebenso:

[93] Lebt wohl, Geliebte, bis zum Wiederseh'n,
 Wann uns des Richters Stimme ruft:
 Dreizehn Jahre kaum sah ich vorübergeh'n,
 Musst schon steigen in die enge, düst're Gruft.
 Doch klaget nicht, vorüber sind die herben Stunden,
 Ich habe meinen Gott, mein Heil gefunden!

Oder es bittet, den Vater zu trösten, in den berühmten Worten:

[94] Mutter, wenn der Vater fraget,
 Wo ist denn mein liebes Kind?
 Wenn er weint und um mich klaget,
 So sag', dass ich im Himmel bin.

Desgleichen:

[95] Mutter, wenn der Vater fraget,
 Wo ist unser Liebling hin?
 Wenn er weinend um mich klaget,
 Sag', dass ich im Himmel bin. —
 Vater, wenn die Mutter weinet,
 Trockne ihr die Thränen ab,
 Pflanze, wenn die Sonne scheint,
 Eine Thräne ihr aufs Grab.*)

Ebenso findet sich das bekannte Wort vom Rosengarten, verbunden mit einem anderen typischen Grabvers:

[96] Hier lieg' ich im Rosengarten,
 Muss auf meine Eltern und Freunde warten.
 Hier lieg' ich und muss verwesen,
 Was Du bist, bin ich auch gewesen,
 Was ich bin, wirst auch Du noch werden,
 Bet' für mich, so lang Du lebst auf Erden.

In einem anderen Sterbeandenken vergleicht sich das Kind mit einer Rose:

[97] Ich bin ein schöner Rosenknopf,
 Wollt' eine Rose werden,
 Weil Gott mich aber lieber hat,
 So bleib' ich nicht auf Erden.

Oder wird von den Ueberlebenden mit einer solchen verglichen:

[98] Mutter, Geschwister, lindert Eure Schmerzen,
 Betet Gottes Vorsicht an,
 Und verbannt aus Eurem Herzen,
 Was man niemals ändern kann.
 Gott gefiel die junge Rose,
 Und er pflückte sie für sich —
 Nun trägt er sie in seinem Schosse,
 Und sie blühet ewiglich.

Dann wieder freut es sich seines Unschuldskleides:

[99] Ich hab' ein Kleidchen, wunderschön,
 Könnt' nicht besser und zierlicher stehn:
 Es ist nicht genäht, nicht gewebt noch gestrickt,
 Der Heiland im Himmel, der hat mir's geschickt.

*) Schwarzbach corrigirt: „Eine Rose mir aufs Grab.“

Und wie wird denn dieses Kleidchen genannt,
 Das der Vater vom Himmel gesandt?
 Man nennt es die Unschuld — ein Lillienkleid,
 Das Gott und die Engel im Himmel erfreut.

Oder es tröstet seine Spielgenossen:

[100] O liebe Kinder, sehet,
 Des Todes Sense mähet!
 Ich war noch nicht ganz neun Jahre,
 Da begleitet Ihr mich schon zu Grabe!
 Nach vielen Leiden nahm mich Gott
 In seinen Frieden durch den Tod.

Seltener sprechen die Eltern das gestorbene Kind an. Zum Beispiel:

[101] O wie wir weinen! — Anna, wenn Du's wüsstest,
 Du knietest, Urlaub heischend, an dem Throne
 Des Herrn, Du legtest Deine Dulderkrone
 Dem lieben Gott zu Füßen, kämest wieder
 Zu Deinen Lieben, die um Dich so klagen,
 Die Dich geliebt und lieben, nicht zum Sagen.

Oder klagen zu Gott:

[102] Schwer, o Himmel, hast Du uns geschlagen,
 Namenlos ist unser Schmerz.
 Hilf uns mit, das herbe Leid ertragen,
 Sonst verzagt unser armes Herz.

Schliesslich fehlt auch der Glaube, dass die Kinder zu Engeln werden, nicht. So bietet Schwarzbach ein Sterbeandenken mit folgendem Prosaspruch.

[103] Herr, zur grossen Freude gabst du uns dies Kind.
 Hoffnungsberechtigt sahen wir schon als dessen Ziel
 Die beste Stütze für unsere alten Tage.
 Doch nein! In Deinem Rathschluss lag es anders,
 Du brauchst Engel in Deiner Herrlichkeit
 Und wir einen Fürsprecher mehr bei Dir, o Gott,
 Drum sei Lob und Preis Deiner Allmacht und Güte!

Alte deutsche Volkslieder.

(Aus einem Liederbuche des 18. Jahrhunderts.)

Von Dr. Michel Urban, Plan.

Gelegentlich der Studien über die Kunde meiner lieben deutschen Heimat wurde mir Gelegenheit geboten, das wohlgeordnete Archiv der Planer Stadtpfarrei eingehender durchzumustern, und hiebei fand ich hinter in Schweinsleder gebundenen Foliobänden ein geschriebenes Buch (Grossquart, 177 Seiten), das folgenden Titel führt: »Der Kuhriohse, Künstliche und Lustige Zeit-Vertreiber. Erster Theil.*) P. Andrae Jacobi Wenceslai *Schmidt*, Dechant in der Stadt

*) Einen zweiten Theil vermochte ich nicht aufzufinden; doch dürfte er vorhanden sein.

Plan, Anno 1733.«*) Als Merkspruch steht auf der nächsten Seite: »Wer Bücher schreiben will, die wohl sollen abgehen, der seh', dass drinnen nur mag viel zu lachen stehen.«

Dieses Buch enthält neben lateinischen Anagrammen, Epigrammen, Logogriphen, Logozyphen, witzigen Grabschriften, Räthseln und Anleitungen zu Gesellschaftsspielen auch Dichtungen in deutscher Prosa und Versen (Lieder), die alle durchwegs mehr oder minder dem angeführten Leitspruche gerecht werden. Von den Liedern sind jene, welche die politische und die religiös-sociale Bewegung des 17. und 18. Jahrhunderts im satirischen Gewande zur Darstellung bringen, besonders nennenswerth; so müssen einige, zum Beispiel der »Schwedische Katechismus«, das »Tragl-Spiel über Pohlen«, »A. 1743, Epaeresis medica über die gegenwärtige Constitution deren Europäischen Höfen«, »Concilium deren Europäischen Potenzen, wegen den in Zügen liegenden von einem Theil erwählten polnischen König Stanislai Lezinsky A. 1733« u. A., trotz des satirischen Gewandes, dennoch als plastische Zeitgemälde aufgefasst werden.

An dieser Stelle will ich jedoch genanntem Liederbuche des Planer Dechants Schmidt nur einige jener Lieder entnehmen, die das unverfälschte Volksgewand des 18. Jahrhunderts tragen und daher für jeden Folkloristen ein hohes Interesse haben.

Diese sind:

I. Dess Torstenssons Vatter Unser.

Mein Torstensson weiss was?

Du kannst noch nicht das *Vatter Unser*,

Ich glaub, dass auf Erden jemals

Ein Schalk gewesen, als *der Du bist*;

Du stielst und raubst und trachst nach Schatz,

Darum wirst hab'n gar kein Platz *im Himmel*.

Du suchst nur Ruhm und eitel Ehr',

Fragst nicht darnach, ob Gott der Herr *geheiliget werde*,

Du hast verdient, und darfs wohl sagen,

Dass man sollt an den Galgen schlagen *Dein Nam'*.

Viel Gold und Geld so Du bekommen,

Und überall hinweg genommen *zu uns komme*;

*) P. Andreas Jacob Wenzel *Schmidt*, weiland Dechant in Plan, war ein fruchtbarer, weil ameisensleißiger Historiograph seiner Vaterstadt. Er ist am 24. Juli 1678 geboren und starb am 21. October 1752 in Plan. Seine rein geschriebenen Bücher (Foliobände) füllen einen grossen Archivschrank aus. Von seinen vielen Werken seien hier nur genannt: 1. „Annales Planenses, d. i. Jahrbuch der Herrschaft und Stadt Plan, in welchem die Geschichten deren Kirchen, der regierenden Herrschaften, Geistlichen, Amtsofficiere, Magistrats u. s. w. beschrieben sind, bis anno 1730.“ 2. Die Fortsetzung, respective Ergänzung des genannten Folianten findet sich in einem dicken Band, der den Titel führt: „Memorabilia, quae contigerant ab A. 1730.“ Die letzte Nachricht schrieb Dechant Schmidt am 6. October 1752 in dieses Buch. 3. „Consignatio, deren Kirchen, Schloss, Häuser in der Stadt“ (3 Foliobände mit 1204 Seiten). 4. „Nucleus mundi, d. i. Weltkern“ (5 Foliobände). 5. „Lürgerliches Stammenbuch der Stadt Plan“ (3 Foliobände mit 1526 Seiten) u. a.

Ich zweifle nicht, Du loser Gesell,
 Dass dort sein wird die ewige Höll' *Dein Reich.*
 Mein Torstensson, bild' Dir's nicht ein,
 Dass allzeit soll gescheh'n nur *Dein Wille;*
 Alles Unheil, so Du für und für
 Geübt hast, Gott geb', dass Dir *geschehe.*
 Wollte Gott, dass auf der ganzen Erden
 Kein Torstensson sollt' g'funden werden *wie im Himmel,*
 Weil denn Deiner Niemand begehrt
 So bist Du im Himmel erst nichts werth *also auch auf Erden.*
 Was Du mit Unrecht und mit Sorgen
 Uns gestohlen, wart' nicht bis morgen *gieb uns heunt;*
 Du nimmst alles weg, führst es von dann,
 's ist doch nicht Dein, wer ist es dann? *Unser!*
 Mein Torstenson, Du wilder Frass,
 Du bist nicht werth, dass Du iszt — das *tägliches Brot;*
 Durch Stehlen und Rauben wirst reich,
 Dass Dir der liebe Gott verzeih *und vergebe.*
 Wir werden durch die Hölle gerochen,
 Denn der Himmel ist schon versprochen *uns;*
 Der Teufel wird Dich doch einschliessen,
 Was gilt's, Du wirst doch zahlen müssen *unsere Schuld!*
 Weil Du der Kirchen nicht unterthänig,
 So wird Dir Gott ebenso wenig *als auch wir vergeben,*
 Gieb her, was Du uns gestohlen hast,
 Dass wir bezahlen die grosse Last *unseren Schuldigern.*
 Du sprichst: Soldat verschon' die Pferde nicht,
 Was nicht will gehen, das treibe mit *und führe!*
 O Teufel, du fauler H...-Sohn,
 Komb bald und hol den Torstensson *uns nicht!*
 Wie Du *Olmütz* hast können tentiren;
Brünn hast wollen auch verführen *in Versuchung,*
 Aber solches wiederstund viel zu sehr.
 Du schriest: Verlass uns nicht, o Herr *sondern erlös' uns!*
 Gott hört nicht auf Deine falsche Bitt',
 Er wird auch nicht erlösen Dich *von dem Uibel.*
 Am Podagra leidest grosse Schmerzen,
 Das gönnen wir Dir vom Grund des Herzen *Amen.*)*

II. Soldaten-Segen.

Der Soldat spricht den Prädicanten gar freundlich also an:

Gott grüss euch, lieber Domine,
 Wie thut euch doch das Reiten weh';
 Gott sei mit euch, das Pferd mit mir,
 So reite ich und gehet ihr!

Lieber Herr Domine, steigt ab,
 Damit ich auch zu reiten hab':
 Gebt mir den Beutel auch darzu,
 So habt ihr von mir Fried' und Ruh!

*) In diesem echt volksthümlichen Liede kommt all der Jammer und das Elend zum ungeschminkten Ausdrucke, welche die Schweden über Mitteleuropa, besonders aber über Oesterreich gebracht hatten. Der rachedürstige Volkszorn hat sich hier in das Gewand des reinsten Volksgebetes, des Vaterunser, gekleidet.

Prädicant:

Nein! ich bin ein geistlicher Mann
 Und hab' euch nie ein Leid gethan;
 Darzu so bin ich auch befreit,
 Dass mich nicht sollen solche Leuth
 Antasten! Ist auch für euch keine Ehr',
 Weil es verboten Gott, der Herr:
 Wer antast't einen geistlichen Mann,
 Der tastet Gottes Aug-Apfel an!

Soldat:

O Herr, wie könnt' ihr Geistlich' sein?
 Ein Geistlicher reit't zu Fuss herein:
 Ja, wenn ihr auf einen Esel ritt,
 Dann liess ich euch gewiss in Fried;
 Wann Christus auf ein Pferd geritten,
 Hättens die Pharisäer nicht gelitten!
 Ihr sagt: Ihr thut mir gar kein Leid!
 Darauf geb' ich euch diesen Bescheid:
 Ihr betet gar oft wider mich,
 Und alle Soldaten embsiglich,
 und sprecht: Da pacem, Domine!
 Das thuet uns im Herzen weh.
 Sollt ihr von Gott den Fried' erwerben,
 Müsst mancher Soldat Hunger sterben;
 Dass ihr wollt aber in Freiheit leben
 Und Niemand was von eurem geben,
 Darzu spricht Christus lauter nein,
 Wie auch alle Apostel sein:
 Gebet dem Kaiser zu jeder Frist,
 Was sein, und Gott, was Gottes ist.
 Wer auch dem Geringsten gebet was,
 Der leihet Gott auf Wucher das;
 Wird't ihr nun euer Pferd hergeben,
 Wird er euch g'wiss dann zweie geben.
 Gotts-Aug-Apfel tast ich nicht an,
 Weil ihr seid kein recht geistlicher Mann!

Prädicant:

Ei, lieber lass mich reiten fort,
 Geht hin in Fried', braucht kein Wort,
 Da ich kein' Bibel hab' bei mir,
 Dass ich mit euch d'raus disputir!
 Thut ihr mir G'walt, wird's Gott, der Herr,
 Am jüngsten Tag euch rechnen schwer!

Soldat:

Herr Domine, wollt ihr dann borgen
 Zum jüngsten Tag, so seid ohn' Sorgen:
 ch will alsdann zahlen fein,
 Wenn wir anderst beisammen sein.

Kommt ihr aber in die Höll hinein
 Und ich werd' droben im Himmel sein;
 Oder ich in der Höll' und ihr im Himmel,
 So gieb ich euch nichts um eu'ren Schimmel.

Drumb lasst mir folgen jetzt euer Pferd
 Auf Borg, weil ich's im Guten hab' begehrt:
 Sonst gieb ich euch mein Pulfers ein,
 Das wird euren Magen purgiren fein.

Will euch mit meiner Salben schmieren,
 Dass ihr hinfort nicht dörrt studieren,
 Ein Pillulein, zwei oder drei,
 Sie machen euren Beutel frei.

Der Geldsucht helfen bald sie ab,
 Dass ich vom Lohn zu zehren hab',
 Ein kleines Röhrlein zum Klistiren,
 Hab' ich, damit euch zu kuriren.

Auf dass ihr nicht dörrt tragen schwer,
 So gebt euern Stock und Mantel her;
 Greif zu, Jung, halt' das Schimmelein,
 Bis ich mit ihm werd' fertig sein.

Prädicant:

Sein das gute Wort, so hol's der Teufel!

Soldat:

Und euch darzu ohne Zweifel!
 Jung, reit Du fort in Wald hinein,
 Da will ich gar bald bei Dir sein!

Prädicant:

O wehe, o wehe! Der grossen Noth!!

Soldat:

Schreit nicht, ich schiess euch nicht todt;
 Leibs und Lebens ihr versichert seid,
 Kein bö's Wort hört von mir ihr heut.

Ich brauch' nur gute Wort', die grosse Kraft
 Hab' durch meines Segens Eigenschaft.

Prädicant:

Verflucht sein solche Wort und Segen,
 Wenn einer fürchten muss den Degen;
 Muss Pferd, Geld und Kleider dahinter lassen.

Soldat:

Adio! ich reit' eine andere Strassen!
 Kommen wir ein andermal zusammen,
 Segne ich euch wieder in Gottes-Namen!

Prädicant:

Strick zu, Du loser Galgen-Dieb!

Soldat:

Hätt' ihr mehr Geld, das wär' mir lieb:
 Ich wollt' euch alles nach der Bausch
 Durch meinen Segen treiben aus.

Dann ich ein Apotheker bin,
 Helf manchem mit meiner Medicin;
 Will man die Haut behalten ganz,
 So folg' er meiner Ordinance,

Mein guten Worten, guter Lehr!
 Drumb geht jetzt haimb, mein lieber Herr:
 Geht haimb in nomine Domini,
 Und beichtets keinem Homini;

Sonst werdet ihr nur ausgelacht —
 Wünsch' euch hiemit eine gute Nacht!

Prädicant:

Ziehe Du im Namen aller Diabel,
 Die holen Dich auf der Hexen-Gabel
 Mit Leib und Seel, Du Dieb, Du Schelm!

Soldat:

Wer weiss, was ihr führt in dem Helm?
 Ha-Ha! ich mnss euer lachen,
 Dass ihr euch wollt zornig machen!

Beide zugleich:

Adje, geht haimb, Herr Benevale!
 Und Du den Hals abfalle,
 Du Räuber, Mörder, böser Tropf,
 Du Dieb und rechter Mause-Kopf!

* * *

Dies Liedlein gesungen hat
 Ein Prädicant und ein Soldat,
 Dem Prädicanten ist's nicht g'lungen,
 Der Soldat ist mi'n Schimmel entsprungen.*)

III. Das sächsische Vater-Unser.**)

Wo der Schwede kehret ein,
 Heisst es nur aus lauter Schein *Vater*.
 Man hört auch zur selben Frist,
 Was Du nun hast, dasselbige ist *unser*;
 Darauf antwortet ihm der Bürger:
 Dass Dich der Henker hol, Du Würger, *der Du bist*.
 Gewisslich Dich noch treffen wird,
 Der Mächtige, der All's regiert *in dem Himmel*.

*) Dieses Wechsellied, bei Schmiedt „Singgspül“ geheissen, ist ein treues Spiegelbild seiner Zeit und man könnte ihm, wie auch Nr. I und Nr. III, mit Recht den Titel „historisches Volkslied“ geben.

**) Bezieht sich auf die Zeit des sogenannten „Nordischen Krieges“ (1700—1721), während welcher, vorzüglich aber im Jahre 1700, die Schweden arg in Sachsen hausten.

Als Gott gieb, dass sie kommen nun,
 Auf dass Du durch Dein Ehr' und Ruhm' *geheiligt werde;*
 Es lebet ja kein Volk auf Erd'
 Durch welches gelästert werd' *Dein Nam.*
 Sie thun uns grosse Uiberlast
 Und sagen: Alles, was Du hast *zu uns komme;*
 Ach lieber Gott, wenn sie nur könnten,
 Zu plündern sie sich unterständen *Dein Reich.*
 Wann Du sie Alle wollt'st erschlagen,
 Würden wir mit Freuden sagen: *Dein Wille geschehe!*
 Wann wir los hätten diese Pein,
 Wir arme Bauern würden sein *wie im Himmel.*
 Ich weiss nicht, wo das Volk hing'hört,
 Sie seind ja nicht den Himmel werth, *also auch auf Erden;*
 Sie nehmen unser Gut und Hab',
 Sie schneiden von dem Munde ab *unser täglich's Brot,*
 Dass man sie doch in einer Nacht,
 Erschlagen kunt mit ganzer Macht *gib uns heute!*
 Wir haben alles zwar verschuld't,
 Doch nehme uns in Deine Huld *und vergib uns unsere Schuld!*
 Mit Töchtern sie Muthwillen treiben,
 Und dieses selbst mit unseren Weibern, *als auch wir,*
 Das sehen unsere Augen schier,
 Doch müssen alles ihnen wir *vergeben.*
 Und mit fast grosser Ungeduld,
 Dann wir auch uns're Schuld *unsern Schuldigern;*
 Herr im Himmel, wir heben die Hände auf
 Und bitten Dich: Geht's auf die Schweden drauf . . . *führe uns!*
 Niemand fast ein Pferd brauchen kann,
 Es heisst nur, spann' aus, einspann' *nicht!*
 Was billig unser Herz durchdringt
 Und manchen armen Hausmann bringt *in Versuchung;*
 Herr, lass sie länger nicht da bleiben
 Und solche Schelmereien treiben, *sondern erlöse uns;*
 Thu uns Deine Güte kundt,
 Erlöse uns zu dieser Stund' *von allen Uebeln.*
 Ach, lass die Schweden nun in Schaaren
 G'schwind hin zum Teufel fahren! *Amen!*

IV. Berglied.*)

Das Bergwerk ist doch lobenswerth,
 Mir thut's gefallen, vor allen andern, auf dieser Erd',
 Kein zeitlich Gut, macht solchen Muth,
 Als wenn Gott liebet, sein Segen giebet und Erz bescheert.

Eine selige Nahrung Bergwerks ist,
 Wer sich lässt g'nügen, braucht kein Betrügen, noch arge List:
 Sonst nimbt behänd gar bald ein End,
 Der Gang verschwindet, kein Erz man findet, wer Gott vergisst!

*) Um das anderthalb Stunden von Plan entfernte Städtchen Michelsberg blühte noch im vorigen Jahrhunderte Silberbergbau, und war das angeführte Lied jedenfalls ein im Planer Gau gerne gesungenes Volkslied. Sollte es nicht eine Dichtung des Dechant Schmidt sein?

Dann wer will Segen han
 Und Bergwerks bauen, der muss Gott vertrauen und rufen an
 Zu aller Zeit und mit Bescheid.
 Er muss sein Wöllen in Göttes stellen, der helfen kann.
 Hast gleich der Unkosten viel
 Die Zeit getragen, thu nicht verzagen, halte Gott still:
 Er wird Dir doch wohl helfen noch,
 Dein Unglück wenden, Dir Segen spenden, wann's ist sein Will'.
 Bau fort auf Gottes Gütigkeit
 Und lass nicht liegen, Du kannst noch kriegen gutreich Ausbeut':
 Wag' etwas dran, lass nicht darvon!
 Das kann Dir frommen, das Glück bald kommen in kurzer Zeit.
 Bricht gleich der Gang viel Kies und Querz,
 Und muss darneben viel Zubuss geben, hab' ein frisch Herz:
 Ist Hoffnung da, so lass nicht ab,
 Gott kann bescheeren und Dir verehren ein gut Stück Erz.
 Jesu, Du reicher Schöpfer mein,
 Thu kräftig sprechen auf allen Zechen den Segen Dein!
 Bess're mit Freud' reiche Ausbeut';
 Wend' allen Schaden, thu uns in Gnaden behüten fein!

V. Lied zu Sanct Anna.*)

Lass' uns Sanct Anna, das heilige Weib,
 Mit ihren Freuden begrüßen,
 Dieweil sie trug in ihrem Leib,
 Ein Jungfrau ausserspriessen,
 Mit Namen allein,
 Maria sollt sein,
 Gelobt seyst Du, Sanct Anna!

Sanct Anna gibt uns diese Gnad,
 Wenn wir sie werden anrufen,
 Jesum, den liebsten Sohne Dein,
 Wenn wir ihn werden ersuchen,
 So bist Du allein,
 O Jesu mein,
 Ein Freud' der ganzen Welt.

Sanct Anna breitet ihren Mantel auss,
 Macht unss ein Schutz und Schirm darauss,
 Beschütztet unss vor Angst und Noth,
 An Leib und an der Seele,
 Biess alle die Freud',
 Vorüber nun seyde,
 Lass unss darunter stehen.

Sanct Anna, dann Du bist allein,
 Die Du unss hast geboren
 Ein Tochter mit Namen Maria rein,
 Dieselb ist ausserkohren,
 Mit Namen allein,
 Maria sollt seyde,
 Gelobt seyst Du, Sanct Anna.

II. Kleine Mittheilungen.

Gebildbrote.

Eine Rundfrage.

Im Interesse der Volkskundeforschung erlaubt sich der Unterzeichnete die Bitte zu stellen, ihn in einer Arbeit über sogenannte *Gebildbrote*, d. h. Gebäckformen, die eine bestimmte, localübliche Form haben, durch Zusendung solcher Originalgebäcke zu unter-

*) Dieses einst im Planer Gaue vielgesungene „Geistliche Volkslied“ ist von der Feder weiland des Dechant Schmidt in das Dr. Christian Pfaltzische BÜchlein eingetragen, das heute im Besitze des Schmiedemeisters Michl Heintl in Waschagrün ist. Dieses „Anna-Büchlein“ wurde im Jahre 1674 (1676) vom Prager Domherrn Dr. Christian Pfaltz bei Georg Czernoch in Prag herausgegeben und bietet nicht allein dem Historiker, sondern auch dem Folkloristen manches Interessante.

stützen. Nur durch ein grosses diesbezügliches Material auch aus österreichischen Gauen ist es möglich, ein aus der Uebersicht und Vergleichung der Formen sich ergebendes, für die Volkskunde wichtiges Resultat zu erhalten. Ausser den unten angegebenen Gebäckformen können selbstverständlich da und dort noch viele andere Gebäcke üblich sein. Jeder Beitrag wird dankbarst angenommen, etwaige Kosten für Anschaffung der Waare, Verpackung (möglichst solid, in Watte, als Muster ohne Werth) und Versendung übernimmt
Bad Tölz (Oberbayern). Hofrath Dr. M. Höfler.

* * *

Salzburg: Seelweck, Knappenrecht (St. Barbara-Brot, Rauris), Klötzenfuchs, Schnurraus (Pongau), Mexicaner (warum so genannt?).

Tirol: Lamblbrot, Schneebrötel (Brixen), Dreikönigsküchel, Gstampa-Nudeln, Stuckweckel (Kitzbühel), Seelstück, Almernüssl, Mögerlen (Zillertal), Magschaden, Pogatz.

Oberösterreich: Hallernudeln, Röhrchen (Ischl), Linzer Kringel, Kolatschen.

Wien: Buchtel, Muckerlbrot, Kolatschen, Grammelpogatscherln, Hohlhippen, Butterkipfel.

Steiermark: Poganz.

Böhmen: Osterlaibl, böhmische Wannl, Prager Seelchen, böhmische Krapfen, Kirchweihfleck, Kolatschen, Zopfstollen, Stangen, Käsegötz, goldene Schweinchen, Karlsbader Bretzeln.

Krain: Koláz.

Ungarn: Cziga-pengetö (Schneckenkräusel).

Das Glöckeln im Salzkammergute in Steiermark.

Von C. Reiterer in Weissenbach-Liezen.

Ueber das Glöckeln im Salzkammergute überhaupt brachte *Jenny Kaesbacher* eine Mittheilung aus Ischl. Kürzlich sandte mir Herr Lehrer Fürböck eine volksthümliche Monographie „Aus 'm Hinterbergerland“ ein, der ich Einiges übers Glöckeln im steierischen Salzkammergute entnahm, es lautet wörtlich: „Am gleichen Tage (5. Jänner) ist das Glöckelgeh'n üblich; schaaarenweise durchziehen Kinder und Erwachsene das Thal, vor jedem Hause im Chor rufend: „Go schen bitten um an Glöcklkropf'n!“ Verabreicht werden Nüsse, Obst, Brot, wohl auch Krapfen. In früheren Jahren kamen namentlich aus Aussee massenhaft Glöckler, so dass der Spruch ging, ausser einigen Honoratioren sei ganz Aussee in Hinterberg „glöckeln“ gegangen; auf mitgebrachten Schlitten wurden grosse Säcke voll Gaben nach Hause gefahren.“

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Graf Wladimir Dzieduszycki †. Vor Kurzem ist der um die polnische Ethnographie und Hausindustrie hochverdiente Begründer des nach ihm genannten Museums in Lemberg, Graf Wladimir Dzieduszycki, im Alter von 74 Jahren verstorben. Wer jemals dieses musterhaft angelegte, die galizische Volkskunde und die verschiedenen Zweige der einheimischen Hausindustrien erschöpfend darstellende Museum gesehen hat, wird von der Sachkunde, der Opferwilligkeit und der Heimatliebe des verstorbenen Grafen, dem diese Schöpfung und ihre Erhaltung zu verdanken ist, den ehrendsten Begriff bekommen haben. Das vielgerühmte Arrangement der entsprechenden Abtheilung in der Ausstellung der österreichischen Hausindustrien auf der Land- und forstwirtschaftlichen Ausstellung zu Wien 1890 war sein Werk; in dem von Professor *W. Exner* herausgegebenen Führer durch diese Ausstellung — einem weit über seinen Anlass hinaus werthvoll gebliebenen Werke — stammt die Bearbeitung der galizischen Hausindustrien aus der Feder des verstorbenen Grafen. Ein ehrenvolles Andenken als Mäcen der heimischen Volkskunde bleibt ihm gesichert.

Vorarlberger Museum-Verein 1898. Der Jahresbericht für das abgelaufene Jahr, welcher soeben erschienen ist, gewährt nur in knappsten Umrissen ein Bild der Vereinswirksamkeit. Auf volkskundlichem Gebiet scheinen (S. 144 ff.) wenige Neuerwerbungen ausgewiesen. Es wäre sehr zu wünschen, dass diesem Fach erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet würde.

Deutscher Volksgesangverein in Wien 1898. Aus dem soeben zur Versendung gelangten Jahresbericht entrollt sich neuerdings ein höchst befriedigendes, aller Anerkennung werthes Bild intensiver Thätigkeit der Gemeinschaft sowohl wie einzelner in jenem Verbands wirkender Männer, von welchen stets in erster Reihe zu nennen sind: *Prof. Dr. J. Pommer, Fr. F. Kohl, Prof. J. Žak* in Brünn, *Carl Liebleitner, Dr. K. Preissecker, Carl Haller* u. A. m. Der Verein hat im Berichtsjahre 72 deutsche Volkslieder, 32 Jodler, darunter 41 Volkslieder und 15 Jodler zum ersten Male in öffentlichen Veranstaltungen mit bekannter Meisterschaft zum Vortrage gebracht. Ueber die zum ersten Male im Männer- oder gemischten Chor gebrachten Volkslieder finden wir im Jahresbericht S. 13—21 höchst interessante und werthvolle Bemerkungen seitens einzelner Vereinsmitglieder beigebracht. Zum Studium der Chöre wurden im IX. Vereinsjahre 37 Gesangsübungen, alle unter der Leitung des Chorleiters *Carl Liebleitner* abgehalten. Zwölf öffentliche Vortragsabende und Betheiligungen des Vereines an musikalischen Festfeiern geben einen imposanten Beweis der Liebe zur Sache, welche in dieser Vereinigung herrscht. Es erschien auch die *siebente Flugschrift* zur Kenntniss und Pflege des deutschen Volksliedes (Auflage 2000). Ferner erschienen: *fünf Steirerlieder* für vierstimmigen Männerchor bearbeitet von *Dr. J. Pommer*, *24 oberösterreichische Volkslieder*, aus der Sammlung von A. Ritter v. Spaun, ausgewählt und für gemischten Chor gesetzt von *Josef Reiter*, endlich die in dieser Zeitschrift schon gewürdigte Sammlung: *Echte Tiroler Lieder*, unter Mitwirkung mehrerer Freunde herausgegeben von *Franz Friedrich Kohl* (S. Bd. V. S. 92). Im südöstlichen Winkel Oberösterreichs forschte das Mitglied *Carl Haller* und ward durch manchen schönen Fund belohnt; *Prof. Josef Žak* (Brünn) endlich setzte seine vor mehreren Jahren begonnene Forschungsreise in Deutsch-Mähren mit reichsten Ergebnissen fort, als welche 3 Weihnachtsspiele, 1 Dreikönigsspiel und 45 Volkslieder zu nennen sind (S. 48). Wir wünschen dem Verein nach wie vor das kräftigste Blühen und Gedeihen und die Fortdauer der echten Liebe und Begeisterung für das deutsche Lied, von welcher er sich bisher so tief durchdrungen gezeigt hat. H.

Ferdinandeum in Innsbruck 1898. Die herrlichen Sammlungen des Tiroler Landesmuseums, von dessen Zeitschrift soeben das 43. Heft herausgegeben wurde, haben auf volkskundlichem Gebiete unter allen Landesmuseen weitaus die bedeutendsten Bereicherungen im Berichtsjahre erfahren. Die ethnographisch-culturhistorische Sammlung weist (S. XXXII ff.) einen beträchtlichen Zuwachs an Haus- und Wirthschaftsgeräthen, Handwerkzeug, Trachtenbestandtheilen, Zunftsachen, Masken zu Volksschauspielen etc. sowie eine Reihe von kunstgewerblichen Arbeiten auf, welche aus ländlichem Besitz stammen und für das Culturleben Tirols bezeichnend sind. Auf literarischem Gebiete ist aus dem vorzugsweise historischen Inhalte des vorliegenden Bandes der Museumszeitschrift der Aufsatz von *Alfred Sitte* „Eine Tiroler Siedlung in Niederösterreich“ (S. 319—323) als in unser engeres Fach einschlägig hervorzuheben. Es ist damit das Dorf Schranawand im Viertel unter dem Wienerwald gemeint, das zu Anfang des 16. Jahrhunderts von armen Leuten aus dem Etschland, nachdem es in den Kriegsläufen völlig verbrannt und vernichtet worden, wieder neu begründet wurde. Nicht minder in'eresirt uns hier die Abhandlung *Aug. Unterforscher's* über die Namen des Kalsertales (S. 19—68), die einen tiefen Einblick in die merkwürdige Culturschichtung dieses Tiroler Volksgebietes gewährt.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

21. Mittheilungen der k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. XXV. Band. Viertes (Schluss-) Heft. Neue Folge 1899.

Für die Volkskunde Oesterreichs fällt aus dem reichen Inhalte dieser Mittheilungen stets dies und jenes brauchbare Körnlein ab. So ist die Beschreibung von 15 Leinenstickereien aus dem 15. Jahrhunderte, welche Herr Conservator kais. Rath *Dr. S. Jenny* in diesem Hefte zu Ende bringt, für die Geschichte der alpinen Volksstickereien von höchstem Interesse. Die Inschriften der Glocken der St. Veitskirche zu Krumau theilt *Alexander Sacher* mit. (Siehe diese Zeitschrift, Bd V. S. 88.) Auch eine interessante Thurmuhrenschrift findet sich mitgetheilt. *Carl Gerlich* bespricht die Waffensammlung im fürst-erzbischöflichen Schlosse zu Chropin in Mähren, wobei eine Reihe sonstiger alter Einrichtungsgegenstände Erwähnung findet. So hat die Schilderung des Kachelofens im Bankettzimmer deshalb besonderen Werth, weil sie darauf slawische Decorationsmotive nachweist, die in den nationalen Textilkünsten Mährens bekannt sind: zum Beispiel den Granatapfel, die Erdbeere, Zwiebel, Tulpe, Rosette u. s. w. Auch über kramische Objecte daselbst erfahren wir interessante Einzelheiten. In dem inhaltsreichen Aufsätze von *Prof. Dr. Hans Schmölzer*, welcher sich mit kunsttopographischen Einzelheiten aus Südtirol befasst, ist die Nachweisung und Beschreibung eines mittelalterlichen Gerichtsringes, eines „banco de la Reson“, von anregendstem Interesse. Er findet sich in Cavalese, dem Hauptorte der ganzen Thalgemeinde Fleims. Unter alten mächtigen Lindenbäumen steht ein kreisrunder, steinerner Tisch mit gemauertem Fusse, dessen Platte in der Mitte ein weites, rundes Loch aufweist; er ist von zwei concentrischen Reihen ebensolcher Bänke umgeben, derart, dass je den beiden Zutrittsöffnungen des inneren Kreises die Mitte der äusseren Kreisbogen entspricht. „Hier sassen die Richter aus dem Volke, um Recht und Gesetz zu wahren und den Uebelthäter zu strafen; hier pflegten sich in späterer Zeit die von dem Scario entbotenen Markgenossen oder ihre Vertreter zu versammeln, um das Wohl des Gemeinwesens zu berathen.“ Mit Recht nennt der Verfasser diesen „banco de la Reson“ ein rechtsgeschichtliches Denkmal hohen Ranges und seltenster Art, „dessen unveränderte Erhaltung eine Ehrensache, ja eine heilige Pflicht der Marktgemeinde Cavalese und der ganzen Thalgemeinde ist“. (S. 189.) Herr Conservator *Romstorfer* berichtet über eine jener alten hölzernen Dorfkirchen, die auch in der Bukowina immer seltener werden. Es ist die alte griechisch-orthodoxe Pfarrkirche in Wolczynetz, die im Jahre 1775 errichtet wurde und jetzt zum Abbruche gelangen soll. Die darin vorfindlichen Malereien verdienen vielfach auch vom Standpunkte der Volkskunde unser Interesse. Eigene Notirung verdient hier auch die Sage von einem Abwehropfer gegen die Pest, welche sich an einen Grabstein des Friedhofes der Kirche St. Cosmas und Damian in Kärnten knüpft (1715). Unter den Notizen endlich sei auf die Bemerkungen, welche über die gothische Lichtsäule auf dem Friedhofe in Tisens bei Meran handeln und auf ähnliche Erscheinungen im christlichen Seelencult hinweisen, verwiesen (S. 207).

Dr. M. Haberlandt.

22. Dr. Franz Söhns: Unsere Pflanzen. Ihre Namensklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Zweite Auflage. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner.

In hübscher Ausstattung und angenehmem Vortrag wird hier eine Fülle von Stoff zur Erklärung der einheimischen Pflanzennamen beigebracht. Es ist bereits zum zweiten Male, dass dies Büchlein hinausgeht. Ein gutes Namensverzeichniss erleichtert den Gebrauch desselben. Wir vermissen nur die Quellenangaben. Auch wäre eine Zusammenstellung der Literatur des viel bearbeiteten Gegenstandes dankenswerth gewesen.

Dr. M. Haberlandt.

23. Dr. Heinrich Sabersky: *Ueber einige Namen von Bergen, Thälern Weilern, Weiden und Hütten in der Umgebung von Madonna di Campiglio.* Mit einer Karte. Strassburg. Verlag von Carl J. Trübner. 1899.

Für den Romanisten ist das bekannte Hochtbal zwischen der Presanella- und Brentagruppe ein anziehendes Forschungsgebiet. Die Untersuchung der hier herrschenden judicarischen Mundart, in welcher nach den Untersuchungen Ascoli's, Gartner's und Anderer verschiedene Elemente, namentlich rhätoromanische, zusammenfließen, erfährt durch diesen hübschen Beitrag Sabersky's reichliche Förderung. Seiner ganzen Darstellung nach ist das Büchlein nicht nur für die Fachgelehrten, sondern für alle Freunde dieses herrlichen Erdenfleckes und seines alten, vielfach gemischten Volkstums bestimmt und wird den Gesichtskreis derselben sicherlich auf das Erfreulichste erweitern.

Dr. M. Haberlandt.

24. Hans Schreiber: *Wiesen der Randgebirge Böhmens.* Staab 1898. Im Selbstverlage des Verfassers. 1899.

In diesem zunächst landwirthschaftliche Zwecke verfolgenden Büchlein sind von dem Verfasser, der in dieser Zeitschrift (I. S. 36) einmal die Wichtigkeit des Sammelns volkstümlicher Pflanzennamen betont hat, zahlreiche volksmässige Benennungen der Wiesenpflanzen in Deutschböhmen zusammengestellt, welche das Heftchen auch dem Volksforscher interessant werden lassen.

—dt.

25. Wandbilder zur österreichischen Geschichte. Gezeichnet von Maler *A. Gerasch.* Herausgegeben von *Prof. G. Rusch.* Blatt 1—10 (Format 66×68 cm) in reichem Farbendruck. *Erklärender Text* von *Prof. G. Rusch.* Mit 10 Abbildungen. Wien. Verlag von A. Pichler's Witwe & Sohn.

Aller Volkskunde Basis ist die Geschichte. Je mehr der Geschichtsgeist in unserer Jugend und unserer Bevölkerung erweckt und gepflegt wird, desto mehr Sinn und Interesse wird auch für die Volkskunde im engeren Sinne bestehen, desto grösserem Verständniss werden ihre Bestrebungen begegnen. So darf auch hier auf die oben genannten schönen Wandtafeln, welche der so bekannte strebsame Verlag auf die bereits an dieser Stelle gerühmten (IV, S. 271) österreichisch-ethnographischen Tafeln folgen liess, aufmerksam gemacht werden. Es ist zu wünschen, dass sie als brauchbares Lehrmittel wie jene sich in unseren Schulen einbürgern.

Dr. M. Haberlandt.

26. Dr. M. Höfler: *Deutsches Krankheitsnamenbuch.* München. Verlag von Piloty & Löhle. 1899, 922 S. Lexikonoctav.

Ein Standardwork! Kein besserer, kein gründlicher Vorbereiteter konnte dieses classische, dickleibige Werk, das in lexikographischer Form den ganzen ungeheuren Stoff der deutschen Volksmedizin erschöpft, schreiben, als der vielverdiente Herr Verfasser, der uns schon mit so vielen Einzelarbeiten zur Geschichte und Psychologie des medicinischen Volkswissens und Volksglaubens beschenkt hat.

Es ist eigentlich ein Grenzgebiet zwischen der Geschichte der Medicin und der Sprachwissenschaft, das der Verfasser in seinem Werk bearbeitet hat. Von einem der beiden Ufer musste in diesen breiten und tiefen Strom gestiegen werden. Wir halten es für eine besonders günstige Fügung, dass der Mediciner den Schritt gewagt hat. Seine Sachkenntniss ist das durchdringendere und weitertragende Licht; die linguistische Methode lässt sich leichter dazu erwerben, als im umgekehrten Falle. Ein Forscher, der sich wohl bewusst ist, dass hinter jedem Namen der Schul- und Volksmedizin längst verflossener Zeiten ein Stück Medicin- und Culturgeschichte stecke, war hier der berufene Autor. Weit über seinen Titel hinaus bietet das „Deutsche Krankheitsnamenbuch“ auch das entsprechend gesichtete Material an Organnamen und „Functionsnamen“ sowie für die Krankheitsnamen der Thiere. Und für die Volkskunde besonders erfreulich ist es, wenn der Verfasser versichern darf, dass die Namen der mit Segensprüchen sowie der mit besonderen Pflanzen behandelten Krankheiten besondere Rücksicht erfuhren. Sind doch Krautzauber, Steinzauber und Wortzauber die ältesten Behandlungsarten, die sich auch in der Volksmedizin bis auf unsere Zeit erhielten.

Von vornherein wird jeder Beurtheiler überzeugt sein, dass der Verfasser in der dankenswerthesten Art erreicht hat, was er anstrebte: Dem praktischen Arzte, dem Mediciner überhaupt, dem Freunde der Medicin- und Culturgeschichte, dem Germanisten, Mythologen, Folkloristen, sogar dem Botaniker etwas Brauchbares in dem Krankheitsramenbuche mindestens gesammelt zu haben, in welchem die Geschichte der Heilkunde sozusagen ins praktische Leben übersetzt ist. Jeder praktische Arzt Deutschlands muss wissen, was das deutsch sprechende Volk in seinen Krankheitsnamen ausdrücken will.

Dr. M. Haberlandt.

27. Josef Schiepek: *Der Satzbau der Egerländer Mundart.* Erster Theil. (Beiträge zur Kenntniss deutsch-böhmischer Mundarten. Im Auftrage des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, herausgegeben von *Hans Lambel*. I.) Prag. J. G. Calve. 1899. S. XXVI u. 206.

Diese tüchtige Arbeit verdient den Beifall und die eingehendste Berücksichtigung aller Freunde der Volkskunde und der Mundartenforschung. Sie ist umso bemerkenswerther, als sie den ersten Theil einer gründlichen Durchforschung der gesammten Syntax einer bestimmten Mundart bringt, also der ersten vollständigen Monographie in ihrer Art auf einem Gebiete, das bisher nur wenige Einzelbeobachtungen und Beiträge gezeitigt hat, und weil sie ferner als erster Band ein neues grösseres Unternehmen, die Durchforschung der deutsch-böhmischen Mundarten, glücklich eröffnet.

Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen hat bereits im Jahre 1864 den Plan zu dem oben angedeuteten Unternehmen gefasst. In seinem Auftrage hat *J. Petters* „Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens“, Prag 1864, veröffentlicht und später mehrere Beiträge zum Wortschatze Nordböhmens folgen lassen, auch andere Forscher zu verwandten Arbeiten angeregt (ich nenne nur *F. Knothes* „Wörterbuch der schlesischen Mundart in Nordböhmen“, Hohenelbe 1888, und „Die Markersdorfer Mundart“, Leipa 1895), allein das ganze Unternehmen gerieth ins Stocken. Vor wenigen Jahren hat nun Professor *Hans Lambel* den Verein zur Fortsetzung des Begonnenen bestimmt und die Schrift „Plan und Anleitung zu mundartlicher Forschung in Deutsch-Böhmen“, Prag 1896 (Sonderabdruck aus den Mittheilungen des Vereines, 35, S. 1—21), veröffentlicht. Nach diesem Arbeitsplane sind grammatische Darstellungen sowie Studien über den älteren aus Urkunden und literarischen Denkmälern zu schöpfenden Stand der einzelnen deutsch-böhmischen Mundarten, als Hauptarbeit aber ein Wörterbuch für ganz Deutsch-Böhmen in Aussicht genommen. Die erste Frucht liegt nun vor.

Schiepek schildert uns den Satzbau der Egerländer Mundart, das ist in Böhmen der Hauptrepräsentant der sogenannten nordgausischen oder oberpfälzischen Mundart, die (dem angrenzenden Bayerisch-Oesterreichischen nahe verwandt, aber doch durch eine eigenartige Lautgestaltung sich davon abhebend) in dem breiten deutschen Gebiete von Westböhmen und in dem angrenzenden Stücke von Mittelbayern gesprochen wird. Diese Mundart ist die besterforschte in Böhmen. Zur Lautlehre und zum Wortschatze haben wir grundlegende Arbeiten von *H. Gradl*, *J. Neubauer* (unter Anderem in dieser Zeitschrift, 1, S. 225—234) und *J. Trötscher*. Ihre Ergänzung erhielten sie durch Schiepek's Untersuchungen über den Satzbau der Mundart, die in zwei Gymnasialprogrammen (Saaz 1895 und 1896) erschienen sind, in der vorliegenden Schrift aber in einer bedeutend erweiterten, vertieften und abgerundeten Darstellung neu aufgelegt erscheinen.

Die Grundlage und den wesentlichen Stoff für seine Untersuchungen hat dem Verfasser die ihm völlig geläufige und vertraute Mundart seiner Heimatsstadt Plan geboten. Daneben konnte er bei der seit Alters reichen heimischen und Dialectliteratur des Egerlandes seine Belege auch schriftlichen Quellen entnehmen. So dem bekannten Egerer Frohnleichnamsspiele. Gradl hatte (Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 33, S. 229—234) mit überzeugenden Gründen gezeigt, dass dieses umfängliche Schauspiel wahrscheinlich in Eger niedergeschrieben und daselbst in den Jahren 1460—1496 aufgeführt worden ist. Es ist natürlich kein rein mundartliches Denkmal, doch konnte Schiepek auf schöne syntaktische Uebereinstimmungen zwischen dem Spiele und der heutigen Mundart hinweisen. Schiepek zog ferner unter Anderem heran die Egerländer Chroniken und die seit

1870 reich aufblühende Dialektliteratur, die vor einigen Jahren von *Alois John* in einem ausgezeichneten literarhistorischen Aufsätze (Literarisches Jahrbuch, 4, S. 12—33) charakterisirt worden ist.

Die Anordnung des Stoffes hat der Verfasser wenigstens in den Hauptabschnitten nach den syntaktischen Darstellungen von Miklosich und Behaghel durchgeführt, auch hiefür die wenigen Vorarbeiten auf dem Gebiete der mundartlichen Syntax (von G. Binz, H. Reis und J. W. Nagl) benützt, ist aber selbstständig vorgegangen, wo die besondere Art seines Materials eine andere zweckentsprechende Eintheilung forderte.

Die Darstellung selbst zeigt deutlich, dass der Verfasser als sprachgeschichtlich geschulter Philologe und mit reichen Literaturkenntnissen an seine schwierige Arbeit herangetreten ist. Indem er die vorgeführten syntaktischen Eigenheiten seiner heimischen Mundart fortwährend mit den verwandten bayerisch-österreichischen, den benachbarten nordböhmischen, aber auch mit weiter abliegenden Mundarten vergleicht und von da die Brücke schlägt zum Mittelhochdeutschen, zur gegenwärtigen Schriftsprache und zur Umgangssprache der Gebildeten, erhebt sich seine Untersuchung oft zur Darstellung und fruchtbaren Beleuchtung wichtiger allgemeiner Erscheinungen des deutschen Satzbaues und bietet eine Fülle von Anregungen, die weit über den engen Rahmen des eigentlichen Gegenstandes hinausführen.

Ich kann hier natürlich nicht auf die Einzelheiten eingehen, sondern möchte nur in aller Kürze den reichen Inhalt des vorliegenden ersten Theiles mit einigen Bemerkungen andeuten. Der Verfasser beginnt mit der Besprechung des Tempos der Rede. Die Sprechschnelligkeit einer Mundart ist im Wesentlichen ein Ausfluss des vorherrschenden Temperaments, das bei den Egerländern, wie der Verfasser ausführt, auf dem Untergrunde eines gutmüthig-ernsten Phlegmas einzelne entgegengesetzte Züge cholischer Gemüthsart und sanguinischer Lebensfreude zeigt. Es folgt die Darstellung der musikalischen Betonung (mit übersichtlichen Tabellen über die auf- und absteigende Tonbewegung im einfachen Satze und mit bemerkenswerthen Vorschlägen zu deren graphischer Wiedergabe, S. 8) sowie des Satz- und Wortaccentes.

Im dritten Abschnitt: „Satzformen. I. Einfacher Satz“ findet der unvollständige Satz, der ja in jeder Mundart einen ausserordentlich grossen Raum einnimmt, ganz besondere Berücksichtigung. Die im Egerländischen häufigsten, typischen oder geradezu formelhaften Fälle werden durch zahlreiche Beispiele belegt. Zu den eigenartigen reflexiven Impersonalien, wie „es *ralt sich*“ („Ich weiss nicht, ist er General oder Corporal, aber . . .“) möchte ich ein Beispiel hinzufügen aus der deutschen Hamlet-Bearbeitung der englischen Komödianten (17. Jahrhundert), wo Hamlet zu den Schauspielern sagt: „Hört mir nun, ihr agirtet dazumahlen eine Materie in Wittenberg von dem König Pir-Pir — es *piert sich so*“ (Creizenach, „Die Schauspiele der englischen Komödianten“, S. 164).

Viele Sätze werden in der Mundart dadurch fragmentarisch, dass wichtige Satztheile und nähere Bestimmungen des Verbums, wenn sie sich innerhalb eines bestimmten Gesichtskreises von selbst verstehen, als entbehrlich weggelassen werden. Schiepek zeigt S. 22 ff., wie die täglich sich wiederholenden Thätigkeiten innerhalb der ländlichen Berufskreise des Ackerbaues und der Viehzucht mit dem blossen Verbum ausgedrückt werden, während der Fernerstehende das dazu gehörige Object vermisst. So bedeutet „schlachten“ allein immer: Schweine schlachten, „abnehmen“: den Rahm von der Milch abnehmen, „hüten“, scil. das Vieh; „einführen“ scil. das Getreide; „brechen“, scil. den Flachs; „ausnehmen“, scil. das Brot aus dem Backofen. Innerhalb kleiner völlig abgeschlossener Lebenskreise kann diese fragmentarische Redeweise zu einzelnen Lauten verkürzt werden. Man denke z. B. an die anschauliche Schilderung, die *Heine* in seinen Reisebildern (Elster 3, S. 92) von den Schifferfamilien der Insel Norderney entworfen hat, wie hier das gleiche Geistesniveau, die gleichen Bedürfnisse, Erfahrungen und Gesinnungen „ein leichtes Verständniss untereinander“ fördern, „sie sitzen verträglich beim Feuer . . . an den Augen sehen sie sich ab, was sie denken, die Worte lesen sie sich von den Lippen ehe sie gesprochen worden, alle gemeinsamen Lebensbeziehungen sind ihnen im Gedächtnisse und durch einen einzigen Laut, eine einzige Miene, eine einzige stumme Bewegung

erregen sie untereinander so viel Lachen oder Weinen oder Andacht, wie wir bei unereseglichen erst durch lange Expositionen . . . hervorbringen können.“

In der Darstellung über den zusammengesetzten Satz wird darauf hingewiesen, dass in Bezug auf die Fülle fein abgetönter Verbindungswörter die Mundart weit hinter der Schriftsprache zurückbleibe. In der Beiordnung tritt *und*, in der Unterordnung *wöi* (wie) und *dass* für viele bestimmte Partikeln ein; *öitze* (jetzt) wird im Uebermass zur Anknüpfung und Weiterführung der Erzählung verwendet. Die Nebenordnung der Sätze wird in der Mundart im Allgemeinen sehr stark gegenüber der in der Schriftsprache üblicheren Unterordnung bevorzugt. Auch entwickeln sich, wie Schiepek eingehend zeigt, in der Mundart Uebergangs- und Mischformen zwischen Bei- und Unterordnung. (Die eigenthümlichen Fügungen mit *und* [S. 43, Anm. 3] finden sich nicht nur im Grulicher Dialect, sondern auch in ganz Preussisch-Schlesien. Bei Gerhart Hauptmann Beispiele auf jeder Seite. z. B.: „Wenn a heut ni *und* a bringt a par Greschl mit . . .“ „Die Weber“, S. 29.) Einen grossen Raum nimmt die lehrreiche Besprechung der verschiedenen Arten der Nebensätze ein.

Im vierten Abschnitte „*Wortclassen*“ werden zunächst die Interjectionen, Naturlaute, schallnachahmenden Laute, Lock-, Befehrlaute, Wiegelaute, Partikeln der Bejahung und Verneinung, Jodler u. s. w. behandelt, also Reflexlaute, die ja in der Mundart einen üppigen Nährboden für die reichste und mannigfaltigste Entwicklung besitzen. Aus diesen umfänglichen Zusammenstellungen hebe ich die Interjection *he*, *häi* (S. 82) heraus. Sie ist in der Mundart als Anruf zur Erregung der Aufmerksamkeit sehr häufig und bildet auch den charakteristischen Ruf einer mythischen Gestalt des Egerländer Volksglaubens, des nach dem Rufe so benannten *Häimanns*. Der sonst in der Mythenkunde noch wenig beachtete Häimann (vgl. J. Grimm, *Mythologie*, 3, S. 136) ist in Westböhmen eine sehr bekannte elbische Erscheinung. Gradl (*Sagenbuch des Egergaues*, S. 14 und 86) erzählt einige Sagen von ihm und bringt ihn zum wilden Jäger in Beziehungen. In meinen handschriftlichen Sammlungen finden sich sehr viele Nachrichten über diesen Geist. So berichtet mir z. B. Alois Fiez aus Deslawen bei Jechnitz, das auch zum nordgauischen Gebiet gehört: „Der Häimo(n) hauste noch vor 50 Jahren in der Gegend. Er war eine verwunschene Seele, die von Zeit zu Zeit auf der Erdofläche erschien, um von einem Menschen erlöst zu werden. Er war ein grosser, starker, bärtiger Mann in dunklen Kleidern und einem Dreispitz auf dem Kopfe und machte sich mit seinen eintönigen, lauten, stundenweit vernehmbaren Rufen: „Häi, häi, häi!“ bemerkbar. Wagte es Jemand, ihn mit dem gleichen Rufe zu verspotten, so war er den Augenblick auch aus der grössten Entfernung beim Rufer, riss ihn an den Haaren, zog ihn bei den Ohren und brüllte ihn mit einem ohrengellenden „Häi, häi!“ an. In menschliche Wohnungen konnte er nicht eindringen. Zuweilen ging er neben den Leuten auf der Strasse einher, ohne ihnen etwas zu Leide zu thun.“

Den Rest des vorliegenden ersten Theiles bildet der wichtige und reichhaltige Abschnitt über das *Verbum*, wo sowohl die Bedeutung und die Unterabtheilungen dieser Wortklasse als auch ihre Formen: Genera, Tempora und Modi mit ihrer Verwendung in Haupt- und Nebensätzen zusammenhängend behandelt werden. Hier finden wir besonders viele allgemeine Ausführungen zur deutschen Syntax, die von den besonderen Erscheinungen der Mundart aus erörtert werden. So z. B. S. 116 ff. der Nachweis, dass zahlreiche concrete Verba in der Mundart fehlen, S. 143, Anmerkung 6, der Excurs über eine eigenthümliche Verwendung des Futurum für das Präteritum im Deutschen, S. 144 ff. über das historische und das futurische Präsens, S. 151 ff. über den Verlust des Indicativ Präteriti in den Mundarten und über das Eindringen der schwachen Bildung in den Coniunctiv Präteriti der starken Verba, S. 184 ff. über die indirecte Rede, S. 197 ff. über das Augment ge im Participium Präteriti u. v. A.

Alle diese reichhaltigen Ausführungen sind sehr übersichtlich angeordnet und darum (auch infolge des sorgfältigen Inhaltsverzeichnisses und der guten Columnenüberschriften) leicht zu benutzen. Viel Arbeit steckt auch in den Anmerkungen, die auf verwandte Erscheinungen in anderen Mundarten hinweisen und die Dialectpoesie fleissig

heranziehen. Hier hat der Herausgeber wacker beigesteuert. Ihm sind die Angaben über die oberösterreichische Mundart, sowie viele Literaturnachweise zu danken. Prof. Lambel hat überhaupt schon durch seine Recension der Schiepek'schen Programmaufsätze (Mittheilungen des Vereines, 35, Beilage S. 66—70) sowie durch die sorgsamste Ueberwachung des Druckes das Werk eifrig gefördert und ihm viel mehr Mühe und Aufmerksamkeit gewidmet, als es sonst Sache eines Redactors ist.

Schliesslich darf es nicht unerwähnt bleiben, dass dank der Opferwilligkeit des historischen Vereines die Ausstattung des Buches wirklich musterhaft ist. Dass trotz der Schwierigkeiten der verschiedenen Typen, besonderen Lettern und diakritischen Zeichen der Druck so sauber und schön ausfallen konnte, beweist die ausserordentliche Leistungsfähigkeit der Druckerei Carl Bellmann in Prag.

Vom Herzen wünschen wir dem schönen Unternehmen einen frischen, fröhlichen Fortgang.
Prag. Adolf Hauffen.

V. Mittheilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

Erwerbungen im Jahre 1899.

(Schluss.)

1. *Pulverhorn*, aus Bein, mit Messing montirt, mit eingeritzten Mustern, an bunter Wollschnur. Aus Straža, Bukowina. Aus dem Besitz des Bauern Czika. Ankauf. — *Hirschruf*, aus Birkenrinde; von *Theodor Zdrob* in russ. Moldawitza, Ankauf.

2. *4 Stück Gläser*, alt, aus Nofels in Vorarlberg. — *Hellebarde*, aus Eisen, an Holzstiel; aus Nofels in Vorarlberg. Gesammelt von Herrn *Franz X. Grössl*.

3. *Lebzellenmodel*, sehr gross, aus Holz mit Schnitzarbeit, die Geburt Christi mit Anbetung der Hirten darstellend. Vom Lebzelter Emil Metzger in Perchtoldsdorf. Jahreszahl 1753. — *Lebzellenmodel*, gross, mit Bürgerstube, Frau und Mann nebst Wickelkind. Vom Lebzelter Emil Metzger in Perchtoldsdorf. „Franz Enthofer, Modelstecher 1789“. — *Doppelmodel*, mit Mann und Frau auf verschiedenen Seiten. Ebendaher.

4. *Gürtel*, aus Leder, mit Zinnnägeln, mit Bronzeschnalle, datirt 1648. Von Steinbach, Oberösterreich.

5. *Messer*, mit schwarzem geschnitzten Holzgriffe: Adam und Eva und Paradiesbaum. Von Seeboden in Kärnten.

6. *Sammlung aus Salzburg*, durch Herrn Rittmeister *Ladislav Edlen v. Benesch*, zum Selbstkostenpreis überlassen.

Aus Zell am See: *Schachtel*, gross, bemalt, dürfte aus dem 17. Jahrhundert stammen. — *Buttermodel*, aus Holz, eine Heilige vorstellend, mit Namen Jesu 1820. — *Butterbrett*, mit Kerbschnitzerei und Jahreszahl 1741; auf derlei Brettchen wurde den Gästen die Butter vorgesetzt. — *Glasgemälde*; Anbetung des neugeborenen Heilandes durch die heiligen 3 Könige. — *Oelbild*, auf Holz; S. Maria vom guten Rath. — *17 Heiligenbilder*. — *Sterbeabzeichen*, von Anton Schernthauer 1862. — *Denkzeichen* für die Mitglieder der löblichen Erzbruderschaft des Marianischen Scapulierers. — *Tabakdose*, aus Horn, mit treuem Herzen und Sprüchen. — *Weihbrunnen*, aus Zinn, mit hl. Maria. — *3 Körbe* verschiedener Form, interessantes Geflecht, für Zell und Umgebung typisch. — *Pfannknecht*, aus Eisen, verziert, circa 1680 (aus Haus Nr. 12). — *Glas*, bemalt, mit Henkel, circa 1814 (Haus Nr. 15). — *2 Wachsbossagen*, in Rahmen, verglast; Porträts eines Bauern und einer Bäuerin, aus Radstadt. — *2 Lebzellenmodel*, aus Holz, mit 3 Bildern: Jäger, Blumenmädchen und St. Nicolaus. — *Krüge*, bemalt, mit Zinndeckel. — *Zinnkrüge*, gross. — *Zinnkrüge*, klein.

Aus Saalfelden: *Holzschachtel*, bunt bemalt. — *Schubkästchen*, klein aus hartem Holz, mit Erklärung am inneren Deckel. — *Messingmerkstab*, zugleich Winkelmass, zusammenlegbar, signirt 1756. — *Grosser Thonkrug*, mit Zinndeckel, auf welchem ein Fuhrmann dargestellt ist.

Aus *Rauris*: *Nähpolster*, aus Holz, eingelegt. — *Tellerkorb*, aus Holz, bunt bemalt. — *2 Schilder*, zu Leibgürtel, gestickt. — *Pfannknecht*, aus Eisen, Dorfheim bei Saalfelden. — *Messer*, mit Holzstiel, daran geschnitzter Thierkopf, von Zell am See, Haus Nr. 8.

7. *35 Stück Heiligen- und Wallfahrtsbildchen*. Geschenk des Herrn Schulleiters *Carl Reiterer* in Liezen.

8. *Bild des heiligen Georg*, auf gelber Seide, in Rahmen. Geschenk der Frau *Marianne Riessberger*.

9. *Bauernrock*, aus weissem Tuch, mit blauer Verschnürung und Silberknöpfen. Ung.-Slowakei. Geschenk Seiner Durchlaucht *Fürst Johann von und zu Liechtenstein*.

10. *2 Liebesbriefe*, kreisrund, ausgestichelt und mit Blümchen bemalt. Geschenk des Herrn *Carl Reiterer* in Liezen.

11. *Schlesische Sammlung des Oekonomen Alois Benjamin Füllbier* in Jablunkau. Geschenk Seiner Durchlaucht des Fürsten *Johann von und zu Liechtenstein*. *Glasbild*, hl. Florian, in Rahmen. — *Kupferstich*, bemalt, hl. Maria, in Glas und Rahmen. — *Glasbild*, Heiliger mit Capelle und Muttergottes, in Rahmen. — *Spiegelbild* des hl. Antonius in Rahmen. — *Holzschnitzwerk*, hl. Anna, in Glasschränken. — *2 Klosterbilder*, gestichelt, in Rahmen. — *Holzschnitzwerk, Kreuzigung*, bemalt. — *Reliefholzschnitzwerk*, Dreifaltigkeit und Maria nebst Jesus. — *Bild*, auf Leinwand gemalt, mit Perlenhalsband; Frau mit Monstranze. — *Holzschnitzwerk*, die Taufe Jesus. — *Thonrelief* der hl. Agatha, bemalt. — *Holzfigur* des Moses, bemalt. — *2 Spiegelbilder*, Heilige darstellend, in Goldrähmchen. — *Kupferbild*, des hl. Josef, in Oel gemalt. — *Kupferbild*, Madonna eingeritzt. *Holzcrucifix*, mit Stroh eingelegt. — *Weißbrunnen*, aus Thon, grün glasirt. — *Bischofsmütze* und *Stola*, aus Carton, bemalt. — *Messingcrucifix* mit *Madonna* am Fuss. — *Schüssel*, gross, grün glasirt. — *Schüssel, blau*, gelb und grün glasirt, 1748. — *Schüssel*, ähnlich decorirt, 1778. — *Schüssel, gelb* und *blau*, 1744. — *Schüssel, gelb, roth* und *blau* decorirt, aus derselben Zeit. — *Teller*, weiss mit Wirbelornament. — *Teller*, gelb glasirt. — *5 Henkelkrüge*, gelb, mit grünen und weissen Blumen und Vögeln bemalt. — *Henkelkrug*, gerippt, gelb und blau decorirt. — *Henkelkrug*, mit Blumen und 2 blauen Thürmen bemalt. — *Henkelkrug*, blau decorirt. — *Henkelkrug*, mit hl. Johannes und Blumen bemalt. — *Henkelkrug*, mit Zinndeckel, gerippt, gelb und blau decorirt. — *Henkelkrug*, mit gelben Hirschen und Blumen bemalt. — *Henkelkrug*, grau decorirt, 1805. — *Henkelkrug*, blau decorirt mit Thürmchen und Blumen. — *Krug*, mit Zinndeckel, weiss, blaues Linienornament. — *Kaffeekanne*, mit Deckel, violett. — *Kaffeekanne*, weiss, mit blauen Vögeln und Blümchen. — *Henkelkrug*, mit durchbrochenem Hals, braun glasirt. — *Henkelkrügel*, gerippt, braun, gelb, grün und blau decorirt. — *Henkelkrug*, gelb. — *Henkelkrügelchen*, blau geblümt. — *Henkelkrügel*, braun glasirt, oben grün, am Hals durchlocht. — *2 Henkelplutzer*, braun, mit dünnem Hals. — *Henkelplutzer*, gelb glasirt. — *Branntweingefäss*, in Form eines Buches, grün glasirt. — *Branntweinflasche*, ringförmig, braun glasirt. — *Topf*, mit 2 Henkeln, braun glasirt. — *Topf*, mit Siehboden, grün glasirt. — *Dreifusshäfen*, braun. — *Schale*, blau-weiss gestreift. — *Ampel*, aus Thon, dreihenkelig, verziert, braun glasirt. — *Henkelglas*, mit farbigen Medaillons. — *Branntweinflasche*, oval, grün. — *Kerzenleuchter*, mit Schieber, aus Eisen, auf Holzfuß. — *Kerzenleuchter*, mit spiraligem Behälter und Tropfscheibe; auf drei Füßen; (Eisen). — *Laternen*, in Form eines Buches bemalt, zum Auseinanderziehen. — *Leuchter*, Holzklotzfuss, mit Dülle aus Eisen. — *2 Weberleuchter*, aus Eisen, zum Anhängen. — *2 Spannklemmeisen*. — *Vorhängschloss*, herzförmig, mit Schlüssel. — *Schnellwaage*, aus Eisen. — *2 Rasirmesser*, mit verzierten Horngriffen. — *Ladestock*, der Weberzunft, farbig bemaltes Holzbrett mit Ladezettel. — *Model*, Monogramm aus Holz. — *Winkelmass*, aus Holz. — *Siegel*, 1600. — *Siegelstock*, aus Eisen mit Messingplatte, 1733. — *2 Hornkämme*, mit verzierten Aufsätzen. — *Behälter*, aus Holz, mit Wappen, und Bauernpaar. — *Holzschachtel*, mit farbigem Strohmosaik. — *Holzdose*, mit Deckel. — *Geldbrieftasche*, aus Leder. — *Geldsimperl*, aus Stroh. — *Tabakmesser*, mit rundem Brett. — *2 Holzsteller*, verziert. — *Seiher*, aus Holz, mit Griff. — *2 Butterformen*, mit Schnitzwerk verziert. — *Nudelwalker* mit Griff. —

Butterform, mit verziertem Boden. — *Holzschüsselchen*. — *Butterfässchen*, mit Deckel. — *Geldtruhe*, alt. — *Milchfassel*, aus Holz, mit Tragschnur. — *Holzwaage*. — *Schnapsflasche*. — *Milchbehälter*, cylindrisch aus Holz. — *Flaschenkürbis*. — 5 *Holzlöffel*. — *Ledergeldkatze*. — *Ledertasche*, gross, mit Tragriemen. — *Zunftleuchter*, grün verziert. — *Schusterleuchter*, schwarz. — *Schusterstuhl*, bemalt. — *Schusterzunftlade*, bemalt, mit 4 Schuhen als Füsse. — *Kürschnerlade*, bemalt, schön verziert. — *Weberzunftlade*, reich geschnitzt mit Weberemblemen und doppelschwänzigen Löwen. — 2 *Schüsselrem*, bemalt, eine sehr lange, eine kurze. — *Actenbehälter*, zur Kürschnerlade, bemalt. — *Bettaufsatz*, mit Crucifix. — *Eckkasten*, bemalt. — 3 *Holzmulden*. — *Backofenbrett* um Einschieben. — *Ofengabel*, mit *Roller* aus Holz. — *Seiher*, für das Begiessen der Leinwand auf der Bleiche. — *Liebesbrief*, aus Papierherzen, mit Bemalung und mit Sprüchen beschrieben. — *Heft*, mit 10 Bildern (Aquarelle), Höllestrafen darstellend. — 44 *Heiligen- und Wallfahrtsbilder*, zumeist Kupferstiche.

12. *Sammlung A. Tichatchke*, aus Merkelsdorf bei Wekelsdorf, Böhmen: *Spenser*, Oberkleid mit Keulärmeln, blau, stark wattirt, mit rosa Seide geputzt. — *Spenser*, nach Braunauer Tracht, schwarz, am Rücken mit violettseidener Garnirung. — *Nieder*, aus buntem Seidenbrocat, hinten mit Wülsten, damit die daran gelegten Röcke recht abstehen, Alter etwa 80 Jahre. — *Spenser*, blau. — *Haube*, weiss, mit Knöpfelstickerei geziert und mit weisser Spitzenmasche besteckt. — *Haube*, weiss, mit Knöpfelstickerei. — *Sammthaube*, schwarz mit Silbercrép. — *Sammthaube*, mit Silbercrép und violetter Seide. — *Silberhaube*, mit rosa Seidenmasche. — *Glasbild*, hl. Georg. — *Glasbild*, S. Franciscus, in Holzrahmen. — 2 *Stück Feuerstahl*. — *Henkelkrug*, weiss. — 2 *Zinnteller* 1744. — *Wäschklopper*, aus Holz. — *Uhr* mit 2 Steingewichten. —

13. *Holzarbeiten der Zigeuner in der Bukowina*; alle Stadien der Bearbeitung zeigend. Geschenk des Herrn Director *K. A. Romstorfer*: *Rohes Holzschreit*. — *Holzschreit*, mit Andeutung der Löffelform. — *Holzschreit*, mit weiterer Ausschnitzung. — *Löffel*, roh. — *Löffel*, weiteres Stadium. — *Löffel*, bereits gehöhlt. — *Löffel*, gehöhlt und geglättet. — *Löffel*, der Stiel schon etwas verziert. — *Löffel*, der Stielansatz schön verziert. — *Schöpfer*, gross. — 2 *Spindelformen*, roh. — 2 *Spindel*, geschnitzt und bemalt.

14. 4 *Heiligenbilder*. Geschenk des Herrn Schulleiters *Carl Reiterer*.

15. 5 *Heiligenbilder*. Geschenk des Herrn *Franz X. Grössl*.

16. *Bocksbart in Silberhülse*, aus Hohenruppersdorf in Niederösterreich um 1770; gegen das sogenannte Verschreien der kleinen Kinder, Geschenk des Herrn *Franz Höfer*.

17. *Sammlung des Herrn Lehrers Josef Blau* aus dem Böhmerwald. Ankauf. 4 *Copien von Todtenbrettern*, angefertigt von Tischler Josef Traxler in Plöss. — Originaltodtenbrett. — *Glasbild*: Mater Dolorosa 1756. — *Glasbild*: Muttergottes, aus dem Orte Flecken. — *Armenseelenbild* (diese Bilder hängen beim Zimmereingang neben dem Weihbrunnen in jedem Hause) Rothenbaum. — 4 *Glasbilder*: St. Florian, St. Johann von Nepomuk, Jesus, Maria, aus Silberberg. — *Barockcrucifix* mit Engelfigur aus Holz. — *Crucifix* mit Blechfiguren. Holzcrucifix mit Maria am Fuss, aus dem Orte Flecken. — 2 *alte Schüssel*, Alter 80–100 Jahre (aus ihnen assen die Feldarbeiter die nachgetragene Milch), vom Orte Flecken. — *Gebetbuch*, geschrieben, Flecken. — 4 *wächserne Motivfiguren* von Neukirchen. — 3 *Schnupftabakgläser*.

18. *Wetterhahn*, alter *Kaffeebrenner* vom Hause Nr. 22 in der Wiener Strasse in Perchtoldsdorf. Geschenk.

19. *Doppeltzeltenmodell* nebst Abdruck, Judendorf. Durch Herrn Rittmeister *Ladisl. Edl. v. Benesch*. — *Oelbild*, die Lebensalter darstellend, dem Ende des 17. Jahrhunderts angehörig. Aus Bischoflack in Krain. Geschenk des Herrn Rittmeisters *Ladisl. Edl. v. Benesch*.

20. *Votivfigur* aus Wachs. „Weibsvolk“, aus dem Wahlfahrtsorte Mariaschein bei Töplitz. 1769. E. P. Geschenk des Herrn *Heinrich Ankert* in Leitmeritz.

21. *Krug*, *Schüssel*, 2 *Teller*, aus Jablunkau. Nachtrag zur Sammlung A. B. Füllbier.

Sachregister.

- Alter Mann, Gebäck im Böhmerwald, 243.
 Angsttraum, 95.
 Anmäuerln, Kinderspiel in Niederösterreich, 50.
 Arbeitsgesänge, 239.
 Asylrecht, 103.
 Ausstellung in Freiwaldau, 2.
Ballspiel in Niederösterreich, 50.
 Barttracht, Leitmeritz, 83.
 Bauernmöbel, 237.
 Beigürtel, Böhmen, 81.
 Bergbewohner, polnische in Ungarn, 34.
 Berglied, 275.
 Beseda in Zahorí, 62.
 Bibliographie, polnische, 38.
 Bienenzauber in Bosnien, 187.
 Bienenzauber zu Weihnacht, 190.
 Birkenruthen von der Frohnleichnamsp procession, 197.
 Bohrlöcher, heilende Wirkung der, 113.
 Bräutigamskleid, Leitmeritz, 15.
 Brautstaat, Leitmeritz, 16.
 Brechelspiele, 118, 245.
 Brettspiele in Niederösterreich, 114.
 Charwoche in Zahorí, 64.
 Craniologie der Schnalser, 6.
 — der Oetzthaler, 6.
Deutsche in Oesterreich, 139.
 Dialekte, polnische, 35.
 Dörren des Flachses, 200.
 Dreifaltigkeitsbilder im Lungau, 22.
 Drudenmesser, 184.
 Eierklopfen in Niederösterreich, 50.
 Eierschenken im Böhmerwald, 77.
 Eierspiele im Böhmerwald, 76.
 Einhauen der Eier, Niederösterreich, 51.
 Eisschiessen in Niederösterreich, 116.
 Eiwalgen in Niederösterreich, 51.
 Essen, Brauch beim, im Böhmerwald, 90.
 Ethnographisches, Steiermark, 29.
 Familiennamen in Dalmatien, 9.
 Farbeneingeben, Kinderspiel in Niederösterreich, 52.
 Fasching in Zahorí, 64.
 Fassrutschen, Niederösterreich, 118.
 Federnverwendung in Böhmen, 151.
 Flachsbau im Böhmerwald, 193.
 Flachsbrechen, 241.
 Flachshecheln, 246.
 Flachsrüffeln, 196.
 Flachsschwinger, 246.
 Flachslänge, 196.
 Florian St., in Deutschböhmen, 233.
 Frauenschmuck. Leitmeritz, 17.
 Frauenhauben, 87.
 Fruchtabtreibung, 240.
 Fuchs- und Hennenspiel, Niederösterreich, 52.
 Fürziehen in Niederösterreich, 138.
 Gasslfahren, 116.
 Gebetbücher, Böhmen, 19.
 Gebärbrote, 276.
 Gefeihebrief, 172.
 Geistliche Spiele, 23.
 Geleitesprüche, 174.
 Gerichtsbank in Cavalese, 279.
 Geschichtsbilder, österr., 280.
 Glöckelgehen in Salzburg, 135.
 Glöckelgehen in Steiermark, 277.
 Glockeninschriften, 87.
 Glückstaub, 113.
 Goneselspiel in Niederösterreich, 53.
 Grabinschriften, Oberösterreich, 119.
Haartracht der Männer, Leitmeritz, 79.
 Habergeiss, 176.
 Hahnenschlagen in Niederösterreich, 116.
 Hahnentänze, Niederösterreich, 116.
 Häimann, Sage vom, 283.
 Haklziehen in Niederösterreich, 114.
 Hanfbau in Böhmen, 149.
 Hausbemalung im Lungau, 21.
 Hausfleiss in Böhmen, 145.
 Hausforschung, 23, 96.
 Hausgeräthinschriften, 177.
 Hausweberei in Böhmen, 256.
 Hechelfrau, Spiel in Niederösterreich, 52.
 Heiratsomina, Böhmen, 77.
 Hirtenlieder in Böhmen, 226.
 Hochzeitsgebräuche im Oetzthale, 5.
 — polnische, 36.
 — der Rumänen, 240.
 Holzarbeiten in Böhmen, 146.
 Holzkirchen in der Bukowina, 279.
 Hufeisenannageln, 72.
 Hufeisensage, 109.
Innungen der Piefferküchler in Schlesien, 1.
 Inwohner im Böhmerwaldhaus, 184.
Jeleglauben der Rumänen, 25.
 Jodeln im Oetzthale, 5.
 Johannesbrauch, 175.
 Jugendspiele in Niederösterreich, 49.
Kartenspiele in Niederösterreich, 113.
 Kinder, uneheliche, in Steiermark, 59.
 Kinderlieder, 175.
 Kinderspiele in Niederösterreich, 132.
 Kirche St. Leonhard, 70.
 Krankheitsdämonen, 95.
 Krankheitsnamen, 280.
 Kröpfe im Oetzthale, 7.
 Landesmuseum, steirisches, 190.
 Lebzelterformen in Schlesien, 1.
 Legenden in Zahorí, 63.
 Leinsäen — Weiberarbeit, 195.
 Lieben in Steiermark, 57.
 Lieder in Zahorí, 65.

- Linset, 199.
 Löffel im Böhmerwalde, 90.
 Lungau, 20.
 Lusttraum, 95.
 Marbeln, Kinderspiel in
 Niederösterreich, 49.
 Märchen, polnische, 36, 139.
 — des Podhale, 25.
 — in Zahofi, 65.
 Mondglaube, Nordböhmen,
 136 f.
 Mondscheinmesser, 184.
 Mundart, Egerländer, 281.
 Mungatzn, Kinderspiel in
 Niederösterreich, 56.
 Museum in Linz, 236.
 — in Teplitz, 236.
 — in Troppau, 235.
 — in Vorarlberg, 278.
 Namen von Bergen, 280.
 Neidkrankheit, 131.
 Neujahrssänger in Böhmen,
 207.
 Obscöne Spitznamen, 14.
 Ofen im Oetzthale, 5.
 Ontlaseier, 196.
 Opfergeld im Böhmerwalde,
 72.
 Ortsnamenkunde, polnische,
 35.
 Ostereier in der Bukowina,
 155.
 — in Galizien, 161.
 Oetzthal, 4.
 Pechziehen, Spiel in Nieder-
 österreich, 151.
 Pfefferküchler, 1.
 Pflanzenglaube, 138.
 Pflanzenkunde, 279.
 — polnische, 38.
 Pilotenlied, 234.
 Plumpsackverstecken, 54.
 Polsterltanz in Niederöster-
 reich, 116.
 Pulsglocke, 89.
 Räthsel, polnische, 36.
 Raffeln, Spiel in Niederöster-
 reich, 55.
 Reigentänze bei den Süd-
 slawen, 94.
 Rhythmus, 239.
 Richterherabschlagen, Nieder-
 österreich, 52.
 Rockenreise, 250.
 Rockenstuben, 248.
 Schachteltragen, Spinnstuben-
 spiel in Böhmen, 253.
 Scheid (Flachsmass), 242.
 Schilling (Flachsmass), 242.
 Schmetter (Kinderspiel) in
 Niederösterreich, 50.
 Schnadahüpf, steirische, 60.
 Schnalserthal, 4.
 Schneidern, Kinderspiel in
 Niederösterreich, 52.
 Schwabentanz in Niederöster-
 reich, 55.
 Schwoagerin, Steiermark, 58.
 Schützenscheiben, 186.
 Schwedeneisen, 100.
 Schwertdarstellung auf Stein-
 kreuzen, 203.
 Sagen in Zahofi, 67.
 Samson von Tamsweg, 21.
 Sitten, polnische, 36.
 — der Schnalser, 5.
 — in Steiermark, 29.
 Slawen in Oesterreich, 139.
 Spinnen des Flachses, 247.
 Spinnräder in Böhmen, 248.
 Spinnlieder, 250.
 Spinnischerze, 250 ff.
 Spinnradtänze, 250.
 Spitznamen in Dalmatien, 8, 12.
 Soldatensegen, 271.
 Sprichwörter, polnische, 38.
 St. Anna, Lied von, 276.
 St. Leonhard, Sagen von, 76.
 — als Bischof, 75.
 — als Patron der Gefangenen,
 71.
 Steinkreuze in Böhmen, 97,
 202.
 Stallsegen im Lungau, 21.
 Sterbeandenken, 162.
 Stickereien, alpine, 279.
 Stroharbeiten in Böhmen, 149.
 Strohschneidertanz in Nieder-
 österreich, 116.
 Tabakpfeifen in Böhmen, 82.
 Tanz im Böhmerwald, 78.
 Taufmuschel, 185.
 Taufnamen in Dalmatien, 9.
 Taufschüssel, 181.
 Tischkerln, Kinderspiel in
 Niederösterreich, 50.
 Todansagen, dem Flachse, 247.
 Todtendichtungen, 162, 260.
 Todtengebräuche d. Rumänen,
 240.
 Tracht des Schnalser, 5.
 — der Frauen in Leitmeritz,
 17 f.
 — der Männer in Leitmeritz,
 19.
 — des Volkes in Leitmeritz
 Umgebung, 14, 79, 236.
 — der bayrischen Wallfahrer
 im Böhmerwald, 77.
 Umreiten in Böhmen, 72.
 Vaterunser, d. sächsische, 274.
 — des Torstenssons, 270.
 Vergewaltigung, 94.
 Viehtafeln im Lungau, 21.
 Volksfest im Lungau, 22.
 Volksgesangverein, Deutscher,
 26, 28, 278.
 Volksindustrie, polnische, 36.
 Volkslieder, deutsche, 191.
 — in Deutschböhmen, 269.
 — fränkische, 27.
 — Kärntner, 27.
 — Oberösterreichische, 27.
 — polnische, 36.
 — in Steiermark, 29.
 — in Tirol, 92.
 Volkskunde in Dalmatien, 191.
 — des Balkan, 25.
 — des Egerlandes, 24.
 — polnische, 32 ff.
 — Methode der, 191.
 Volkssagen in Steiermark, 31.
 Volksschauspiele im Böhmer-
 wald, 95.
 Motivflaschen, 183.
 Motivtafeln, 73 f.
 Motivthiere, 73.
 Wahrzeichen in Niederöster-
 reich, 238.
 Weidenpfeifen in Niederöster-
 reich, 49.
 Weihnachtsfeier des Podhale,
 26.
 Weltausstellung in Paris, 190.
 Wettläufe in Niederösterreich
 118.
 Wiesenpflanzennamen, 280.
 Wilde Jäger, 109 f.
 Winteraustragen in Zahofi, 64.
 Wohnungswesen, deutsches,
 238.
 Wotanssage, 109 ff.
 Zahofi, 60.
 Zaubermittel, polnische, 38.
 Zeugung, 93.
 Zwerge von Tamsweg, 21.